g: 413, 3

EM.

30.2816
3

II 5.

Johañ Christoph Müller

Des
Philoſophen von Sansſouci
ſämtliche
Werke.

Dritter Band.

Neuüberſezt.

Müller

Mit Königlich Preuſſiſcher und Kurfürſtlich Sächſiſcher allergnädigſter Freiheit.

Berlin,
bei Arnold Wever.
1783.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Aufſäze
vermiſchten Inhalts.

Briefe

an das Publikum.

Bekant gemacht im Jahre 1753.

Erſter Brief.

Ich habe Eure Neigungen ſtets geliebt, und Eure Launen reſpektirt; Eure unerſättliche Begierde nach Neuigkeiten iſt mir bekannt, und ich ſeze meinen Ehrgeiz darin, Euch einen Dienſt zu erzeigen. Jene alltägliche Begebenheiten, welche Euch die kleinen Botſchafter, die Ihr in Europa unterhaltet, die Woche zweimal erzälen, ekeln Euch an; Ihr wolt etwas Beſonders, wolt überraſchende Neuigkeiten haben. Eure Botſchafter melden Euch dann und wann ganz unglaubliche, ſo wahr ſie unſtreitig auch ſind; doch dies iſt nicht hinreichend. Ihr liebt in der Politik die geheimen Sachen; ein Hang, den ich ebenfalls habe, und zugleich eine ganz ungemeine Geſchiklichkeit, ſie zu entdekken. Dies ſezt mich denn in den Stand, Euch von dem zu unter-

halten, was jezt bei einem gewiſſen Hofe vorgeht, und was ſehr verborgen gehalten wird.

Ihr ſeht wol ein, ohne daß ich's Euch erklären darf, daß in unſerm Jargon ein gewiſſer Hof den Berliner Hof bezeichnet. Ich habe dieſe Neuigkeiten aus der erſten Hand; es ſind keine: Man ſagt, ſondern wohlbeſtätigte Thatſachen. Ich habe erſtaunliche Dinge entdekt, die ich Euch um ſo gerner anvertraue, da Eure Klugheit und Verſchwiegenheit mir bekannt ſind, und da ſonach dies Geheimnis unter uns beiden bleiben wird.

Zittert für Europen's Ruhe, wir ſind einem Eräugniſſe nahe, welches das Gleichgewicht der Mächte, das unſre Väter ſo weislich eingeführt haben, ganz über den Haufen werfen kann. Es iſt um das Syſtem des Abbe's de Saint Pierre gethan, es wird nun nie zur Wirklichkeit gedeihen. Ich habe erfahren, daß vor einigen Tagen ein groſſer Staatsrath geweſen iſt, daß ſelbigem die Angeſehenſten des Staats beigewohnt haben, und daß darin eine Sache iſt verhandelt worden, die an Wichtigkeit ſeit Menſchen Gedenken nicht ihres Gleichen gehabt hat.

Ein Tonkünſtler aus Aix in Provence ſendet zwei Menuetten hierher, woran er zehn Jahre komponirt hat, und bittet, ſie auf dem Karneval ſpielen zu laſſen. Superficiellen Köpfen wird dies höchſt unbedeutend vorkommen; allein wir andern Politiker, die wir allenthalben die Feinheiten ausfinden, und die wir den Folgerungen bis zu ihren lezten Schlüſſen nachgehen, wir ſind zu gründlich, um ſo etwas als eine Geringfügigkeit zu behandeln.

Als über dies Begehren berathſchlagt wurde, theilte ſich das Konſeil; die eine Hälfte war für die Menuetten, die andre dawider. Diejenigen, die dafür waren, behaupteten, daß man ſie ſpielen müſſe, um durch dieſe Auszeichnung diejenigen aufzumuntern, die einer gewiſſen Macht wol wollen, die aber zum Unglük nicht allzugros iſt. Die Oppoſitionspartei verſezte, daß es wider die Ehre der Nazion ſei, fremde Menuetten ſpielen zu laſſen, da im Reiche ſelbſt ſo viele neue gemacht würden. Die Menuetten könnten doch gut ſein, wenn ſie gleich anderwärts gemacht ſind, erwiederten jene, und die Liebhaber der Künſte müſten mehr Achtung gegen die Wiſſenſchaft, als gegen das Vaterland, oder

gegen den Ort haben, woher die Menuetten gekommen wären.

Dieſe Gründe überzeugten die Oppoſitions-partei nicht, und ſie behauptete: man müſſe dieſe Menuetten für Kontrebande erklären. Die Menuettiſten wurden über dieſe Entſcheidung ſehr entrüſtet, und bemühten ſich zu beweiſen, daß, wenn man ausländiſche Menuetten als Kontrebande behandeln wollte, andre Völker dadurch berechtigt würden, gleichfalls alle Produkte zu verbieten, die ihnen Preuſſen lieferte; daß dem Handel und Wandel nicht völlige Freiheit laſſen, ihn zu Grunde richten hieſſe, und endlich, daß die andern Mächte nicht mit kaltem Blute zugeben würden, daß man ſich's herausnäme, ihre Menuetten von Tänzen und Feſtins auszuſchlieſſen.

Hierüber wurden die Antimenuettiſten hizig, und behaupteten: man müſſe ſtets das Intereſſe und jede andre Rükſicht der Ehre aufopfern; es ſei wider die Würde eines Hofes, nach andern Tönen zu tanzen, als nach ſeinen eignen; die Menuettiſten wären neurungsſüchtige Geſchöpfe, die auswärtige Gebräuche im Lande ein-

führen

führen wollten; man müſſe ſich von ſeinen alten Gewohnheiten und Gebräuchen nie abbringen laſſen, wenn ſie auch gleich nichts taugten; ſchlüslich behaupteten ſie, dieſe Menuetten würden die Sitten verderben.

Der Streit ward hierüber ſo hizig, daß alle zugleich ſprachen, daß jeder Recht haben wolte, daß die Minderhizigſten bereits zu harten Worten präludirten, und daß man endlich genötigt ward, die Verſammlung auseinandergehn zu laſſen. Den folgenden Tag verſammlete ſich der Staatsrath auf's neue, um dieſe Berathſchlagungen wiederum vorzunemen. Der Enthuſiasmus hatte ſich wärend dieſer Pauſe etwas gelegt, und es war eine friedliche Partei entſtanden. Dieſe Verſöhnungsmacher thaten, um jederman zu befriedigen, den Vorſchlag, zu verſtatten, mit Ausſchlus der andern die Menuet aus Moll zu ſpielen. Ob nun zwar dieſes Vergleichsmittel nicht angenommen ward, weil es vernünftig war, ſo hinderte dies doch nicht einen neuen Vorſchlag zu wagen, der darin beſtand, die Menuetten zu ſpielen, ohne ſie zu tanzen.

Durch eine beträchtliche Mehrheit der Stimmen ward dies verworfen, und man verſichert, daß jezt eine Art Manifeſt unter der Preſſe ſei, worin die Urſachen ausgeführet werden, weshalb man die Menuetten nicht hat aufführen laſſen.

Dies Betragen kann vielleicht äuſſerſt wichtige Folgen haben. Da nun Europa, und zumal Eure Neugier daran vielen Antheil nemen mus, ſo werd' ich aufmerkſam ſein, mich von dem zu unterrichten, was in dieſer Sache ferner vorgehn wird. Daß der Hof ſtark damit beſchäftigt iſt, iſt zuverläſſig, und auch ganz natürlich, wenn man die Wichtigkeit dieſer Sache bedenkt.

Ein Menuet kann eine ſehr ernſthafte Sache werden. Wieviel dergleichen Beiſpiele könnt' ich nicht anführen! Ein Kopfzeug, das die Königin Anna von England behandelte, und das Mylady Marlborough kaufte, zerris die furchtbare Verbündung der Mächte, die Frankreich bekriegten, und veranlaste den Frieden, den die Königin Anna im Jahre 1710 ſchlos. Eine Verbeugung, die Cäſar den Senatoren

ren zu machen vergas, die ſich im Konkordien-tempel verſammlet hatten, beſtimmte den Brutus, wider ihn in Verſchwörung zu treten. Und war nicht ein Apfel an all' den Unglüksfällen und Leiden Schuld, welche über die Nachkommenſchaft der erſten Bewohner des irrdiſchen Paradieses gekommen ſind?

Ihr werdet mir zugeſtehn, daß ein Menuet von ſo vielem Gewicht iſt als ein Kopfpuz, eine Verbeugung oder ein Apfel. Nur harren mus man, und man wird ſchon ſehn, zu was allem es Anlas geben wird. Jezt bin ich noch zurükhaltend gegen Euch, weil es das erſtemal in meinem Leben iſt, daß ich mir die Freiheit neme, Euch zu ſchreiben; ich verſpreche Euch aber bei erſter Gelegenheit mich nicht mit alltäglichen Mutmaaſſungen zu begnügen, ſondern weit wunderbarere und ſchwankendere mit weit mehrer Unverſchämtheit zu wagen, als Eure kleine Botſchafter, deren Monotonie und Abgeſchmaktheit Euch ekel zu werden beginnt. Reizen die heutigen Neuigkeiten Eure Neugier nicht, ſo verſprech' ich Euch für künftig eben ſo romanhafte und noch weit ſeltſamere.

N. S.

N. S.

Dieſen Augenblik erfahr' ich, daß die andern Höfe an dieſer Menuettenſache Theil genommen haben, und daß ſie in Kurzem unſerm Hofe hierüber die allerernſtlichſten Vorſtellungen thun werden. Das Uebrige mit nächſter Poſt!

Zweiter Brief.

Die groſſe Angelegenheit, die uns beſchäftigt, wird von Tage zu Tage verworrener. Die von uns vorausgeſehenen Fälle haben ſich zum Theil eräuget; man ſieht nichts als ankommende und abgehende Kuriere, von deren Depeſchen gleichwol nichts lautbar wird. Der Geſante des Hofes von Fes hat unſerer Regierung ein Memoire übergeben. Sein Hof nimmt ſich der Muſik von Aix in Provence ſehr eifrig an, und erkläret in dieſem Memoire ausdrüklich, daß der König von Fes die Weigerung, ſie ſpielen zu laſſen, als eine empfindliche Beleidigung anſehn wird, die man ihm in der Perſon ſeiner Bundesgenoſſen zugefüget hat.

Der Geſante des Hoſpodar's der Wallachei hat ſeine Vorſtellungen wegen eben dieſer Sache mit beigefüget, und hinzugeſezt: ſein Herr ſähe

ſich genötigt, mit der Stadt Aix gemeinſchaftliche Sache zu machen, um die Ehre ihrer Menuetten zu behaupten, zumal da er unlängſt eine Franzöſiſche Muſikakademie zu Arcim errichtet habe.

Bis jezt ſind alle dieſe Vorſtellungen fruchtlos geweſen; unſer Hof beſtehet auf ſeinem Entſchluſſe, und es ſcheinet, daß er dieſe Sache bis auf's Aeuſſerſte treiben will. Jederman iſt über dieſe Unbiegſamkeit erſtaunt geweſen, man iſt es aber nicht mehr, ſeitdem man in Erfahrung gebracht hat, daß der Hof in ſeinem Starrſinn durch das Truzbündnis iſt aufgemuntert worden, das er mit der Republik Sant Marino ſo eben insgeheim geſchloſſen hat. Salomo hat wol mit Recht geſagt: Nichts iſt ſo klein geſponnen, es kömt endlich an die Sonnen. Denn unſerm Scharfblik kann nichts verborgen bleiben; Bündniſſe, Traktate, geheime Vergleiche, alles wird von uns ergründet. Einen Theil erräth man, einiges erfährt man, dazu fügt man ſeine Mutmaaſſungen, und am Ende weis man die Traktaten ſo gut, als hätte man ſie ſelbſt gemacht.

Ihr werdet Euch höchlich wundern, den allergeheimſten Artikel dieſer ſo ganz neuerlich geſchloſſenen Allianz hier anzutreffen, vernemet daher die Art, wie er in unſre Hände gefallen iſt.

Der Geſante von Santo-Marino ſpeiste vor einigen Tagen bei dem Geſanten der dreizehn Kantons, und lies den geheimen Artikel beim Herausziehn des Schnupftuchs fallen. Selbiger ward ſogleich aufgehoben, und wir ſind ſo glüklich geweſen, ihn uns zu verſchaffen. Wie behutſam mus ein Geſanter nicht ſein, und wie gefärlich iſt es nicht für ihn, das Schnupftuch aus der Taſche zu ziehn.

Hier iſt dieſer allergeheimſte Artikel.

Ferner machen Sich Se. Königl. Preuſſiſche Majeſtät anheiſchig, daß wenn die durchlauchtigſte Republik Santo-Marino aus Has wegen dieſes jezt geſchloſſenen Bündniſſes durch ſchlechte Serenaden, oder ihr misfällige Chakonnen ſollte beunruhigt werden, Se. Majeſtät auf Ihre Koſten ſelbiger ein Schif von hundert Kanonen und vier Fregatten halten wollen, die alle-

zeit in dem Hafen von Halberſtadt zum Dienſte beſagter Republik in Bereitſchaft liegen ſollen; und im Falle man, widrigen Windes oder andrer Umſtände wegen, Hülfe an Gelde vorziehen möchte, ſoll dieſe Eſkader auf die Summe von vierhundert Livres in denen Münzſorten angeſchlagen werden, worin der Köllniſche Zeitungsſchreiber vor zehn Jahren bezalet wurde, und die der Republik von unausſprechlichem Nuzen wider ihre Feinde ſein können. Dafür macht hinwiederum die Durchlauchtigſte Republik Santo-Marino ſich anheiſchig, mit Preuſſen in allem, was den Menuettenvorfall betrift, gemeinſchaftliche Sache zu machen, und erkläret, ungeachtet der alten Allianz, in welcher beſagte Republik mit der Stadt Aix ſeit den Zeiten Peter's von Provence und der ſchönen Magellone ſtehet, und mittelſt welcher ſie beſagter Stadt den friedlichen Beſiz ihrer Muſik garantiret hat, ihre Verpflichtungen für null und nichtig, angeſehen ſie das Recht zu haben glaubt, ihr Wort zu erklären, wie ſie will, zu gleicher Zeit

nach

nach ihrem Gutbefinden entgegenſezte Verbindungen einzugehen, und ihre alten Traktate völlig zu entkräften, ſobald es ihr einkommt, neue zu machen. Sie verſpricht Se. Preuſſiſchen Majeſtät ihr Kontingent in Bereitſchaft zu halten, damit ſolches, ſobald der Caſus foederis es erfordert, gebraucht werden könne. Dies Kontingent wird aus drei Bierfiedlern und drei Marketenderinnen beſtehen, und falls Se. Königl. Preuſſiſche Majeſtät es für dienlicher erachten ſollten, dieſe Hülfe in Geld zu verwandeln, ſo ſoll die Durchlauchtigſte Republik von dem Augenblik der gethanenen Kriegeserklärung an, jährliche Subſidiengelder von einem und einem halben Zechin, vier Sols, zehn Liards bezalen.

NB. Die Hülfe ſoll auf beiden Theilen in Bereitſchaft gehalten werden, ſo daß ſie auf's längſte drei Monate nach ergangner Anforderung abgehen kann, und im Fall dieſe Hülfe nicht hinlänglich ſein ſollte, ſo machen die hohen kontrahirenden Mäch-

te ſich hierdurch anheiſchig, deren Zal zu verdoppeln.

Dieſer Separatartikel ſoll auf's allergeheimſte gehalten werden, und eben die Kraft haben, wie der allgemeine Traktat. Ueberdies macht man ſich anheiſchig, die übrigen freundſchaftlichen Mächte zum Beitritt zu dieſer Verbindung einzuladen.

Der allgemeine Traktat iſt noch nicht bekannt geworden, da er aber dazu gemacht iſt, der ganzen Welt vorgelegt zu werden, ſo verſichern wir Euch im voraus, daß es nicht der Mühe lohnt, ihn zu leſen. Die Quinteſſenz des Giftes, das Feine und Scharfe deſſelben ſtekt völlig in dieſem geheimen Artikel, und eben deshalb werdet Ihr ſelbigen mit der grösten Wolluſt hinterſchlürfen.

Der Geſante von Fes, der bei dem Gaſtmale zugegen war, bei welchem dieſer geheime Artikel verloren ging, hat ſelbigen ohne Zeitverluſt abſchreiben laſſen, und durch ſeinen Zitharſchläger (der in Fes eine groſſe Rolle ſpielt) unmittelbar an ſeinen Hof geſant, und da alle

Um-

Umſtånde bei einer Sache, wie dieſe, von Belang ſind, ſo dürfen wir nicht zu bemerken vergeſſen, daß des Kuriers linkes Schulterblatt konvex war, und daß ſein Pferd an beiden Hinterbeinen weiſſe Flekke hatte.

Dieſe groſſe Eråugnis giebt unſern Konjekturen ein weites Feld. Wenn der Krieg ausbrechen ſollte, werden die Stadt Aix, der König von Fes und der Hoſpodar der Wallachei, ihre Allianz durch den Beitritt Kulikan des Sehr Gerechten, der ſeinem Vetter und ſeinen Brüdern die Augen ausſtechen laſſen, und des jezt regierenden Schachs von Perſien verſtårken, oder wenn dieſen die innerlichen Kriege, die ſein ſchönes Reich zerreiſſen, zu ſehr beſchåftigen ſollten, ſo könnten ſie ſich mit dem groſſen Mogul, oder mit dem Kaiſer von Japan vereinigen, aus deren Låndern ſie echte Kameele und Elephanten zu ziehn im Stande ſind.

Daß ein gewiſſer Hof ſo vielen vereinten Måchten widerſtehen kann, iſt ſchlechterdings unmöglich, und es ſteht zu hoffen, daß endlich die Zeit kommen wird, wo er der Laſt ſeiner Feinde erliegen mus. Was für Freude werden uns

nicht dieſe langerwartete Eräugniſſe verurſachen! Wie vergnügt werden Eure Neuigkeitendrechsler ſein, endlich ihre Prophezeiungen erfüllt zu ſehn, und was für Dank werden ſie nicht denen Menuetten ſchuldig ſein, wovon die eine aus Moll iſt.

Unterdeſſen gehn die Feſte und Bälle hier ihren gewöhnlichen Gang; der Hof denkt an nichts als an Ergezlichkeiten, und lebt in der Sicherheit, die vor groſſen Kataſtrophen hergehet; wir aber, die wir weiter ſehn, als unſre Naſen reichen, und die wir im Superlativ fein ſind, wir verkündigen, wie die unglükliche Kaſandra, daß das Maas voll iſt, daß die Tage des Trauerns da ſind, und daß ungeachtet der durchlauchtigſten Republik von Santo-Marino ja ſelbſt der von Lucca, man in Kurzem einen Schwarm Barbaren ſehn wird, welche die Menuetten zu Aix in der Provence rächen, und die Muſik des ſogenannten guten Opernmachers verbrennen werden; daß man von wahren Elephanten das Orcheſter wird eingeſtampft ſehn, und daß, um das Unglük auf den Gipfel zu bringen, dies barbariſche Volk die Stimmen dieſer Herren, die auf unſern Bühnen den Diſkant ſingen, in ſchrekliche Basſtimmen verwandeln

wird;

wird; daß die Jungfrauen, die mit ſo vieler Keuſchheit Dienſte auf eben dieſen Theatern verſehen, werden geſchändet werden, und daß man ſtatt aller Harmonie nur die Menuetten von Aix hören wird, wovon die eine aus Moll iſt.

Im Fall dieſe Prophezeiung nicht eintreffen ſollte, wollen wir dieſen Queerſtrich mit dreiſter Stirn aushalten, und demungeachtet nicht ablaſſen zu prophezeien. Unſern Herrn Kollegen aber, die ſich, wie wir, damit abgeben, in der Zukunft zu leſen, raten wir, blos vergangne Begebenheiten zu prophezeien, wenn ſie die künftigen nicht treffen, oder ihre Prophezeiung wenigſtens auf hundert Jahre hinauszuſchieben.

Den Augenblik hören wir, daß der Geſante von Fes die Kolik bekommen hat, und ſich am groſſen Zäh will elektriſiren laſſen. Ein berühmter Arzt verſichert, ſeine Unbäslichkeit entſtünde aus einer Ueberladung von Schmähungen; ſein Wundarzt aber behauptet: es ſei eine politiſche Krankheit, und er habe es für ratſam gehalten, ſich vom Hofe zu entfernen.

N. S.

Ich ſehe mich genötigt, Entſchuldigungen bei Euch zu machen, daß mein Styl nicht an die Eleganz, und an die edle Kühnheit des Styls Eurer Korreſpondenten reicht. Um dieſen Grad der Vollkommenheit zu erlangen, ſtudire ich ohne Unterlas in Euren Archiven, fange an, mir ihre Phraſen eigen zu machen, und werde mich ſofort gewiſſer, kräftiger, nervöſer und maleriſcher Beiwörter bedienen; zum Beiſpiel, jener **Hoſpodar ohne Treu und Glauben** wird den Hoſpodar der Wallachei bedeuten, durch jenen **treuloſen und verrätriſchen Fürſten**, werd' ich Euch den König von Fes bezeichnen, und ich werde all' meine Kräfte anſtrengen, mich durch meine Aufmerkſamkeit Eurer Güte und Eures Vertrauens immer würdiger zu machen. Das Uebrige mit künftiger Poſt!

Dritter Brief.

Brief
des
Grafen Rinochetti
erſten Senators der Republik von Santo-Marino
an den
Freiherrn von Zopenbrug,
Miniſter Se. Majeſtät des Königs von Preuſſen.

Mein Herr,

Mit eben ſo groſſem Erſtaunen als Unwillen haben wir vernommen, daß ein Stük von Zeitungsſchreiber unverſchämte Dinge in Betref unſrer Durchlauchtigſten Republik geſchrieben hat,

hat, und daß dies ſkandalöſe Werk in der Hauptſtadt des Königs, Ihres Herrn, iſt gedrukt und verkauft worden.

Noch bis jezt hat keine Schrift, keine Zeitung aus Berlin irgend jemanden beleidigt; überdies iſt uns bekannt, daß Se. Königliche Majeſtät von Preuſſen Schmähſchriften gegen Privatperſonen ernſtlich beſtrafen, daher erſtaunen wir um ſo mehr, zu ſehen, daß man den Druk des Werks erlaubt hat, das unſre Beſchwerden veranlaſſt, und wir erkühnen uns zu hoffen, der König, Dero Herr, werde es nicht dulden, daß eine Privatperſon in ſeinen Staaten Souveräns gröblich beleidige. Wir ſchmeicheln uns, daß Höchſtdieſelben den Elenden zu beſtrafen geruhen werden, der uns ſo ſchwer beleidigt hat. Er läſſt Traktate und geheime Artikel drukken; ſcheint uns ſogar lächerlich machen zu wollen. Das iſt warlich! nicht auszuſtehn, und dafür müſſen wir eine eklatante Genugthuung haben.

Zwar giebt's in Europa einige Staaten von mehrer Wichtigkeit als der unſrige iſt; mus man uns aber deshalb verachten, weil wir nicht die ſtärkſten ſind? Gleichwol weis meine Durch-

lauchtigſte Republik ſich in Italien Anſehn und Ehrfurcht zu verſchaffen. Wir haben einzig und allein ohne Bundesgenoſſen den Kunſtgriffen des Kardinal's Alberoni, den Kanons und den Exkommunikationen der Kirche und allen gewaltſamen Angriffen unſrer Feinde widerſtanden; wir haben ihre Intriken entdekt; ihre Projekte zu Waſſer gemacht, für unſre Freiheit gekämpft, und uns aufrecht erhalten.

Würden dieſe Thaten rühmlicher ſein, wenn ſie zu Bern, Venedig oder Amſterdam geſchehn wären, als jezt, da ſie zu Santo-Marino geſchehen ſind? Selbſt Rom war bei ſeinem Entſtehen nicht einmal das, was wir jezt ſind. Der Luxus hat unſre Sittenſtrengigkeit nicht verderbt; man findet bei uns noch altväteriſche Tugenden; unſre Frugalität und unſre Eintracht erhalten unſern Staat; wir haben nichts koſtbarers als unſre Freiheit und unſern guten Ruf; weder ein unſeeliger Zeitungsſchreiber, noch irgend eine Macht auf der Welt ſoll uns dies unſchäzbare Gut rauben.

Wir hoffen, Se. Majeſtät werden es nicht länger dulden, daß man uns beleidigt, ſondern

als König ſich der Sache einer ſouveränen Republik annemen. Wir ſchmeicheln uns, daß Sie, mein Herr, durch Ihren groſſen Kredit unſre gerechte Vorſtellungen unterſtüzen, und meiner Durchlauchtigſten Republik die Genugthuung verſchaffen werden, die ſie von der Billigkeitsliebe des Königs, Ihres Herrn, ſich verſpricht.

Ich habe die Ehre zu ſein, mein Herr, u. ſ. w.

Ant-

Antwortſchreiben
des
Freiherrn von Zopenbrug
Miniſters Sr. Königl. Preuſſiſchen Majeſtät
an den
Grafen Rinochetti,
erſten Senator der Republik Santo-Marino.

Mein Herr,

Sobald ich das Schreiben erhalten hatte, womit Sie mich beehret haben, ſtattete ich Sr. Majeſtät davon Bericht ab.

Sie können verſichert ſein, daß hier jedermann die Privatperſonen laut und heftig tadelt,

 die

die ſich erdreiſten, durch ihre Schriften ſouveräne Mächte zu beleidigen. Von dem Pabſt und dem Kaiſer an bis zum Biſchof von Koſtniz und dem Fürſten von Zipentzerbſt herab müſſen alle regierende Häupter vom Publikum reſpektiret werden; ſie mögen nun ſtark ſein oder ſchwach, Freunde oder Feinde; das alles thut nichts zur Sache, und der Wohlſtand heiſcht, daß, wenn man ihrer erwähnt, dies allemal in geziemenden Ausdrükken geſchehen mus. Groſſe Fürſten ehren ſich in ihres Gleichen ſelbſt. Dulden ſie, daß eine Privatperſon eine andre Macht verhöhnet und beſchimpft, ſo vergeſſen ſie, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind.

Seit einer gewiſſen Zeit iſt der Misbrauch der Preſſe bis zum höchſten Aergernis geſtiegen; Privatperſonen haben Urſach gehabt, ſich über die Bosheit der Autoren zu beſchweren, und mehr denn Eine Macht iſt von dem Schlag Leute beleidigt worden, die, um zu leben, Neuigkeiten zuſammenſchmieren, die mehr Lügen als Warheiten zu Markte bringen, und die ſich zu Aretins unſers Jahrhunderts aufwerfen. Doch Niemand legt denen Nachrichten Glauben bei, die ſie ausbreiten, denn ihre Neuigkeiten ſind

in

in Miskredit gekommen, weil ſie das Publikum ſo oft aufs gröblichſte hintergangen haben.

Man hat nicht gewartet, bis Dero Durchlauchtigſte Republik ihre gerechte Beſchwerden über die Neuigkeiten einreichte, die man hier verſtolner Weiſe ausgeſtreuet hat, ſondern man hat das Werk ſogleich verboten, und dem Verfaſſer ernſtlich unterſagt, je wieder ohne Erlaubnis zu ſchreiben.

Ich ſchmeichle mir, daß die Grosmut Ihrer Durchlauchtigſten Republik ſich mit dieſer Züchtigung wird begnügen laſſen. Einem Schwäzer das Reden oder einem verbranten Gehirne das Schreiben verbieten, iſt die gröſſte Strafe, die man ihnen anthun kann.

Wir treiben die Achtung, die man auswärtigen Mächten ſchuldig iſt, bis zur äuſſerſten Gewiſſenhaftigkeit, und nie werden wir zugeben, daß hier irgend jemand die Ehrerbietung gegen ſelbige aus den Augen ſeze.

Ich bin höchſt erfreut, daß dieſe höchſt unbedeutende Sache mir Gelegenheit verſchaft hat,

 der

der Durchlauchtigſten Republik zu dienen, und mit einem Manne Bekanntſchaft zu machen, deſſen Ruf ſo gros iſt, als der Ihrige. Mit dieſen Geſinnungen werde ich unausgeſezt verharren,

Mein Herr

u. ſ. w.

Mandat

des

Biſchofs von Aix

enthaltend

das

Verdammungsurthel

über die

ruchloſen Werke

des

ſogenannten

Marquis d'Argens

und ſeine

Verweiſung aus dem Königreiche

erkennend.

Johann Baptiſt Antonius de Brancas, durch die göttliche Barmherzigkeit, und durch die Gnade des heiligen Stuhls Biſchof zu Aix Heil und Seegen allen Gläubigen unſrer Diöceſe.

Jeſus Chriſtus, meine theuern Brüder, hat geſagt, es werden falſche Chriſti und falſche Propheten unter Euch aufſtehn, denen ſöllt Ihr nicht gläuben. Und der groſſe Apoſtel ſagt an einem andern Orte: In den lezten Zeiten werden mächtige Irrgeiſter aufſtehn, welche die Kirche verführen werden. Dünkt Euch nicht, meine theure Brüder, daß wir in dieſem Jahrhunderte leben, das die heilige Schrift ſo deutlich bezeichnet hat? Geht dieſe unglükliche Prophezeiung in unſern Tagen nicht ganz offenbar in Erfüllung?

Der Sinn, welchen die vom Geiſte Gottes getriebnen Schriftſteller mit den Worten: falſche Propheten und mächtige Irrgeiſter verbinden, bedarf nicht erſt, Euch erklärt zu werden. Das ſind jene verſchlingende Wölfe, deren blutdürſtige Zähne den Schafſtall des Herrn zerfleiſchen wollen, jene verkehrte Gemüter, jene Geiſter der Finſternis, die einen traurigen Troſt darin finden, ſich Genoſſen der unbeſchreiblichen Quaalen zu erwerben, die ſie erdulden. Sie erſcheinen unter verſchiednen Namen, gehören aber alleſamt unter Ein Panier; hochfahrende Geometer, die, da ſie den Erdkreis mit ihrem Kompas ausgemeſſen zu haben denken, unſre Glaubenslehren ihren Formeln und Probabilitätsrechnungen unterwürfig machen wollen; freche Encyclopädiſten, welche die Tiefe ihres Geiſtes verloren haben, indem ſie ihn zu ſehr auf der Oberfläche ausgebreitet; enthuſiaſtiſche Philoſophen, welche übermütigerweiſe der Kirche Hohn ſprechen, um den Beifall der Ungläubigen und Ruchloſen einzuärnten. Das, meine Brüder, ſind die gefärlichen Feinde, die uns drohen.

In den vorigen Jahrhunderten widerſtanden fromme Monarchen denen Werkzeugen, deren

ſich

ſich der böſe Geiſt bedienet, um die Menſchen zu verderben, und beſtraften ſelbige auf's ſchärfſte. Heilige Blutbühnen waren in den Städten errichtet, worauf die Feinde Gottes den gerechten Lohn für ihre Empörung empfingen. Seitdem der unſeelige und ſträfliche Geiſt der Duldſamkeit oder beſſer zu ſagen der Laulichkeit, in dem Rathe der Fürſten herrſcht, ſteht die Kezerei wieder aus der Aſche empor, Irrſale verbreiten ſich, die Atheiſterei gewinnt Anſehn und Macht, und der wahre Gottesdienſt geht ganz zu Grunde. Der Unglaube, der folglich kein Gebis mehr findet, das ihn zurükhält, ſchwillt von Hochmut auf, erhebt ſeine freche Stirn, und untergräbt jezt offenbar die Grundfeſten unſrer Kirchen und unſrer Altäre.

Es ſcheint, daß die vereinigten Mächte der Hölle ihre lezten Kräfte anſtrengen, den Thron des unbeflekten Lammes umzuſtürzen und zu zerſtören. Und welcher Waffen bedient ſich dieſer Feind des menſchlichen Geſchlechts? Der Vernunft. Ja, der Vernunft, meine theuern Brüder: ſie ſezen die menſchliche Vernunft der göttlichen Offenbarung entgegen; die Weisheit der Philoſophie, der Thorheit des Kreuzes; Axiome

den Offenbarungen; phyſiſche Entdekkungen der Erhabenheit der Wunder; ihre arge Bosheit der Einfalt des Evangeliums und ihre Eigenliebe der prieſterlichen Demut. Der Schwindelgeiſt beſizt ſie dermaaſſen, daß Gottesläſterungen in ihrem Munde für Scherze gelten, und die göttlichen Geheimniſſe, auf alle Art und Weiſe angegriffen, ungereimt, und mit Lächerlichkeiten bedekt werden. Allein der Ewige, der in ſeiner Hand noch den Donner hält, den er auf jene aufrühreriſchen Aengel ſchleuderte, welche in den Abgrund der Quaal geſtürzt wurden, iſt im Begriff, eben die Pfeile mit ſeiner rächeriſchen Hand auf ſie zu ſchleudern.

Was ſage ich, meine theuerſten Brüder? Er hat ſie ja bereits gegen uns geſchleudert. Betrachtet jene über unſre Häupter zuſammengethürmten Landplagen; erinnert Euch der Verwüſtungen jenes wilden Thiers, deſſen fleiſchgierige Kehle, unaufhörlich mit Menſchenblute angefeuchtet, ſeine Raſerei nur durch Entvölkerung dieſer Provinz zu dämpfen ſchien; jenes Ungeheuers, das nicht zufrieden, ſeine Wut an den Bewohnern des Landes auszulaſſen, unſre Vertheidiger, jene Helden, jene Dragoner in

die

die Flucht trieb, die im Innerſten von Teutſch- land, und in den fernen Gegenden ſich glor- reich bekannt machten, wohin wir unſre Waffen getragen haben.

Ha! meine theuern Brůder, iſt dies Zeichen, das Euch Gott giebt, wol zweideutig? Beweist es nicht, daß Ihr den Feind Eures Seelenheils in Euren Mauern und in Euren Hůtten auf- genommen habt? Allein Gott låſſt es nicht bei den handgreiflichen Merkmalen bewenden, die er Euch von den Gefahren giebt, worin unſre Seelen ſchweben; er zerrůttet den Gang der Natur, kehret den Lauf der Jahreszeiten ganz um, ſendet Hyperboråiſche Winde, welche unſre Felder austroknen und unſre Flůſſe mit Eis belegen. Die Rohne friert zu, die ſchnei- dendſte Kålte verſtůmmelt die Gliedmaaſſen der Unglůklichen, die hinůber můſſen, und die důn- ner gewordne Luft, die ſich ihrem Odemholen verweigert, erſtikt ſie.

Umringt von dieſen gråslichen Auftritten wird unſer Innerſtes von Mitleid gegen unſre Brůder bewegt, und eine gegrůndete Furcht macht, daß wir fůr uns ſelbſt ein eben ſo un- glůkliches Schikſal befahren.

Das

Das iſt noch nicht alles; jene jüngſt blühende Hügel, woſelbſt fleiſſige Hände einen dankbaren Boden bearbeiteten, jene Weinberge, jene Oelbäume, die Quellen und Anfänge unſers Ueberfluſſes, durch die Strenge der Jahreszeit verwüſtet, werden hinführo unfruchtbar ſein, wie der Feigenbaum im Evangelio, der dazu verdammt war, keine Früchte mehr zu tragen.

Das ſind die ſtarken Bilder, deren ſich der Ewige bedienet, den Nationen ſeinen göttlichen Willen zu verkündigen. Ein wildes Thier, das die Völker verſchlingt, iſt der Feind Eures Seelenheils, der darauf ausgeht, Eure Seelen der ewigen Pein zu überliefern; ein übermäſſiger Froſt, der die Glieder lähmt, und die Unglüklichen in's Grab ſtürzt, das ſind die Werke der Ungläubigen, die den Glauben der Rechtgläubigen erkälten, lähmen, auslöſchen. Jene verdorreten Oelbäume ſind jene Unglüklichen, die durch Irrthümer angeſtekt, verderbt, keine Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit mehr tragen werden. O daß doch der Schleier, der Eure Augen verdunkelt, abfallen, oder zerreiſſen möchte! Hephata! daß der Blinde das Licht ſeiner Augen wieder erlange! Sehet, meine theuern Brüder,

der, daß der Gott Abraham, Iſaac's und Jacob's in Grimm gegen Euch entbrannt iſt, wie hiebevor gegen ſein Volk, als die Stadt entheiligt war, wo er ſeinen Tempel hatte, und als heidniſcher Greuel an heiligen Stäten herrſchte. Ja jezt herrſcht heidniſcher Greuel unter uns, der vergiftete Hauch eines Ungeheuers ſtekt die Reinheit dieſer Himmelsſtriche an, jenes Ungeheuer iſt es, das den Zorn des Himmels uns zuzieht: ſo wie der ruchloſe Ahab über ſein Haus all' die Plagen brachte, womit Gott ihn züchtigte, zieht dieſer Höllenbrand alle Landplagen uns auf den Hals.

Es trift ſich, daß dieſer Menſch mit einer eben ſo ungemeinen Geſchmeidigkeit des Geiſtes als tiefen Bosheit begabet iſt, welche leztere durch die Philoſophie recht argliſtig geworden iſt. Durch einen hartnäkkigen Unglauben geleitet, und durch ein verführeriſches Ingenium unterſtüzt, hat er ſich für einen Feind der Sache Gottes erkläret. Ein neuer Protheus verwandelt er ſich unaufhörlich, und nimmt neue Geſtalten an; bald als Jude, bald als Chineſer, bald als ein in der Kabala Eingeweihter, ſpeit er ſeine entſezlichen Blasphemieen aus. Hier nimmt

nimmt er die Wendung als Kommentator, und läſſt den Ocellus und den Timäus von Locris die ärgerlichſten Sachen ſagen, woran ſie nie gedacht haben.

Eben dieſer Menſch, ausgeſpieen aus den Nordiſchen Klimas, aus den äuſſerſten Gegenden jenes Preuſſens, woſelbſt Unglaube und falſche Philoſophie ihren Siz aufgeſchlagen haben, befindet ſich jezt mitten unter uns, wo er, wie der Feind des menſchlichen Geſchlechts ſeine Neze allenthalben ausſtellt, und ſuchet, wen er in dieſen ſeinen Strikken fahe.

Gott hat zu ſeinem Volke geſagt: Hebt auf jegliches Bündnis mit den Ruchloſen, ſonſt hebe ich den Bund auf, den ich mit Euch und Euren Kindern gemacht habe. Rottet aus die Frevler und Abgötter! (Das iſt verdolmetſcht die Philoſophen.)

Dieſelben Worte, meine theuern Brüder, richte ich an Euch. Duldet den Feind Eures Seelenheils nicht länger unter Euch; ſezet ferne Himmelsſtriche zwiſchen Euch und demjenigen, der Euren Glauben untergraben will. Laſſet

Euch

Euch durch Mauern von dieſem Spiesgeſellen Belial's, dieſem Bruder der Geiſter der Finſterniß, dieſem Sohne Lucifer's trennen, der in den Abgründen der Quaal über die Pein frohlokkend brüllt, die er den Kindern der Kirche verurſachen kann. Oder bewafnet vielmehr Eure Arme, wie jene tapfere Leviten, die (heilige Mörder!) ihre Brüder in der Wüſte umbrachten. Reiniget Eure Schlöſſer zu d'Argens und zu Eguilles von dem Anblik des Unreinen, der ſie beſudelt; rottet dieſen gegen die Kirche rebelliſchen Geiſt aus der Zal der Lebendigen aus.

Ihr werdet für die Kirche ſtreiten, Soldaten des lebendigen Gottes ſein, Ihr werdet ſeine Sache vertheidigen. Alsdann wird dieſe glükliche Gegend ihre ſchönen Tage wiederaufleben ſehn; die Ungeheuer werden verſchwinden, die Jahreszeiten wiederum in ihre vorgeſchriebne Grenzen zurüktreten, und dieſe inniggeliebten Völker, mit dem Schilde des Glaubens bedekt, werden vor den vergifteten Pfeilen geſichert ſein, welche der Unglaube zu ihrem Verderben auf ſie abdrükt. Ein ſtrafbares Opfer wird den Zorn des Himmels ſtillen.

Nach dieſer heilbringenden und heiligen Unthat wollen wir, mit dem Ewigen wiederausgeſöhnt, ihm in der Einfalt unſers Herzens, in dem frommen Unverſtande unſers Geiſtes, Loblieder ſingen, und wir werden bei der völligſten Blindheit im Glauben und im Geiſte jene unbegreiflichen Geheimniſſe anbeten. Die wilden Thiere werden vor unſerm Glaubenseifer Ehrerbietung haben, die Hyänen durch das Weihwaſſer vertrieben werden, unſer lebendige und brünſtige Glaube wird die Härte der Winter lindern, wird Berge verſezen und unſre Oelbäume wieder auferwekken. Schon machen die ſcharfen, rauhen Nordwinde lieblichen Weſten Plaz, ſchon ſchlagen die Bäume wieder aus, und ihr ſtolzer Gipfel bedekt ſich mit Früchten.

Die Verſprechungen, die der Ewige ſeinen Kindern thut, werden in Erfüllung gehn; Ihr werdet mit ſeinen Gaben überhäuft werden. Eure Keller werden Ueberflus an Oel haben, Eure Keltern werden mit dem Safte der Trauben angefüllt ſein, Ihr werdet Euch mit dem Fleiſche Eurer Feinde nähren, und Eure zalreiche Nachkommenſchaft wird Euren Tiſch umringen, wie jene zarten Weinſtökke, welche in Euren fruchtbaren Gefilden prangen.

Zum

Zum Schlus, meine theuern Brüder, bleibt mir nichts weiter übrig, als Euch bei der grundgütigen Barmherzigkeit Gottes zu beſchwören, mit Eifer und mit frommer Standhaftigkeit bei der Verfolgung des Ruchloſen zu verfahren, von deſſen Ausrottung das Ende unſrer Plagen und der Seegen des Himmels abhängt. Die Kirche iſt ein unerſchütterlicher Felſen, wogegen die Fluten des Irrglaubens ſich zerſchellen, ohne ihn zu verlezen. Haltet Euch an dieſen Felſen, meine theuern Brüder, an dieſen ſichern Hort, und Euer triumphirender Glaube wird die verwägne Philoſophie und die hochfahrende Vernunft hin zu Euren Füſſen ſtrekken.

Ihr ſeid unſre Heerde, wir ſind Euer Hirt; als ein ſolcher iſt es unſre Pflicht, Euch von den Werken der Bosheit zu benachrichtigen und Euch davor zu warnen, welche ſich allenthalben verbreiten, gegen jene finſtern Dämpfe, die aus dem hölliſchen Abgrunde aufſteigen, Verderben aushauchen, und den ewigen Tod bereiten.

Dieweil nun die Bücher, die den Tittel führen: *Lettres Juives*, *Lettres Chinoiſes*, *Lettres Cabaliſtiques*, *Philoſophie du bon ſens*, *Commentaire ſur Ocellus*, *Commentaire ſur Timée de Locres*, *Vie de l'Empereur Julien*, wie wir nach

geſchehner Prüfung mit Männern von ausgezeichneter Frömmigkeit gefunden haben, allenthalben irrige, kezeriſche und nach Kezerei ſchmekkende Säze enthalten, welche fromme Ohren beleidigen, unziemlich, höchſt auffallend und blaſphematoriſch ſind, ſo verbieten wir demnach allen Perſonen unſrer Diöceſe, beſagte Bücher zu leſen, oder bei ſich zu behalten, und das bei Strafe. Den Verfaſſer derſelben aber ſchlieſſen wir hiermit von der Gemeinſchaft der Gläubigen aus, und übergeben ihn dem Fluche, der Korah, Dathan und Abiram traf, mit denen er gleiches Schikſal haben wird, und Wir wollen, daß unſer gegenwärtiges Mandat in der Predigt der Parochialmeſſe in den Kirchen der Städte und Vorſtädte unſrer Diöces verleſen werde.

Gegeben zu Aix in unſerm Biſchöflichen Pallaſte den 15ten März 1766.

Antonius von Brancas,
Biſchof von Aix.

Briefe

über die

Vaterlandsliebe

oder

Briefwechſel

zwiſchen

Anapiſtemon und Philopatros.

Bekant gemacht 1779.

Erſter Brief
von
Anapiſtemon.

Ihre gütige Aufname auf Ihrem Landgute hat zu tiefen Eindruk auf mich gemacht, um Ihnen nicht meine Erkentlichkeit dafür zu bezeigen. In Ihrer Geſellſchaft hab' ich die gröſſten Glüksgüter gefunden, welche der Menſch beſizen kann, Freiheit und Freundſchaft. Aus Beſorgnis, Ihre Gefälligkeit zu misbrauchen, verlies

ich Sie, und es ging mir nahe, mich von Ihnen zu trennen. Nie wird das Andenken der bei Ihnen zugebrachten glüklichen Tage in meinem Gedächtniſſe erlöſchen. Das Gute, das uns begegnet, geht ſchnell vorüber, das Böſe hingegen dauert nur zu lange; doch die Erinnerung genoſſener Glükſeeligkeiten verlängert deren Dauer. Noch iſt mein Gedächtnis gänzlich mit alle dem beſchäftigt, was ich geſehn, zumal mit dem, was ich gehört habe, beſonders mit unſrer lezten Unterredung nach dem Abendeſſen. Doch bedaur' ich, daß Sie Sich nur auf allgemeine Begriffe einſchränkten, indem Sie von den Pflichten der Bürger eines Staats ſprachen, und nicht in ein Detail eingingen.

Sie würden mir ein ausnemendes Vergnügen machen, wenn Sie Sich über dieſe wichtige Materie weiter ausbreiteten, die alle Menſchen intereſſirt und folglich genauere Auseinanderſezung verdient. Ich bekenne Ihnen, daß eine ruhige Lebensart mehr auf Genus als auf Nachdenken gerichtet, mich von Betrachtungen über die Bande der Geſellſchaft, und über die Pflichten ihrer Mitglieder abgeleitet hatte. Ich hielt es für hinlänglich, ein rechtſchafner Mann zu ſein

und

und die Geſeze in Ehren zu halten; daß ein Mehreres erforderlich ſei, mutmaaſſt' ich nicht.

Mein Zutrauen zu Ihnen iſt ſo gros, daß ich keinen für ſo fähig halte, mir über dieſe Materie Licht zu geben, als Sie. Zwar könnten Sie dies noch über gar viel andre Materien, doch ſchränk' ich mich blos auf dieſe ein. Haben Sie demnach die Güte, mir davon all' die Kenntniſſe mitzutheilen, die Sie, durch Studieren oder eignes Nachdenken darüber erworben haben. Handeln thut die ganze Welt, denken aber nur der kleinſte Haufe.

Weit entfernt, daß Sie zu jenen Gedankenloſen gehören ſollten, unterſuchen Sie die Sachen mit Aufmerkſamkeit, wägen die Gründe dafür und dawider ab, und beruhigen Sich nur bei evidenten Warheiten. Sie leben, ſo zu ſagen, nur unter alten und neuen Schriftſtellern, haben Sich all' deren Kenntniſſe zu eigen gemacht, daher ſo viel Anmut und ſo viel Intereſſe in Ihrer Unterhaltung, daß man, wenn man Sie in der Abweſenheit nicht hören kann, Sie wenigſtens zu leſen wünſcht, um ſich darüber zu tröſten.

Wenn Sie die Güte haben, durch Mittheilung Ihrer Betrachtungen meine Neugier zu befriedigen, ſo fügen Sie zu der Hochachtung und Freundſchaft, die ich für Sie hege, noch Erkentlichkeit hinzu. Leben Sie wol.

Zweiter Brief
von
Philopatros.

Die verbindlichen Ausdrükke, deren Sie Sich gegen mich bedient haben, ſind mir ungemein ſchmeichelhaft geweſen; doch hab' ich ſelbige blos Ihrer Politeſſe, keinesweges aber meiner guten Aufname zu verdanken. Sie nemen den Willen für die That, die jenem gar nicht ſo entſprach, als ich's wünſchte. Statt Sie mit luſtigen und muntern Geſprächen zu unterhalten, wie es ſchiklich geweſen wäre, fiel die Unterredung auf tiefſinnige, ernſte Materien. Daran bin ich einzig und allein Schuld. Ich bin ein Stubenſizer, niedergedrükt durch eine Menge Gebrechen und Schwachheiten, fern vom Strudel der groſſen Welt; das Leſen hat meinen Geiſt unmerklich in

das Feld der Betrachtungen hingezogen; meine Luſtigkeit iſt verſchwunden, und an deren Stelle die grämliche Vernunft getreten.

Es entfuhr mir Ihnen zu ſagen, wie ich denke, wenn ich in meinem Kabinette mich allein eingeſchloſſen habe. Mein Kopf war eben voll von den Republiken Sparta und Athen, deren Geſchichte ich ganz kürzlich geleſen hatte, und von den Pflichten eines guten Bürgers, worüber Sie eine weitläuftigere Erklärung von mir verlangen. Sie erzeigen mir zu viel Ehre, wenn Sie für einen Lykurg, für einen Solon, mich einen Menſchen nemen, der nie Geſeze gegeben, ſich nie in andre Regierungsgeſchäfte gemiſcht hat, als in die über ſeine Güter, woſelbſt er ſeit vielen Jahren in der gröſſten Eingezogenheit lebt. Da Sie nun aber von mir ſchlechterdings meine ausführliche Meinung von den Pflichten eines Bürgers zu wiſſen verlangen, ſo ſein Sie überzeugt, daß ich Ihr Verlangen lediglich in der Abſicht erfülle, Ihnen zu gehorchen und keinesweges in der, Sie zu unterrichten.

Die neue Philoſophie verlangt mit Recht, daß man damit anfängt, Worte und Sachen zu definiren, um Misverſtändniſſe zu vermeiden, und die

die Gedanken auf beſtimmte Gegenſtände zu richten. Von einem guten Bürger geb' ich ſonach folgende Definition: Es iſt ein Mann, der ſich's zur unwandelbaren Regel gemacht hat, der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, ſo nüzlich zu werden als er nur immer kann. Die Gründe, woraus dieſe Pflichten entſpringen, ſind folgende: Iſolirt kann das menſchliche Geſchlecht nicht beſtehen; ſelbſt die barbariſchſten Nazionen bilden ſich kleine Zünfte: die geſitteten Völkerſchaften, welche der geſellſchaftliche Vertrag vereinigt, ſind ſich wechſelſeitige Hülfsleiſtungen ſchuldig; ſo verlangt es ihr eignes Intereſſe, ſo fordert es das allgemeine Beſte, und ſobald ſie aufhören würden, ſich gegenſeitig beizuſtehn und zu helfen, ſo würde daraus auf eine oder die andre Art eine allgemeine Verwirrung entſpringen, die das Verderben eines jeden Individuums nach ſich ziehn würde.

Dieſe Maximen ſind nicht neu; ſie ſind die Grundpfeiler all' der Republiken geweſen, deren Andenken das Alterthum auf uns gebracht hat. Die Griechiſchen wurden auf dergleichen Grundſäze gegründet, ſo auch der Römiſche Freiſtaat. Haben wir ſie in der Folge der Zeit untergehn

ſehn,

ſehn, ſo kömmt das daher, daß die Griechen durch ihren unruhigen Geiſt und durch ihre Eiferſucht gegen einander, ſich die Unglükſsfälle ſelbſt zuzogen, die ſie zu Boden drükten, und daß einige Römiſche Bürger, zu mächtig, Republikaner zu ſein, durch unmäſſigen Ehrgeiz ihre Regimentsverfaſſung über den Haufen ſtürzten; und endlich kömmt's auch daher, weil nichts in der Welt beſtändig iſt. Nemen Sie alles das zuſammen, was die Geſchichte davon meldet, ſo werden Sie finden, daß der Fall dieſer Freiſtaaten nur Bürgern beizumeſſen iſt, die verblendet durch ihre Leidenſchaften, ihr Privatintereſſe dem Intereſſe des Vaterlandes vorzogen, die geſellſchaftlichen Bande zerriſſen und als Feinde des Staats handelten, zu dem ſie gehörten.

Sie waren — erinnr' ich mich — der Meinung, nur in Freiſtaaten könne man wahre Bürger zu finden gewärtig ſein, nicht aber in Monarchieen. Erlauben Sie mir, Sie aus dieſem Irrthum zu ziehn. Die guten Monarchieen, die weiſe und ſanft regiert werden, machen heut zu Tage eine Regierungsform aus, die ſich mehr der Oligarchie als dem Deſpotismus nähert; da nur allein herrſchen die Geſeze. Laſſen Sie uns

hier

hier mehr in's Detail gehn. Stellen Sie Sich die Menge Perſonen vor, die im Miniſterium, bei der Juſtizverwaltung, bei den Finanzen, bei auswärtigen Verſendungen, bei dem Kommerz, bei der Armee, bei der innern Polizeiverwaltung gebraucht werden, rechnen Sie diejenigen dazu, die ihre Stimmen in den Ständiſchen Provinzen haben, alle dieſe, ſag' ich, nemen an der Obergewalt Theil. Sonach iſt der Fürſt kein Deſpot, der keine andre Richtſchnur hat, als ſeinen Eigenſinn. Man mus ihn als den Mittelpunkt anſehn, worinn alle Linien der Circumferenz zuſammentreffen.

In einer ſolchen Regierungsverfaſſung können — was in Freiſtaaten nicht angeht — die Beratſchlagungen geheim gehalten werden, und da die verſchiednen Zweige der Staatsverwaltung vereinigt ſind, ſo gehn ſie gleich den Quadrigen der Römer ihren Gang neben einander fort, und bewirken wechſelſeitig das allgemeine Beſte des Staats. Ueberdies werden Sie in den Monarchieen, wenn ſie einen feſtmütigen Oberherrn an ihrer Spize haben, weniger Partei- und Rottgeiſt finden, als in den Republiken, die oft durch Bürger zerriſſen werden, welche

Durch-

Durchſtechereien und Kabalen machen, um einander zu ſtürzen. Sollte ſich in dem, was ich ſo eben geſagt habe, in Europa irgend eine Ausname machen laſſen, ſo mag dies in Rükſicht auf das Ottomanniſche Reich oder irgend ein andres gelten, das, weil es ſein wahres Intereſſe nicht kennt, das Intereſſe der Unterthanen mit des Landesherrn ſeinem nicht eng genug verknüpft hat.

Ein wolregiertes Reich mus einer Familie gleichen, wovon der Regent der Vater und die Unterthanen die Kinder ſind: Glük und Unglük iſt ihnen gemeinſchaftlich; denn der Monarch kann nicht glüklich ſein, wenn ſeine Völker unterm Druk des Elends ſeufzen. Iſt dieſe Vereinigung wol verkittet, ſo erzeugt die Pflicht der Erkentlichkeit gute Bürger, weil ihre Vereinigung mit dem Staate zu genau iſt, als daß ſie ſich von ſelbiger losreiſſen könnten; ſie hätten dabei lauter Verluſt und gar keinen Gewinn. Verlangen Sie Beiſpiele? Sparta's Regierungsform war oligarchiſch und brachte eine Menge echtvaterländiſcher groſſer Männer hervor. Rom, nachdem es ſeine Freiheit eingebüst hatte, liefert Ihnen Agrippas, Thraſea-Pätuſſe, Helvidius

Priſ-

Priſcuſſe, Corelliuſſe, Agrikolas, die Kaiſer Titus, Markus Aurelius, Trajan, Julian, kurz eine groſſe Anzal männlicher Seelen, die das Intereſſe und das Beſte des Publikums ihrem eignen vorzogen.

Doch ich weis nicht, wie ich mich ſo unvermerkt verirre; ich wolte Ihnen einen Brief ſchreiben, und hör' ich nicht jezt auf, ſo wird's eine Abhandlung. Tauſendmal deshalb um Entſchuldigung! Das Vergnügen mich mit Ihnen zu unterhalten, reiſſt mich fort, ich mus aber beſorgen, Ihnen läſtig zu fallen. Sein Sie indes ſtets verſichert, daß unter all' denjenigen, die den Staatskörper ausmachen, zu dem ich gehöre, keiner iſt, dem ich geneigter wäre zu dienen, als Ihnen, wertester Freund. Ich bin mit aller möglichen Hachachtung u. ſ. w.

Dritter Brief
von
Anapiſtemon.

Tauſendfachen Dank für die Mühe, die Sie Sich gegeben haben, mir eine Materie zu erklären, von der ich nur ſehr ſchwankende Vorſtellungen und die ich wenig unterſucht hatte. Statt Ihren Brief zu lang zu finden, dünkt' er mir vielmehr zu kurz, weil ich gewahr werde, daß noch eine Menge Sachen mir zu erklären Ihnen übrig blieb; inzwiſchen werden Sie's nicht übel nemen, wenn ich Ihnen einige Einwürfe mache. Klären Sie meine Unwiſſenheit auf, zernichten Sie meine Vorurtheile, oder aber befeſtigen Sie meine Begriffe, wenn ſie richtig ſind.

Iſt es möglich, daß man ſein Vaterland wahrhaft lieben kann? Solte dieſe vorgebliche Liebe nicht von irgend einem Philoſophen oder irgend einem Grübelkopf von Geſezgeber erfunden ſein, um von den Menſchen eine Vollkommenheit zu fordern, die ihnen unerreichbar iſt? Wie, wollen Sie, daß man das gemeine Volk liebe? Wie kann man ſich für das Wohl einer unſrer Monarchie behörigen Provinz aufopfern, ohne dieſe Provinz ſelbſt geſehn zu haben? Alles das läuft dahinaus, mir zu erklären, wie es möglich iſt mit Inbrunſt und Enthuſiasmus zu lieben, was man ganz und gar nicht kennt. Dieſe Betrachtungen, die ſich dem Verſtande ſo natürlich darbieten, haben mich überredet, daß die ſchiklichſte Partie für einen vernünftigen Mann die iſt: ruhig zu vegetiren, ohne Sorge, ohne Bekümmerniſſe, um mit ſo weniger Mühe und Plage, als nur immer möglich, in das Grab zu gehn, wohin wir alle müſſen. Dem Plane gemäs hab' ich mein Leben ſtets eingerichtet.

Eines Tages begegn' ich von ungefähr dem Herrn Profeſſor Garbojos, deſſen Verdienſte Sie kennen. Wir unterhielten uns über dieſe Materie, und er erwiederte mir mit der ihm eig-

nen Lebhaftigkeit: Ich wünſch' Ihnen Glük, mein Herr, ein ſo groſſer Philoſoph zu ſein. Ich, Philoſoph? Keinesweges, mein Herr, ſagt' ich zu ihm, ich habe keinen von all' den Leuten gekannt und nichts von ihnen geleſen. Meine ganze Bibliothek beſteht, wie Sie ſehn, nur aus wenigen Büchern; dem vollkommnen Landwirt, den Zeitungen und dem diesjährigen Kalender; und daran hab' ich übergenug. Gleichwol, fuhr er fort, iſt Ihr Geiſt angefüllt mit den Maximen des Epikurs und man ſollte, wenn man Sie hört, glauben, Sie hätten deſſen Gärten beſucht. Ich kenne weder den Epikur noch ſeine Gärten, war meine Antwort; doch was lehrt er dieſer Epikur? Haben Sie doch die Güte, mich davon zu unterrichten.

Nunmehr nam mein Profeſſor eine Amtsmiene an, und ſagte zu mir: Ich ſehe, daß gute Köpfe oft zuſammentreffen, weil der Herr Baron grade ſo denken, wie ein groſſer Philoſoph. Epikur hatte ſeinem Weiſen vorgeſchrieben, ſich nie in Geſchäfts- noch Regierungsſachen zu miſchen. Seine Gründe waren: die Seele des Weiſen mus jene Ruhe behalten, worin nach ſeiner Meinung die Glükſeeligkeit des Menſchen beſteht;

ſie

ſie mus ſich nicht der Gefahr blos ſtellen, durch Kummer, Zorn oder andre Leidenſchaften erſchüttert zu werden, welche Sorgen und Geſchäfte unumgänglich nach ſich ziehn. Mithin iſt es beſſer, allem auszuweichen, was mühſam iſt, was unangeneme Arbeit macht, die Welt laufen zu laſſen, wie ſie läuft, und alle ſeine Sorgfalt auf ſeine Selbſterhaltung zu verwenden.

Bei Gott! ſagt' ich zu ihm, dieſer Epikur gefällt mir ungemein; leihen Sie mir doch ſein Werk. Ein vollſtändiges Lehrbuch haben wir von ihm nicht, verſezte er, ſondern nur einige hier und da zerſtreute Fragmente. Lukrez hat einen Theil ſeines Syſtems in ſchöne Verſe gebracht. Einige Stükke ſeiner Meinungen finden wir in Cicero's Werken, welcher, der entgegengeſezten Sekte zugethan, alle Säze unſers Philoſophen widerlegt und zernichtet hat.

Sie können Sich nicht vorſtellen, wie voll Jubel ich war, in mir das gefunden zu haben, was ein alter Griechiſcher Philoſoph vor beinahe dreitauſend Jahren gedacht hat. Dies beſtärkt mich je länger je mehr in meinen Geſinnungen. Ich wünſche mir Glük zu meiner Unabhängigkeit;

 ich

ich bin frei, bin mein eigner Herr, mein unumſchränkter Beherrſcher, mein König; ich überlaſſe unruhigen Thoren das Schattenbild trügriſcher Hoheit und Gröſſe, dem ſie nachjagen; lache über die Gierigkeit der Geizigen, die nichtige Schäze zuſammenthürmen, welche ſie beim Sterben zu verlaſſen gezwungen ſind; und ſtolz über die Vortheile, deren ich genieſſe, ſez' ich mich über die ganze Welt hinweg. Ich ſchmeichle mich Ihres Beifalls, weil ich wie ein Philoſoph denke, den ich nie geſehn noch geleſen habe. Die Natur allein mus dieſe Gleichheit der Meinungen hervorgebracht haben; ſie müſſen ſonach wahr ſein. Haben Sie die Güte, mir Ihre Gedanken darüber zu ſagen. Vielleicht treffen wir zuſammen; wie dem aber auch ſei, ſo ſoll nichts die Geſinnungen der Hochachtung und Freundſchaft ſchwächen, mit welchen ich bin u. ſ. w.

Vierter Brief
von
Philopatros.

Ich glaubte Ihre Neugier befriedigt zu haben, werteſter Freund, wie ich meine Meinung in Betref der Pflichten des Bürgers in ihrem Zuſammenhange Ihnen vorlegte; allein ſiehe da etwas ganz Unvermutetes. Sie wollen mich, merk' ich, mit dem Epikur ins Handgemenge bringen. Kein ſtarker Gegner! auch ſchlag' ich den Streit nicht aus, und weil Sie mich einmal in den Kampfplaz geführt haben, will ich mein Möglichſtes thun, meinen Lauf gut zu vollenden.

Um aber die Sachen nicht zu verwirren, will ich Ihre Einwürfe nach der Ordnung vornemen, wie ſelbige in Ihrem Briefe folgen. Ich will

alſo damit anfangen, Sie bemerken zu machen, daß es für einen Biedermann nicht hinreicht, nicht ſtrafbar zu ſein, er mus tugendhaft ſein. Wenn er die Geſeze nicht übertritt, vermeidet er die Strafen; iſt er aber weder willfährig, dienſtfertig noch brauchbar, ſo hat er kein Verdienſt und mus folglich auf die Hochachtung des Publikums Verzicht thun. Sie werden mir ſonach einräumen, daß Ihr eigner Vortheil Sie verpflichtet, ſich nicht von der Geſellſchaft zu trennen und ſogar mit Eifer an alle dem zu arbeiten, was ihr nüzlich ſein kann.

Wie? Sie ſollten die Vaterlandsliebe für eine idealiſche Tugend halten, da ſo viele Beiſpiele in ſo vielen Geſchichten beweiſen, was für groſſe Dinge dieſe Liebe hervorgebracht, wie ſie wirklich erhabne Menſchen über die Menſchheit erhoben, und ihnen die edelſten, ruhmwürdigſten Unternemungen eingegeben hat? Das Wohl der Geſellſchaft iſt das Ihrige. Sie ſind mit Ihrem Vaterlande ohne Ihren Bewuſſt ſo ſtark verbunden, daß Sie Sich nicht inſoliren, noch von ihm trennen können, ohne für dies Verſehn aufs lebhafteſte zu büſſen. Iſt die Regierung glüklich, ſo ſind Sie es auch; hat ſie Leiden, Drangſale, ſo

pral=

prallen ſelbige auf Sie zurük; eben ſo befindet ſich der Landesherr wol dabei, wenn ſeine Unterthanen in guten behäglichen Umſtänden ſind; liegen ſelbige aber unterm Druk des Elends, ſo iſt die Verfaſſung des Regenten bemitleidenswürdig. Sonach iſt Vaterlandsliebe kein bloſſes Geſchöpf der Vernunft, ſondern ein wirklich vorhandnes Weſen.

Nicht jene Häuſer, jene Mauern, jene Gehölze, jene Felder ſind es, die ich Ihr Vaterland nenne, ſondern Ihre Angehörigen, Ihre Gattin, Ihre Kinder, Ihre Freunde, und all' diejenigen, die in den verſchiednen Zweigen der Staatsverwaltung für Ihr Wohl arbeiten, und Ihnen täglich Dienſte leiſten, ohne daß Sie Sich einmal die Mühe geben, Sich nach ihren Arbeiten zu erkundigen. Sehn Sie, das ſind die Bande, die Sie mit der Geſellſchaft vereinigen. Der Vortheil der Perſonen, die Sie lieben müſſen, Ihr Intereſſe und das des Staats, beide unzertrenlich ineinander verwebt, macht das aus, was man das allgemeine Beſte der ganzen Geſellſchaft zu nennen pflegt.

Man könne, ſagen Sie, weder den Pöbel noch die Einwohner einer Provinz lieben, die man

nicht kennt. Sie haben Recht, wenn Sie darunter eine vertraute Vereinigung, wie unter Freunden, verſtehn; davon iſt hier aber nicht die Rede, ſondern blos von dem Wolwollen, das wir jedermann ſchuldig ſind, noch mehr aber denjenigen, die mit uns Einen Grund und Boden bewohnen, die unſre Geſellſchafter ſind; und was die zu unſrer Monarchie behörigen Provinzen anlangt, ſo ſind wir ihnen wol dieſelben Pflichten zu erweiſen ſchuldig, die man nahen Anverwanten ſchuldig iſt?

Geſezt, es fiele ein Unbekannter in Ihrer Gegenwart in einen Flus, würden Sie nicht zuſpringen, um das Ertrinken zu verhindern? Und wenn Sie auf einen Wandrer träfen, den ein Mörder umzubringen im Begrif ſtünde, würden Sie jenem nicht zur Hülfe fliegen und ihn zu retten ſuchen. Dies ſind die Empfindungen des Mitleids und Erbarmens, welche die Natur den menſchlichen Seelen eingeprägt hat, und die uns gleichſam inſtinktmäſſig zu einem wechſelſeitigen Beiſtand antreiben, und uns zu denen Pflichten aufmuntern, welche die Menſchen gegen einander zu erfüllen haben.

Ich ſchlieſſe ſonach, wenn wir ſogar Unbekannten Hülfe und Beiſtand ſchuldig ſind, ſo ſind wir's noch weit mehr denen Bürgern des Staats, mit denen wir durch den geſellſchaftlichen Vertrag in Verbindung ſtehn. Erlauben Sie mir noch Ein Wort von denen Provinzen unſrer Monarchie zu ſagen, gegen die Sie mir ſo lau ſcheinen. Begreifen Sie denn nicht, daß wenn das Reich jene Provinzen verlöre, es ſchwächer ſein würde, und folglich, da ihm die Hülfsmittel gebrechen, die es daraus gezogen, weniger im Stande als jezt, Ihnen nötigenfalls Beiſtand zu leiſten?

Aus dem, was ich Ihnen jezt vorlege, ſehn Sie, liebſter Freund, daß die Verbindungen eines politiſchen Staats ſehr weites Umfangs ſind, und daß man ſich davon nicht eher einen richtigen Begrif macht, als bis man ſie von Grund aus erforſcht hat. Doch hier ſtoſſ' ich wiederum auf einen Saz, den ich Ihnen nicht ſo hingehn laſſen kann. Wie? Sie, mit Geiſt und Talenten begabt, Sie wagen zu behaupten, daß das Pflanzenleben vor der lebendigen Wirkſamkeit der Seele Vorzug habe? Kann wol ein verſtändiger Mann ſchändliche Ruhe rühmlicher

Arbeit vorziehn? Ein weichliches eben ſo weibiſches als fruchtloſes Leben tugendhaften Handlungen, die den Namen desjenigen verunſterblichen, der ſie gethan hat? Zum Grabe müſſen wir freilich alle; das iſt das allgemeine Schikſal; doch pflegt man zwiſchen den Verſtorbnen einen Unterſchied zu machen. Einige werden vergeſſen, ſobald ſie unter der Erde ſind, andre, mit Laſtern beſudelt, laſſen ein verhaſſtes Andenken hinter ſich, anſtatt, daß tugendhafte Männer, deren Dienſte dem Staate genüzt haben, mit Lobeserhebungen und Seegenswünſchen überhäuft, der Nachwelt zu Vorbildern aufgeſtellt werden und unvergänglichen Ruhm hinter ſich zurüklaſſen. Zu welcher von denen dreien Klaſſen wollen Sie gezält ſein? Unſtreitig zu der leztern.

Nachdem ich ſo viele falſche Schlüſſe widerlegt habe, werden Sie warlich nicht mehr erwarten, daß Ihr Epikur, ſo ſehr Griech' er auch iſt, mich durch ſein Anſehn blenden und hintergehn werde? Verſtatten Sie, daß ich, um ihn gründlich zu widerlegen, ſeine eignen Worte kommentiren darf. Der Weiſe mus ſich weder in Geſchäfts = noch Regierungsſachen miſchen.

Ganz recht, wenn er auf einer wüſten Inſel wohnt. Seine unleidensfähige Seele mus ſich keiner Leidenſchaft, keiner Uebellaune, keiner Eiferſucht, noch dem Zorne überlaſſen. Sonach empfielt Epikur, der Lehrer der Wolluſt, die ſtoiſche Leidenſchaftloſigkeit.

Nicht dies, ſondern grade das Gegentheil hätt' er behaupten ſollen. Die edelſte Strebung des Weiſen beſteht nicht in Vermeidung der Gelegenheiten, ſondern darin, wenn ſie ſich zeigen, die Seelenruhe in denen Augenblikken beizubehalten, wo alles rings um ihn, jene Leidenſchaften empört und ſtürmen macht. Der Steuermann, der auf friedlichem windſtillen Meere ein Schif führt, darf ſich keines Verdienſtes rühmen; doch dann darf er's mit Fug, wenn er es, nachdem es lange von Orkanen und widrigen Winden hin und her iſt geſchleudert worden, dennoch glüklich in den Hafen bringt. Auf Dinge, die ſich leicht und mit Gemächlichkeit ausrichten laſſen, richtet Niemand ſeine Aufmerkſamkeit, nur überwundne Schwierigkeiten und Hinderniſſe werden in Anſchlag gebracht. Sonach iſt das Beſte, die Welt laufen zu laſſen, wie ſie läuft, und nur an ſich zu denken.

Ha!

Ha! Herr Epikur ſind das Geſinnungen, eines Philoſophen würdig? Mus nicht Ihr erſter Gedanke auf das Wohl der Menſchheit gerichtet ſein? Und können Sie's wagen zu behaupten, daß man nur ſich ſelbſt lieben müſſe? Würde nicht ein Menſch, der unglüklicherweiſe Ihre Maximen befolgte, durchgängig und mit Recht verabſcheut werden? Wie kann ich Liebe verlangen, wenn ich niemanden liebe? Sehn Sie denn nicht ein, daß man mich als ein gefärliches Ungeheuer betrachten würde, deſſen Wegſchaffung zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit vergönnt ſei. Und wenn Freundſchaft verſchwindet, was bleibt unſerm armen Geſchlechte übrig?

Um uns deutlicher zu erklären, wollen wir zu einer Allegorie Zuflucht nemen, wollen irgend einen Staat mit dem menſchlichen Körper vergleichen. Die Geſundheit, die Stärk' und Kraft deſſelben entſteht aus der übereinſtimmenden Wirkſamkeit aller ſeiner Theile; die Blut- und Schlagadern bis zu den zarteſten Nerven bewirken mit vereinter Kraft deſſen animaliſche Exiſtenz. Hörte der Magen auf ſeine periſtaltiſche, und die Gedärme ihre wurmförmige Bewegung

fortzuſezen, die Lungen Athem zu holen, das Herz ſich auszudehnen und wieder zuſammenzu⸗ziehn, kurz jede Fiber nach dem Bedürfnis des Blutumlaufs ſich auszudehnen und wieder zu verkürzen, und der Nervenſaft in die Theile zu dringen, deren Zuſammenziehung der Bewegung halber notwendig iſt, alsbald würde der ent⸗kräftete Körper unvermerkt in Abname geraten, und die Unwirkſamkeit der Theile würde die Zerſtörung des Ganzen nach ſich ziehn.

Dieſer Körper iſt der Staat, ſeine Glieder ſind Sie und alle Bürger, die ihm angehören. Sie ſehen ſonach, daß jedes Individuum ſeine Schuldigkeit thun mus, damit die ganze Maſſe in gedeihlichem Zuſtand bleibe. Was wird dann aus jener glüklichen Unabhängigkeit, deren Lob⸗redner Sie machen? Nichts anders, als daß ſelbige Sie zu einem unbrauchbaren Gliede des Staatskörpers macht, wozu Sie gehören. Be⸗merken Sie überdies, wenn's Ihnen gefällig iſt, daß Ihr Philoſoph die klärſten Ideen verwech⸗ſelt. Er empfielt Trägheit und Müſſiggang gleichſam als Tugenden; da doch jedermann dar⸗über eins iſt, ſie für Laſter zu erkennen. Ziemt es einem Philoſophen, uns zur Verſchwendung

der Zeit aufzumuntern, die doch das Koſtbarſte iſt, das wir haben, die immer flieht und die nie wieder rükkehrt? Gebührt ſich's wol, irgend jemanden anzutreiben, dem Müſſiggange ſich zu ergeben, ſeine Pflichten zu verabſäumen, der Welt unbrauchbar und ſich ſelbſt läſtig zu werden? Müſſiggang, ſagt ein altes Sprüchwort, iſt die Mutter aller Laſter, und Arbeitſamkeit, könnte man hinzuſezen, der Vater aller Tugenden. Eine ausgemachte Warheit, beſtätigt durch die Erfahrung aller Zeiten und aller Länder. Und ſo glaub' ich, iſt Epikur abgefertigt, und mir weiter nichts übrig, als die Unterſuchung Ihrer eignen Meinungen.

Verdammen Sie die Ehrſüchtigen, ich bin's zufrieden, tadeln Sie die Geizigen auf's ſtrengſte, ich bin auf Ihrer Seite; aber müſſen deshalb übelverdaute Begriffe und jämmerliche Vorurtheile Sie verleiten, Ihre Dienſtleiſtungen zu verweigern, und wie alle übrige Bürger zum allgemeinen Wohl beizutragen? Sie beſizen alles zu einem ſolchen Werke Erforderliche; Geiſt, Rechtſchaffenheit und Talente; und da Ihnen die Natur nichts von alle dem verſagt hat, was Ihnen Ruhm erwerben kann, ſo ſind Sie nicht

zu

zu entſchuldigen, wenn Sie die Gunſtbezeigungen ungebraucht laſſen, womit ſelbige Sie überhäuft hat.

Sie erheben Ihre Unabhängigkeit, Ihre vermeintliche Königswürde und jene Freiheit, die Sie zu genieſſen vorgeben, und die Sie über die ganze Welt hinwegſezt. Ich geb' Ihnen dann allen Beifall, wenn Sie unter Ihrer Unabhängigkeit Ihre Selbſtbeherrſchung verſtehn, unter Ihrer Königswürde, das Joch, das Sie Ihren Leidenſchaften aufgelegt haben, und Sie können Sich über viele Ihres Gleichen hinwegſezen, wenn eine brennende Tugendliebe Sie beſeelt, und wenn Sie ſelbiger all' Ihre Tage, ja was ſag' ich? alle Augenblikke Ihres Lebens aufopfern.

Ohne dieſe Milderungen iſt die Unabhängigkeit, deren Sie Sich berühmen, nur ein durch ſchöne Beiwörter veredelter Hang zum Müſſiggehn, und jene Trägheit, die Sie unabläſſig erheben, erzeugt, indem ſelbige Sie zu allem unbrauchbar macht, eine ganz unausbleibliche Folge: Langeweile. Fügen Sie dieſem allem noch das Urtheil eines hämiſchen und allezeit zum Läſtern geneigten Publikums bei; das Ihren Müſſig-

gang

gang nach ſeinem wahren Wert ſchäzen und Gott weis! was für Sarkaſmen von allen Seiten her abſchieſſen wird, um ſich für die Gleichgültigkeit zu rächen, womit Sie das allgemeine Wohl betrachten.

Wenn alles das zu Ihrer Ueberzeugung noch nicht hinreicht, ſo mus ich Ihnen eine Stelle aus der heiligen Schrift anführen: Im Schweiſſe Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen. Zum Arbeiten ſind wir in der Welt; dies iſt ſo wahr, daß von hundert Perſonen achtundneunzig arbeiten gegen zwei, die mit ihrer Unbrauchbarkeit ſich brüſten. Und giebt's Menſchen, thöricht genug, ihre Eitelkeit in Nichtsthun und Armeübereinanderkreuzen den ganzen Tag hindurch zu ſezen, ſo ſind diejenigen, die Beſchäftigungen haben, weit glüklicher als jene, weil der Geiſt etwas verlangt, woran er ſich heften kann, und was ihn zerſtreut. Er braucht Gegenſtände, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln, oder Ueberdrus bemächtigt ſich ſeiner, und macht ihm ſein Daſein eben ſo läſtig als unerträglich.

Ich ſpreche hier mit Ihnen ohne Rükhalt, weil Sie für die Warheit geſchaffen, würdig ſind, ſie zu hören, und weil ich Sie zu ſehr

liebe,

liebe, um Ihnen das geringſte zu verhehlen. Der einzige Zwek, wonach ich ſtrebe, iſt der, Sie Ihrem Vaterlande wiederzugeben, und ſelbigem in Ihnen ein brauchbares Werkzeug zu liefern, von dem es viele Dienſte ziehn kann.

Das eigentlich führt meine Feder und bewegt mich, Ihnen alles vorzulegen, was Vaterlandseifer mir einflößt. Eifer für's allgemeine Beſte iſt der Grundſaz aller guten, alten ſowol als neuen Regierungsverfaſſungen geweſen, hat die Grundpfeiler ihrer Gröſſe und ihres Wolſtandes ausgemacht; die daraus entſpringenden unſtreitigen Folgen haben gute Bürger und jene grosdenkende und tugendhafte Seelen erzeugt, welche der Ruhm und die Stüze ihrer Landsleute geweſen ſind. Entſchuldigen Sie die Länge dieſes Briefes. Die Reichhaltigkeit dieſer Materie könnte viele Bände liefern, ohne erſchöpft zu werden; doch es iſt hinlänglich Ihnen die Wahrheit gezeigt zu haben, um den Irrthum und die Vorurtheile zu zerſtreuen, welche einem Geiſte, wie dem Ihrigen, fremd ſein müſſen. Ich bin u. ſ. w.

Fünfter Brief
von
Anapiſtemon.

Ich habe Ihren Brief mit all' der Aufmerkſamkeit geleſen, die er verdient, und ich bin über die Menge Gründe beſtürzt worden, womit Sie mich überhäufen. Sie ſind entſchloſſen, mich zu überwinden, und meine Meinungen an Ihrem Siegswagen gefeſſelt im Triumph aufzuführen. In Ihren Ueberführungsgründen liegt, ich geſteh' es, viel Stärke, und es wird mir ſchwer fallen, Sie gründlich zu widerlegen.

Um mich ſchneller zu Boden zu ſtrekken, ſagen Sie, mein Herz lieſſe ſich durch meinen Verſtand hintergehn, ich redete der Faulheit das

Wort,

Wort, veredelte dies Laſter, indem ich ihm die verführeriſche Auſſenſeite der Genügſamkeit oder irgend einer andern ähnlichen Tugend liehe. Nun dann, ich räume Ihnen alſo ein, daß Müſſiggang ein Fehler iſt, daß man gegen jedermann willfährig und dienſtfertig ſein mus, daß man, ohne das gemeine Volk ſo wie ſeine nahen Anverwandten zu lieben, ſich nicht nur für deſſen Wolfahrt intereſſiren, ſondern auch ihm, ſo viel als nur immer möglich, nüzlich ſein mus. Ich begreife, daß der allgemeinen Maſſe, zu der ich gehöre, kein Unglük begegnen kann, ohne daß deſſen Wirkungen nicht auf mich zurükfielen, noch daß Privatperſonen leiden können, ohne daß der Staat nicht dabei verlöre. Was all' die Artikel anlangt, ſo geb' ich Ihnen gewonnen; ich räum' Ihnen noch überdies ein, daß diejenigen, die an der öffentlichen Verwaltung Theil haben, einen Theil der höchſten Gewalt genieſſen.

Was liegt mir aber an alle dem? Ich bin ohne Eitelkeit und Ehrgeiz. Was ſollte mich denn bewegen, mich mit einer Bürde zu beladen, die ich zu tragen nicht Luſt habe, und mich in Geſchäfte zu mengen, da ich glüklich lebe, ohne daß mir einmal ein ſolcher Gedanke in den Kopf

 kömmt.

kömmt. Sie geſtehen, daß übertriebner Ehrgeiz fehlerhaft iſt. Solchergeſtalt müſſen Sie mir Beifall geben, daß ich mich damit nicht befaſſe, und müſſen nicht verlangen, daß ich meine Ruhe ſoll fahren laſſen, um mich mutwilligerweiſe allen Launen des Glüks auszuſezen.

Ach! mein theurer Freund, woran denken Sie, daß Sie mir dergleichen Rath geben? Stellen Sie Sich recht lebhaft die Härte des Jochs vor, das Sie mir auflegen wollen und die vielen unangenemen und verdrüslichen Folgen. In dem Stande, worin ich mich befinde, bin ich von meinem Betragen niemanden Rechnung ſchuldig, als mir ſelbſt, bin der einzige Richter meiner Handlungen, hab' ein anſtändiges Auskommen, brauche mein Brod nicht im Schweiſſe meines Angeſichts zu eſſen, wie nach Ihrer Verſichrung, unſern Urältern ſoll ſein befolen worden. Weshalb ſollt' ich ſo ſehr Thor ſein, die Freiheit, die ich genieſſe, aufzugeben und andern von meinen Handlungen Red' und Antwort abzulegen? Aus Eitelkeit etwa? Die iſt mir unbekannt. Des Gehalts wegen? Das brauch' ich nicht.

Sonach

Sonach ſollt' ich ohn' irgend einen Grund mich in Angelegenheiten miſchen, die mich nichts angehn, die unangenem, mühſam, höchſt beſchwerlich ſind und raſtloſe Thätigkeit verlangen; und wozu ſollt' ich all dieſe Arbeiten übernemen? Um mich dem Urtheile irgend eines Obern zu unterwerfen, von dem ich abzuhängen nicht Luſt habe, gar nicht Willens bin? Und ſehn Sie nicht die Menge eifriger Bewerber um Aemter? Weshalb wollen Sie mich unter deren Zal haben? Ich mag nun in Dienſten ſtehn oder nicht, ſo werden die Sachen immer einerlei Lauf nemen.

Doch erlauben Sie mir gütigſt dieſen Gründen noch einen ſtärkern beizufügen. Zeigen Sie mir in Europa das Land, wo das Verdienſt belohnt zu werden ſtets ſicher iſt! Zeigen Sie mir das, wo das Verdienſt erkannt wird, und wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren läſſt. Ah! wie verdrüslich iſt es, wenn man Zeit, Ruhe, Geſundheit in Geſchäften aufgeopfert hat, hintangeſezt zu werden, oder noch empörendere Widerwärtigkeiten zu erfahren. Beiſpiele von dergleichen Unfällen treten in Menge vor mein Gedächtnis. Treiben mich gleich Ihre

Spornen zur Arbeit an, ſo thut mir dieſer Zaum ſogleich Einhalt.

Aus dieſer aufrichtigen Sprache müſſen Sie ſehn, daß ich Ihnen nichts berge, mein Herz Ihnen freundſchaftlich aufſchlieſſe, Ihnen all' die Gründe vorlege, die auf meinen Verſtand Eindruk gemacht haben, und dies um ſo mehr, da wir nicht miteinander diſputiren. Jeder von uns trägt ſeine Meinung vor, und die gründlichſte mus den Sieg davon tragen. Ich erwarte, daß Sie mir nichts ſchuldig bleiben und im Kurzen Stof zü neuen Betrachtungen liefern werden. Dies wird Ihnen von Seiten meiner eine neue Antwort zuziehn. Ich bin mit zärtlicher Achtung u. ſ. w.

Sechster Brief
von
Philopatros.

Ich bin ſtolz darauf, einige Ihrer Vorurtheile untergraben zu haben; ſie ſind alle gleich ſchädlich, und man kann ſie nicht genug ausrotten. Sie haben Recht zu ſagen, daß der obſchwebende Streit eigentlich nicht zwiſchen uns, ſondern zwiſchen den Beweisgründen iſt, deren gründlichſte und ſtärkſte die Oberhand behalten müſſen. Wir thun weiter nichts als eine Materie unter uns erörtern, um zu entdekken, wo ſich die Wahrheit befindet, um uns auf die Seite der Evidenz zu ſchlagen. Glauben Sie indeſſen nicht, daß meine Gründe erſchöpft ſind. Beim Wiederdurchleſen Ihrer Briefe traten neue

Ideen in Menge vor meine Seele, und es kömmt nur darauf an, ſie Ihnen ſo deutlich und ſo kurz als möglich vorzutragen.

Sonach will ich mit Ihrer Erlaubnis damit anfangen, Ihnen das zu erklären, was ich unter dem geſellſchaftlichen Vertrage verſtehe. Es iſt dies eigentlich eine ſtillſchweigende Uebereinkomnis aller Bürger eines Staats, mit gleichem Eifer zum allgemeinen Beſten des Ganzen beizutragen. Daraus entſpringen die Pflichten aller einzelnen Glieder deſſelben, davon ein jeder, nach ſeinen Vermögensumſtänden, Talenten und Geburt an dem Wohl des gemeinſchaftlichen Vaterlandes Antheil nemen und zu ſelbigem beitragen mus. Die Bedürfniſſe des Lebens und der Eigennuz, die auf den Geiſt des Volks wirken, nötigen es ſeines eignen Vortheils halber für das Wohl ſeiner Mitbürger zu arbeiten. Daher der Anbau der Aekker, Weinberge, Gärten, daher die Viehzucht, die Manufakturen, der Handel: daher jene Menge tapfrer Vertheidiger des Vaterlandes, die ſelbigem Ruhe, Geſundheit und Leben aufopfern.

Doch wenn zum Theil perſönliches Intereſſe die Haupttriebfeder einer ſo edlen Thätigkeit iſt,

giebt's

giebt's nicht weit mächtigere Beweggründe, ſelbige in denen zu erregen und anzufeuern, die eine erlauchtere Geburt und edlere Geſinnungen an ihr Vaterland heften müſſen? Anhänglichkeit an die Pflichten, Ehr- und Ruhmbegier ſind die mächtigſten Triebfedern, die auf wirklich tugendhafte Seelen Einflus haben. Kann man ſich wol einbilden, daß der Reichthum dem Müſſiggange zum Schilde diene, und daß, je mehr man beſize, je weniger man zum Staate gehöre? Dieſe irrige Behauptungen laſſen ſich nicht durchſezen. Sie können nur von einem felſenharten Herzen, von einem ganz fühlloſen Menſchen herkommen, der in ſich concentrirt, nur ſich allein liebt, und ſo viel als möglich von denen abgeſondert hält, mit denen ihn ſeine Pflichten, ſein Intereſſe und ſeine Ehre verbinden. Herkules, ſo ſehr Herkules ihn auch die Fabel vorſtellt, iſt allein nicht furchtbar; er wird es nur, wenn ſeine Gefährten ihm beiſtehn und hülfreiche Hand leiſten.

Doch vielleicht ermüdet Sie das Räſonnement, wir wollen alſo Beiſpiele brauchen. Ich will welche aus dem Alterthum anführen und hauptſächlich aus den Freiſtaaten, für welche

Sie, wie ich gemerkt habe, beſondre Vorliebe hegen. Den Anfang will ich damit machen, Ihnen einige ausgeſuchte Stellen aus denen Reden des Demoſthenes vorzulegen, die unter dem Namen der Philippiſchen bekannt ſind. „Man „ſagt, Ihr Athener, Philipp ſei todt. Doch „er mag leben oder todt ſein, was hilft das „Euch? Ich ſag' Euch, Ihr Athener, ja ich „ſag' Euch, daß Ihr durch Eure Fahrläſſigkeit, „Gleichgültigkeit und wenige Aufmerkſamkeit „auf die wichtigſten Angelegenheiten Euch bald „einen andern Philipp machen werdet."

Dadurch werden Sie wenigſtens überführt, daß dieſer Redner wie ich dachte. Doch bei dieſer Stelle laſſ' ich es nicht bewenden, hier iſt noch eine andre, wo Demoſthenes, indem er vom König von Macedonien ſpricht, ſagt: „Man heftet ſich immer an den an, den man „voll brennendes Eifers und Thätigkeit ſieht" und hinzufügt: Wenn Ihr Athener wenigſtens „gegenwärtig ſo denkt, (denn bisher habt Ihr's „noch nicht gethan) wenn jeder von Euch, zur „Zeit, da es Not iſt und er ſich brauchbar ma„chen kann, jeden ſchlechten Vorwand bei Seite „ſezt, und bereit iſt, der Republik zu dienen,

„der

„der Reiche mit ſeinem Vermögen, die Jüng„linge mit ihrer Perſon; wenn jeder wie für „ſich ſelbſt handeln will, und ſich nicht mehr „ſchmeicheln, daß andre für ihn wirkſam ſein „werden, während daß er müſſig geht; ſo wer„det Ihr mit Hülfe der Götter Alles wieder „herſtellen, und dasjenige wieder erlangen, was „Ihr durch Eure Fahrläſſigkeit verloren habt.“

Hier iſt noch eine andre Stelle, beinahe eben des Inhalts, aus der Rede über die Regimentsverfaſſung genommen. „Hört Ihr Athe„ner, die öffentlichen Gelder, die durch über„flüſſige Ausgaben verloren gehn, die müſſt „Ihr in gleiche Theile unter Euch theilen, in„dem Ihr Euch nüzlich macht, nämlich diejeni„gen unter Euch, die alt genug ſind, Waffen „zu tragen, durch Kriegsdienſte, und die über „dies Alter hinaus ſind, durch gerichtliche und „Staats-Aemter, oder auf irgend eine andre „Art. Ihr müſſt ſelbſt dienen, die Ausübung „der Pflichten eines Bürgers im Staat keinem „andern überlaſſen, und ein Heer ausmachen, „das man das Heer der Republik nennen kann. „Solchergeſtalt werdet Ihr thun, was das „Vaterland von Euch fodert.“

Das verlangte Demoſthenes von den Bürgern Athens, das war die Denkart Sparta's, wiewol die Regierungsform in beiden Staaten oligarchiſch war. Dieſe Gleichförmigkeit der Geſinnungen hatte einen ganz einfachen Grund; den, daß ein Staat, von welcher Beſchaffenheit er auch iſt, nicht beſtehn kann, wenn nicht alle Bürger mit gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung an der Erhaltung ihres Vaterlandes arbeiten.

Laſſen Sie uns gegenwärtig wieder zu den Beiſpielen gehn, welche uns die Römiſche Republik giebt; ihre groſſe Anzal ſezt mich wegen der Wahl in Verlegenheit. Ich will Ihnen nichts vom Scävola ſagen, noch vom Decius, noch vom alten Brutus, der das Todesurtheil ſeiner eignen Söhne unterſchrieb, um die öffentliche Freiheit zu retten; doch ſollt' ich den Atilius Regulus vergeſſen und die Grosmut, mit der er ſein Intereſſe dem der Republik aufopferte, indem er nach Karthago zurükkehrte, um daſelbſt die Todesmarter zu dulden? Alsdann ſtellt Scipio der Afrikaner ſich mir dar. Jenen Krieg, den Hannibal in Italien führte, ſpielte jener nach Afrika und endete ihn glorreich durch einen über die Karthager erfochtnen

entſcheidenden Sieg. Sodann tritt Kato der Cenſor auf, Paulus Aemilius, der den Perſeus uͤberwand, Kato von Utika, der eifrige Verthei⸗diger des Staats. Soll ich den Cicero uner⸗waͤhnt laſſen, der ſein Vaterland rettete, deſſen Untergang durch Katilina's moͤrdriſche Unterne⸗mungen ganz nahe war; den Cicero, der die ſterbende Freiheit der Republik vertheidigte und mit ihr zugleich umkam?

Da ſieht man was Vaterlandsliebe uͤber die mit Thatkraft erfuͤllte edle Seele eines guten Buͤrgers vermag! Der Kopf, den dieſer gluͤk⸗liche Enthuſiasmus anfuͤllt, findet nichts un⸗moͤglich und erhebt ſich ſchnell zum Heldenmut. Das Andenken dieſer groſſen Maͤnner iſt mit Lobeserhebungen uͤberhaͤuft worden; ſo viele bis auf unſre Zeiten verfloſſene Jahrhunderte haben es nicht ſchwaͤchen koͤnnen; noch immer werden ihre Namen mit Ehrfurcht genannt. Das ſind nachahmungswuͤrdige Muſter fuͤr alle Voͤlker und fuͤr alle Reiche.

Es ſcheint aber, daß das Geſchlecht dieſer maͤnnlichen Seelen, dieſer nervenvollen und tu⸗gendreichen Maͤnner ausgegangen iſt. Weich⸗

lich⸗

lichkeit iſt an die Stelle der Ruhmbegierde getreten, Müſſiggang an die des Fleiſſes und elendes perſönliches Intereſſe hat die Vaterlandsliebe ausgerottet. Denken Sie nicht, daß ich mich auf die Beiſpiele einſchränke, die uns die Republiken liefern; ich will Ihnen auch welche vorlegen, aus den Jahrbüchern der monarchiſchen Staaten genommen. Frankreich kann ſich viel mit den Männern wiſſen, die es hervorgebracht hat. Die Bayards, die Bertrans dû Gueſclin, ein Kardinal d'Amboiſe, ein Dûc de Guiſe, der die Piccardie rettete, ein Heinrich der Vierte, ein Kardinal Richelieu, ein Sülly, und vor der Zeit ein Präſident de l'Hopital, ein vortreflicher und tugendvoller Bürger, ſodann ein Türenne, Condé, Colbert, Luxembourg, Villars; kurz eine Menge berühmter Männer, deren Namen Ein Brief nicht alle faſſen könnte.

Laſſen Sie uns nach England übergehn, und ohne Alfred's und der groſſen Männer aus entfernten Jahrhunderten zu gedenken, mich ſchnell auf die neuern Zeiten kommen, die mir einen Marlbourough, Stanhope, Cheſterfield, Bolingbroke und einen Ritter Pitt liefern, deren Na-

men

men nie untergehn werden. Teutſchland zeigte im dreiſſigjährigen Kriege all' ſeine Spannkraft. Ein Bernhard von Weimar, ein Herzog von Braunſchweig und andere Fürſten zeichneten ſich darinn durch ihren Mut aus; eine Landgräfin von Heſſen, Adminiſtratorin des Landes, durch ihre Feſtmütigkeit.

Wir müſſen geſtehn, daß wir im Jahrhunderte der Kleinheit leben; daß die Jahrhunderte der Männer von Genie und Tugenden vorüber ſind. Wenn aber in jenen der Menſchheit ſo glorreichen Zeiten Männer von Verdienſten den edlen Wetteifer gehabt haben, ſich ihrem Vaterlande brauchbar zu machen, weshalb folgen Sie, der Sie ſo wie jene Verdienſte beſizen, deren erhabnem Beiſpiele nicht? Entſagen Sie grosmütig jenen empörenden Entſchuldigungen, welche Indolenz Ihnen an die Hand giebt; und iſt Ihr Herz eines zärtlichen Gefühls fähig, ſo beweiſen Sie durch Ihre Dienſte, daß Sie das Vaterland lieben, dem Sie Erkenntlichkeit ſchuldig ſind.

Ehrgeizig ſind Sie nicht, wie Sie ſagen; das billige ich; beſizen Sie aber keine Nacheifrung, ſo tadl' ich Sie. Denn es iſt Tugend, diejenigen

gen in edlen Handlungen übertreffen zu wollen, die mit uns Eine Laufbahn durchrennen. Ein Menſch, den Trägheit am Wirken verhindert, gleicht einer marmornen oder ehernen Bildſäule, die unverrükt die Stellung behält, welche ihr der Bildner gegeben hat. Handeln unterſcheidet und erhebt über das Pflanzengeſchlecht, und der Müſſiggang nähert uns ſelbigen.

Doch wir wollen näher zur Sache gehn und gradezu die Gründe angreifen, womit Sie Ihre Unnuzbarkeit und Gleichgültigkeit für's allgemeine Beſte zu rechtfertigen gedenken. Sie ſagen, Sie ſcheuten Sich, von irgend einer Amtsverwaltung Red' und Antwort abzulegen. Auf Sie paſſt warlich dieſe Entſchuldigung nicht; ſie würde in dem Munde eines Menſchen weit beſſer klingen, der ſeinen geringen Talenten mistraut, der ſeine Untüchtigkeit fühlt oder wegen ſeiner wenigen Gewiſſenhaftigkeit ſich der Gefar blosgeſtellt fürchtet, ſeinen guten Namen einzubüſſen. Sie, der Sie Geiſt, Kenntniſſe und Sitten haben, wie können Sie ſo etwas ſagen? Und was für ein übles Urtheil würde das Publikum von Ihnen fällen, wenn ihm ſo üble Ausflüchte bekannt wären. Ferner ſagen Sie: Sie brauchten jezt

von

von Ihrem Betragen niemanden Rechenſchaft abzulegen. Müſſen Sie es nicht jenem Publikum, deſſen ſcharfſpähendem Auge nichts entgeht? Es wird Sie entweder der Faulheit oder Fühlloſigkeit beſchuldigen; wird ſagen, Sie ließſen Ihre Fähigkeiten brach liegen, vergrüben Ihre Talente, und ſchränkten, gleichgültig gegen die ganze übrige Welt, Ihr Wolwollen nur auf Sich Selbſt ein. Sie brauchten nicht zu dienen, ſezen Sie hinzu, weil Sie Vermögen hätten. Taglöhnern brauchen Sie freilich nicht, um zu leben, das räum' ich Ihnen ein; doch grade, weil Sie Vermögen beſizen, ſind Sie mehr denn ein andrer verbunden, Ihrem Vaterlande Ihre Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit dadurch zu bezeigen, daß Sie ihm mit lebhaftem brennenden Eifer dienen. Je weniger Sie's nötig haben, je mehr Verdienſt für Sie; denn einige dienen, und arbeiten blos aus Dürftigkeit, andre freiwillig und umſonſt.

Sie kommen ſodann mit den alten abgenuzten Einwürfen hervor, daß Verdienſt ſelten erkannt, und noch ſeltner belohnt werde, daß Sie, wenn Sie lange Zeit in einem Amte Müh' und Sorgfalt verſchwendet hätten, doch Gefar

lieſen hintangeſezt, ja wol ſogar ohn' Ihr Verſchulden unglüklich zu werden. Dies Ihnen zu beantworten ſoll mir nicht ſchwer werden. Daß Sie Verdienſte beſizen, davon bin ich überzeugt. Legen Sie ſelbige nur der Welt dar. Sie müſſen wiſſen, daß man in unſerm Jahrhunderte ſo gut als in den vorigen ſchönen Handlungen Beifall zugeſteht. In Anſehung des Prinzen Eugen hatte die ganze Welt gleichſam nur Eine Stimme; man bewundert noch ſeine Talente, ſeine Tugenden, und ſeine groſſe Heldenthaten. Als der Graf von Sachſen den glorreichen Feldzug bei Laffeld geendigt hatte, bezeigte ihm ganz Paris ſeine Erkenntlichkeit. Frankreich vergiſſt die Verbindlichkeiten nicht, die es Colbert's Staatsverwaltung zu verdanken hat, und das Andenken an dieſen groſſen Mann wird das Louvre überdauern. England iſt ſtolz auf ſeinen Neuton, Teutſchland auf ſeinen Leibniz.

Verlangen Sie noch neuere Beiſpiele? Preuſſen hält den Namen des Groskanzlers Cocceji in hohen Ehren, der ſeine Geſeze mit ſo vieler Weisheit umſchuf. Und was ſoll ich Ihnen von ſo vielen groſſen Männern ſagen, die es verdient haben, daß man ihnen Bildſäulen auf

den öffentlichen Pläzen Berlins errichtete? Hätten dieſe berühmte Verſtorbne ſo wie Sie gedacht, ſo würd' ihre Exiſtenz der Nachwelt auf immer unbekannt geblieben ſein.

Sie fügen hinzu, es gäbe ſo viele eifrige Bewerber um Aemter und Bedienungen, daß es unnötig ſein würde, deren Liſte zu vermehren. Hier liegt eben das Fehlerhafte Ihres Schluſſes. Dächte jederman, wie Sie, ſo wäre die unausbleibliche Folge, daß alle Stellen ledig, alle Aemter unbeſezt blieben. Wären Ihre Grundſäze allgemein angenommen, ſo würden ſie zu nichts dienen, als unerträgliche Misbräuche in die Geſellſchaft einzuführen.

Laſſen Sie uns auch endlich annemen, Ihnen begegnete nach der beſten Verwaltung Ihres Amts durch eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit irgend ein widriger Vorfall, bleibt Ihnen nicht ein groſſer Troſt in dem guten Zeugniſſe Ihres Gewiſſens, das ſchon allein im Stande iſt, ſie zu rechtfertigen und zu beruhigen? Ueberdies wird die Stimme des Publikums Ihnen gleichfalls Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Verlangen Sie es, ſo will ich Ihnen eine Menge Beiſpiele anführen, wo Unglüksfälle den Ruhm groſſer Männer vermehrt haben, ſtatt ihn zu vermindern. Zuerſt welche aus den Republiken. In dem Kriege, den Xerxes mit den Griechen führte, rettete Themiſtokles die Athener auf eine zwiefache Art, indem er ſie überredete ihre Mauern zu verlaſſen und die berühmte Schlacht bei Salamin gewann; hernach richtete er wieder die Mauern ſeiner Vaterſtadt auf und legte den Pyräeiſchen Hafen an. Dies hinderte nicht, daß er durch den Oſtracismus verbannt wurde. Er trug ſein Unglük mit groſſer Seele, und weit entfernt, daß ſein Ruhm dadurch gelitten hätte, vermehrte er ſich dadurch nur, und ſein Name wird oft in der Geſchichte zugleich mit dem Namen der gröſſten Männer angeführt, die Griechenland hervorgebracht hat.

Dem Ariſtides, der Tugendhafte genannt, widerfuhr beinah' ein gleiches Schikſal: er wurde verbannt, dann wieder zurükgerufen, wegen ſeiner Weisheit ſtets gleich hochgeſchäzt. Dies war Urſach, daß die Athener nach ſeinem Tode ſeinen Töchtern ein Jahrgehalt ausſezten, weil ihnen das nötige Auskommen gebrach. Soll ich

Sie

Sie noch an den unſterblichen Cicero erinnern, der für die Rettung ſeines Vaterlandes durch eine Kabale in's Exil gejagt wurde? An all' die Gewaltthätigkeiten, die Clodius, der Feind dieſes groſſen Konſuls, gegen ihn und ſeine Anverwanten ausübte? Inzwiſchen rief ihn dennoch das Römiſche Volk einſtimmig zurük; worüber er ſich folgendermaaſſen auslâſſt: „Nicht „nur zurükgerufen nach Rom ward ich, ſondern „zurükgetragen gleichſam auf den Schultern mei„ner Mitbürger, und meine Rükkehr in's Va„terland glich völlig einem triumphaliſchen Auf„zuge.' Den Weiſen kann das Unglük nie herabwürdigen, weil es eben ſowol gute als ſchlimme Bürger treffen kann; nur Laſterthaten entehren uns.

Weit entfernt alſo, daß die Beiſpiele der verfolgten Tugend Ihnen zum Zügel dienen und Sie von auszeichnenden Thaten zurükhalten ſollten, laſſen Sie Sich vielmehr durch meine Anſpornung aufmuntern. Ich fordre Sie auf, Ihre Pflichten zu erfüllen, Ihre gute Eigenſchaften an den Tag zu legen, die Erkenntlichkeit Ihres Herzens gegen ſein Vaterland thätig zu beweiſen, und endlich die Bahn der Ehre zu be-

treten, deren Ziel Sie zu erreichen verdienen. Ich werde meine Zeit und Mühe verlieren, oder Sie überreden, daß meine Denkart richtiger iſt, als die Ihrige und die einzige, die ſich für einen Mann von Ihrem Stande ziemt.

Ich liebe mein Vaterland von ganzem Herzen und ganzer Seele; Erziehung, Vermögen, Daſein alles, alles hab' ich ihm zu danken: auch würd' ich, wenn ich tauſend Leben hätte, ſie alle tauſend für ſelbiges mit Freuden aufopfern, könnt' ich ihm dadurch dienen und meine Erkentlichkeit bezeigen.

Mein Freund Cicero ſagt in einem ſeiner Briefe: ich glaube nie erkentlich genug ſein zu können. Ich habe das Vergnügen, ſo wie er zu denken und zu empfinden, und ich wag' es zu hoffen, daß wir, nach reiflicher Ueberlegung all' der jezt umſtändlich vorgelegten Gründe, anſtatt verſchiedner Meinung wegen des Betragens zu ſein, das ein rechtſchafner Mann zu beobachten hat, uns wechſelſeitig aufmuntern werden, die Pflichten guter Bürger zu erfüllen, die für ihr Vaterland zärtliche Anhänglichkeit und brennenden Eifer haben. Sie legten mir Einwürfe vor,

ich

ich muſſte ſie heben; ſo viele Sachen in wenig Worte zuſammenzufaſſen, war mir dabei unmöglich.

Finden Sie meinen Brief zu lang, ſo bitt' ich deshalb um Verzeihung, die Sie mir hoffentlich wegen der aufrichtigen Ergebenheit werden angedeihen laſſen, mit der ich u. ſ. w.

Siebenter Brief
von
Anapiſtemon.

Sie ſind ſehr ſcharf, theuerſter Freund. Nicht die mindeſte Kleinigkeit laſſen Sie mir hingehn. Um ein kleines Räſonnement über den Haufen zu werfen, das ich nach beſten Kräften befeſtigt habe, führen Sie eine mächtige Batterie gegen mich auf, die meine armen Beweisgründe zuſammenſchieſſt, und nicht eher mit Feuern nachläſſt, als bis all' meine Vertheidigungswerke gänzlich zu Grunde gerichtet, Ihnen kein Ziel mehr übrig laſſen, worauf Sie Ihre Schlüſſe richten könnten.

Sie haben beſchloſſen, Sie verlangen mit aller Gewalt, daß ich mein Vaterland lieben, ihm

ihm dienen, an ſelbiges geheftet ſein ſoll, und dringen ſo in mich, daß ich Ihnen faſt gar nicht auszuweichen weis. Man hat mir inzwiſchen von einem, ich weis nicht welchem, Encyklopädiſten geſagt, der behauptet haben ſoll: die Erde ſei der gemeinſchaftliche Wohnplaz für Weſen unſrer Art, der Weiſe ein Bürger der Welt, und es wäre überall gleich gut.

Ich hörte dieſe Materie vor einiger Zeit von einem Gelehrten abhandeln und fand Behagen daran, ihm zu zuhören. Alles was er ſagte, drang ſo leicht und unvermerkt in meine Seele, daß mir's ſchien, als hätt' ich es ſelbſt erdacht. Dieſe Gedanken hoben meine Seele empor; meine Eitelkeit fand Behagen an dem Gedanken, daß wenn ich aufhörte ein dunkler Unterthan eines kleinen Staats zu ſein, ich mich hinführo als einen Bürger der ganzen Welt anſehn könnte, ſogleich Engländer, Türke, Franzoſe, Grieche würde, je nachdem es meiner Phantaſie beliebte. Meine Einbildungskraft durchſtreifte die Länder aller dieſer Nazionen; verſezte mich bald zu der, bald zu jener, und bei der mir's am meiſten gefiel, verweilt' ich mich am längſten.

Doch mich dünkt, ich höre Sie bereits. Sie wollen mir auch noch dieſen anmutigen Traum entreiſſen, mit dem ich mich beſchäftige. Ihn zu verſcheuchen wird nicht ſchwer ſein, was werd' ich aber dabei gewinnen? Sind ergezende Täuſchungen nicht beſſer als traurige uns empörende Warheiten? Ich weis, wie ſchwer es hält, Sie zur Ablegung Ihrer Meinungen zu vermögen; ſie haften an ſo tiefen Gründen, ſind in Ihrem Kopfe ſo ſtark durch ſo viele Schlüſſe befeſtigt, daß ich's vergebens verſuchen würde, ſie herauszureiſſen.

Ihr Leben beſteht aus einem immerwährenden Nachdenken; das meinige flieſſt ſanft dahin; ich begnüge mich am Genus, das Nachdenken überlaſſ' ich andern; ich bin zufrieden, wenn ich mich amüſiren und zerſtreuen kann. Dies eben giebt Ihnen ſo viele Vortheile über mich, hauptſächlich, wenn's darauf ankömmt, ernſte Materien abzuhandeln, die viele Kombinationen erfordern. Ich halte mich daher ſchon gefaſſt, Sie mit allem Geſchüz auf mich anrükken zu ſehn, um mich aus meinen lezten Verſchanzungen zu treiben. Ich ſehe zum voraus, daß ich dem Syſtem der Unabhängigkeit werde entſagen

müſſen,

müſſen, das ich ſo bequem für mich eingerichtet hatte, und daß Ihre ſiegreichen Gründe mich nötigen werden, mir einen neuen Plan der Lebensart zu entwerfen, der den Pflichten meines Standes angemeſſener iſt, als mein bisheriger.

Doch es erheben ſich unablåſſig neue Zweifel in meiner Seele. Sie ſind der Arzt, dem ich die Krankheiten meiner Seele anvertraue; Sie müſſen ſelbige heilen. Sie haben eines geſellſchaftlichen Vertrages erwähnt; niemand hat mich ihn kennen gelehrt. Iſt je ein ſolcher Kontrakt vorhanden, ſo hab' ich ihn doch nie unterzeichnet. Ihnen zufolge bin ich mit der Geſellſchaft Verbindungen eingegangen. Davon weis ich nichts. Ich ſoll nach Ihnen eine Schuld abtragen? Wem denn? Dem Vaterlande? Für welches Kapital? Auch das iſt mir unbekannt. Durch wen iſt mir dies Kapital geliehen worden? Und wenn? Und wo wår' es? Uebrigens bin ich ſo wenig wie Sie in Abrede, daß wenn jederman müſſig und unthåtig bliebe, das menſchliche Geſchlecht notwendig umkommen müſſte. Doch dies iſt gar nicht zu beſorgen, denn die Not zwingt den Armen zur Arbeit und macht ſich irgend ein Reicher davon los, ſo hat das gar

keine

keine weitere Folgen. Ihren Grundſäzen gemäs müſſte in der Geſellſchaft alles in Bewegung ſein, alles handeln, alles arbeiten. Ein Staat von der Art würde den Bienenſtökken gleichen, wo jede Biene beſchäftigt iſt, die eine den Saft aus den Blumen zu ziehn, die andre den Honig in den Zellen zu verarbeiten, die dritte ihr Geſchlecht fortzupflanzen, und wo man kein unverzeihlichers Laſter kennt als den Müſſiggang.

Sie ſehn, daß ich hierbei ganz redlich zu Werke gehe, Ihnen nichts verhehle, Ihnen alle meine Zweifel vorlege. Es wird mir ſauer, mich von meinen Vorurtheilen loszumachen, wenn es anders welche ſind. Die Gewonheit, dieſe herrſchſüchtige Gebieterin der Menſchen, hat mich zu der Lebensart geformt, der ich jezt feſt anhänge. Vielleicht werd' ich mich mit den neuen Begriffen näher bekannt machen müſſen, die Sie mir vorgelegt haben. Ich mus Ihnen geſtehn, noch fühl' ich einiges Sträuben, mich unter das Joch zu ſchmiegen, das Sie mir auflegen. Meiner Ruhe zu entſagen, meine Trägheit zu beſiegen, das wird ſchrekliche Mühe koſten; mich unaufhörlich mit fremden Angelegenheiten zu beſchäftigen, mich des öffentlichen Wohls halber abzuarbeiten,

abzu-

abzumüden; das ſcheucht mich zurük. Ariſtides, Themiſtokles, Cicero, Regulus ſtellen mir freilich ſtarke Beiſpiele von Edelmut und Seelengröſſe vor, denen die Welt hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; doch was für Mühe koſtet es, nur ein wenig Ruhm zu erkaufen. Man erzält, Alexander der Groſſe habe nach einem ſeiner Siege ausgerufen: O Ihr Athener, wüſſtet Ihr was es koſtet, von Euch gelobt zu werden!

Sie werden mir dieſe Reflexionen nicht hingehn laſſen; werden ſie zu weichlich, zu verzärtelt finden. Sie verlangen ein Reich, deſſen Bürger insgeſammt Nerv' und Spannkraft haben; wo alles Stärk' und Thätigkeit iſt; und ich zweifle nicht, daß Sie blos den Blödſinnigen, Kranken, Blinden und Greiſen Ruhe verſtatten werden. Da ich unter deren Anzal nicht gehöre, ſo bin ich mein Verdammungsurtheil gewärtig.

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß die Materie, die wir abhandeln, viel weitläufiger iſt, als ich mir's vorgeſtellt habe. Was für verſchiedne Zweige laufen nicht dahin zuſammen, was für unendliche Kombinationen, um einen Körper aus ſo vielen Theilen zu bilden, die eine

ordentliche Regierungsform ausmachen! Wir haben über dieſen Gegenſtand wenig Bücher, und die man darüber hat, ſind mit einer Pedanterie zum Umkommen angefüllt.

Sie haben alles gründlich unterſucht, und wiſſen Ihre Kenntniſſe meinem Faſſungskreiſe anzupaſſen. Ich bin Ihnen Verbindlichkeit ſchuldig, daß Sie mich bis auf die Zweifel belehrt haben, die ich Ihnen eben eröfnet habe. Ich bitte, fahren Sie fort, wie Sie begonnen haben. Ich ſehe Sie als meinen Lehrer an, und bin ſtolz darauf, Ihr Schüler zu ſein.

Die Verhältniſſe der Bürger gegen einander, die verſchiednen Bande, welche die Geſellſchaft mit einander verknüpfen, das was unſre Pflichten fordern, all' dieſe Begriffe ſieden und gähren ohn' Aufhören in meinem Kopfe; ich denke faſt an nichts anders. Wenn ich einem Akkersmann begegne, ſeegn' ich ihn für die Mühſeeligkeiten, die er leidet, um mir Nahrung zu ſchaffen; erblikk' ich einen Schuſter, ſo dank' ich ihm innerlich für die Mühe, die er ſich giebt, für die Behörde meines Fuſſes zu ſorgen; geht ein Soldat bei mir vorüber, ſo thu' ich Wünſche

für

für die Erhaltung dieſes tapfern Vertheidigers meines Vaterlandes.

Sie haben mein Herz fühlbar gemacht; die Empfindungen meiner Dankbarkeit erſtrekken ſich jezt auf all meine Mitbürger, vorzüglich aber auf Sie, der Sie durch die Entwiklung der Beſchaffenheit meiner Verbindlichkeiten mir ein neues Vergnügen verſchaft haben. Sie ſprachen, und die Liebe des Nächſten hat meine Seele mit göttlichen Empfindungen erfüllt. Ich bin mit der gröſſten Achtung und mit der vollkommenſten Erkenntlichkeit u. ſ. w.

Achter Brief
von
Philopatros.

Nein, mein theurer Freund, ich führe keinen Krieg mit Ihnen; dazu ehr' und ſchäz' ich Sie zu ſehr. Ich ſondre Sie von der Materie ab, die wir abhandeln, und greife einzig und allein die Vorurtheile und Irrthümer an, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen würden, wenn ſich die Warheit nicht die Mühe gäbe, ſie zu entlarven, um die Welt aus dem Irrthum zu ziehn. Ich werde mit auſſerordentlicher Zufriedenheit gewahr, daß Sie mit einigen meiner Meinungen Sich zu befreunden anfangen.

Mein Syſtem hat das allgemeine Beſte der Geſellſchaft zum Endzwek, und keine andre Abſicht, als die Bande der Bürger des Staats enger zuſammenzuziehn, um ſie deſto dauerhafter zu machen. Ich verlange von ſelbigen nur das, was ihr eignes wolverſtandnes Intreſſe verlangt, nämlich: daß ſie wahr und warm an ihrem Vaterlande hangen, und mit gleichem Eifer das Ihrige zum allgemeinen Beſten beitragen; denn je mehr ſie daran arbeiten, deſto beſſer gelingt es ihnen. Doch eh' ich in dem fortfahre, was ich Ihnen zu ſagen habe, wird es nötig ſein eine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, die Sie in unſerer vorhabenden Materie aufwerfen.

Sie ſagen: Sie wüſſten nicht, worin der geſellſchaftliche Vertrag beſtehe. Das wechſelſeitige Bedürfnis der Menſchen, einander beizuſtehn, hat ihn erzeugt; und da keine Geſellſchaft ohne gute Sitten beſtehn kann, ſo war es nötig, daß jeder Bürger einen Theil ſeines Intereſſes dem Intereſſe ſeines Mitbürgers aufopferte. Daraus folgt, daß wenn Sie nicht wollen hintergangen ſein, Sie nicht hintergehn müſſen; nicht beſtohlen, daß Sie auch nicht ſteh-

len müſſen. Sie verlangen Beiſtand in all' Ihren Nöten, ſo müſſen Sie auch ſtets dienſtfertig ſein; verlangen, daß man nicht unbeſchäftigt ſei, ſo arbeiten Sie auch; wollen, daß der Staat Sie vertheidige, nun ſo tragen Sie darzu durch Ihr Geld, noch beſſer aber durch Ihre Perſon bei; Sie wünſchen öffentliche Sicherheit, ſo ſtören Sie Selbſt die Ruhe nicht; und verlangen Sie Ihr Vaterland blühend und glüklich zu ſehn, ſo thun Sie Ihr Beſtes, dienen Sie ihm nach allen Ihren Kräften.

Sie fügen hinzu: Niemand habe Sie von dieſem geſellſchaftlichen Vertrage unterrichtet, davon mit Ihnen geſprochen. Die Schuld liegt an Ihren Aeltern, an Ihren Angehörigen; einen ſo wichtigen Artikel hätten die Erzieher Ihrer Jugend nicht vergeſſen ſollen. Doch hätten Sie darüber nur ein wenig nachgedacht, ſo würden Sie ihn gar leicht erraten haben. Sie fahren fort: ich weis nicht, was für eine Schuld ich der Geſellſchaft abzutragen habe, noch wo ich das Kapital finden ſoll, deſſen Zinſen ſie von mir verlangt. Das Kapital ſind Sie, Ihre Erziehung, Ihre Aeltern, Ihr Vermögen; das iſt das Kapital, in deſſen Beſiz Sie

Sich

Sich befinden. Die Zinſen, die Sie ihm ſchuldig ſind, beſtehn darin, daß Sie Ihr Vaterland wie Ihre Mutter lieben, ſelbigem Ihre Talente widmen. Indem Sie Sich brauchbar machen, entledigen Sie Sich alles deſſen, was es mit Recht von Ihnen fordern kann. Dieſem füg' ich noch bei: daß es gleichviel iſt, was für eine Regierungsform Ihr Vaterland hat; die Regierungsformen ſind Werke der Menſchen, und keine davon iſt vollkommen. Ihre Pflichten ſind ſich ſonach gleich. Sie mögen in einer Monarchie oder in einer Republik ſein, es kömmt auf Eins heraus.

Laſſen Sie uns nun weiter gehn. Ich beſinne mich, Ihr Brief erwähnt der Idee eines der Encyklopädiſten, die man Ihnen vorgelegt hat. Vor einigen Jahren waren wir mit deren Werken überſchwemmt. Auſſer der Hand voll guten Sachen und Warheiten, die man darin antrift, iſt mir das Uebrige als ein Haufen paradoxer Säze und flüchtig hingeworfner Ideen vorgekommen, die Durchſicht und Ausfeilung nötig gehabt hätten, ehe man ſie dem Urtheile des Publikums vorgelegt. In gewiſſem Verſtande iſt es freilich wahr, daß die Erde der Wohnplaz

der Menſchen iſt, ſo wie die Luft der Vögel, das Waſſer der Fiſche und das Feuer der Salamander ihrer, (wenn's anders Salamander gäbe.) Doch ſolche triviale Warheit mit groſſem Geräuſch anzukündigen war nicht der Mühe wert.

Sie ſagen ferner mit den Encyklopädiſten: der Weiſe ſei der Bürger der ganzen Welt. Ich geb' es Ihnen zu, wenn der Verfaſſer darunter verſteht, daß die Menſchen alle Brüder ſind, und ſich insgeſamt lieben müſſen; bin aber ſeiner Meinung alsdann nicht, wenn ſeine Abſicht iſt, Vagabunden zu machen, Leute, die nicht Feuer noch Heerd haben, aus Ueberdrus die Welt durchſtreichen, aus Not Betrüger werden, und ihre Laufbahn damit enden, daß ſie an einem oder dem andern Orte für ihr unordentlich geführtes Leben beſtraft werden.

Dergleichen Ideen finden bei leichtſinnigen Köpfen leicht Eingang und prägen ſich ihnen tief ein; die daraus entſpringenden Folgen ſind dem Beſten der Geſellſchaft ſtets zuwider, weil ſie dahin verleiten, die geſellſchaftliche Vereinigung aufzuheben, indem ſie unvermerkt den Eifer und die Anhänglichkeit untergraben, welche die Bürger ihrem Vaterlande ſchuldig ſind.

Eben

Eben dieſe Encyklopädiſten haben ſo viel Ridikül, als ihnen nur möglich geweſen iſt, auf die Vaterlandsliebe zu werfen geſucht; eine Liebe, welche das Alterthum ſo hoch hielt, und die von jeher der Beweggrund der ſchönſten Handlungen geweſen iſt. Sie räſonniren über dieſe Materie ſo erbärmlich, wie über viele andre; ſagen Ihnen mit einer gelehrten Amtsmine, daß es kein ſolches Ding giebt, das Vaterland heiſſt; daß dies eine leere wunderliche Idee irgend eines Geſezgebers iſt, der dies Wort erfunden hat, um die Bürger des Staats zu beherrſchen, und daß folglich dasjenige, was nicht wirklich vorhanden iſt, unſre Liebe nicht verdienen kann.

Das heiſſt jämmerlich ſchlieſſen. Sie unterſcheiden nicht das, was man in der Schule ens per ſe nennt und ens per aggregationem. Erſters bedeutet ein einziges alleiniges Weſen; dergleichen iſt der Menſch, das Pferd, der Elephant; Lezters begreift verſchiedne Körper zuſammen unter ſich, woraus es Eine Maſſe macht. Die Stadt Paris, ihre Einwohner darunter verſtanden; eine Armee, das heiſſt eine Menge Soldaten; ein Reich, das will ſagen, eine zal-

reiche Geſellſchaft von Menſchen. Auf die Art heiſſt das Land, worin wir das Tagslicht zuerſt erblikt haben, unſer Vaterland. Dies Vaterland exiſtirt alſo wirklich und iſt kein bloſſes Hirngeſpinſt; es beſteht aus einer Menge Bürger, die insgeſamt in der nämlichen Geſellſchaft, unter den nämlichen Geſezen leben, die nämlichen Gebräuche haben; und da unſer Intereſſe mit dem ſeinigen aufs engſte verbunden iſt, ſind wir ihm unſre Anhänglichkeit, unſre Lieb' und unſre Dienſte ſchuldig.

Was könnten jene laue und feile Seelen, was alle Encyklopädiſten in der ganzen Welt antworten, wenn das Vaterland plözlich perſonificirt vor ſie träte, und ſie ungefähr folgendermaaſſen anredete: „Eben ſo entartete, als undankbare Kinder, denen ich das Leben gegeben, „werdet Ihr ſtets gegen die Wolthaten fühllos „bleiben, womit ich Euch überhäufe? Wo habt „Ihr Eure Vorfahren her? Ich, ich habe ſie „hervorgebracht. Woher haben ſelbige ihre „Nahrung genommen? Aus meiner unerſchöpf„lichen Quelle. Woher ihre Erziehung? Mir „haben ſie ſelbige zu danken. Ihr Vermögen „und Beſizthümer? Mein Grund und Boden

„hat

„hat ſie ihnen geliefert. Ihr Selbſt, Ihr ſeid „in meinem Schooſſe geboren. Kurz ich war's, „die Euch, Euren Anverwanten, Euren Freun„den, alle dem, was Euch das Theuerſte auf „der Welt iſt, das Daſein gegeben hat. Mei„ne Gerichtshöfe ſchüzen Euch gegen jede Unbil„ligkeit, vertheidigen Eure Gerechtſame, ſichern „Eure Beſizungen. Die Polizei, die ich einge„führt habe, wacht für Eure Sicherheit. Ihr „wandelt durch Städte und Felder, ganz ſicher „vorm Ueberfall der Räuber und dem Dolch „des Mörders; und die Truppen, die ich un„terhalte, vertheidigen Euch gegen die Gewalt„thätigkeiten, Räubereien und Einfälle unſrer „gemeinſchaftlichen Feinde.

„Ich laſſ' es nicht dabei bewenden, Eure „dringenden Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern „bemühe mich auch eifrig, Euch reichliches Aus„kommen und alle Gemächlichkeiten des Lebens „zu verſchaffen. Endlich findet Ihr, wenn Ihr „Unterricht haben wolt, Lehrmeiſter aller Art; „wünſcht Ihr Euch brauchbar zu machen, ſo „warten Aemter, Bedienungen auf Euch; ſeid „Ihr kränklich oder unglüklich, ſo hat meine „Zärtlichkeit für Euch Helfer und Hülfsmittel

„beſorgt, die Ihr immer in Bereitſchaft findet; „und für ſo viele Gunſtbezeigungen, die ich täg- „lich an Euch verſchwende, verlang' ich von Euch „keine andre Erkenntlichkeit, als herzliche Liebe „gegen Eure Mitbürger und warmes inniges „Antheilnemen an allem, was ihnen vortheil- „haft ſein kann. Sie ſind meine Glieder, mein „andres Selbſt; Ihr könnt ſie nicht lieben, ohne „Euer Vaterland zu lieben.

„Allein Eure harte, wilde Herzen ſchä- „zen den Wert meiner Wolthaten nicht. Eine „zügelloſe Thorheit, die ſich Eurer Sinne be- „mächtigt hat, lenkt Euch. Ihr wünſcht Euch „von der Geſellſchaft zu trennen, frei und un- „abhängig für Euch zu leben, all' die Bande „zu zerreiſſen, die Euch an mich knüpfen ſollten. „Wenn das Vaterland für Euch alles thut, „wollt Ihr denn nichts für ſelbiges thun? Re- „belliſch gegen alle meine ſorgfältige Bemühun- „gen, taub gegen alle meine Vorſtellungen, „wird denn Eure eherne Herzen nichts rühren, „nichts erweichen können? Geht in Euch; laſ- „ſet durch das Beſte Eurer Angehörigen, durch „Euer eignes Intereſſe Euch rühren, laſſet Pflicht „und Erkentlichkeit ſich dazu geſellen und be-

„tragt

„tragt Euch hinfort ſo gegen mich, wie es die „Tugend, die Sorgfalt für Eure Ehre und „Ruhm von Euch heiſchen.“

Ich meines Orts würde dem Vaterland entgegenfliegen und ihm antworten: „Mein Herz, „innig von Lieb' und Erkenntlichkeit gerührt, „hatt' es nicht nötig, Dich zu ſehen und zu hö„ren, um Dich zu lieben. Ja, ich geſteh' es, „ich habe Dir alles zu verdanken; auch bin ich „Dir eben ſo unzertrennlich als zärtlich zuge„than; meine Lieb' und Erkentlichkeit werden „nicht eher als mit meinem Leben aufhören; „dies Leben ſogar iſt Dein Geſchenk. Mit Ver„gnügen will ich Dir's aufopfern, wenn Du's „zurükverlangſt. Für Dich ſterben, heiſſt ewig „im Gedächtniſſe der Menſchen leben; ich kann „Dir nicht dienen, ohne mich mit Ruhm zu „bedekken.“

Verzeihen Sie, mein Theuerſter, dieſen enthuſiaſtiſchen Ausbruch, den mein Eifer bewirkt hat. Sie ſehn hier meine Seele ganz nakt vor ſich. Und wie könnt' ich Ihnen bergen, was ich ſo lebhaft empfinde? Erwägen Sie meine Worte, unterſuchen Sie alles, was ich geſagt habe, und ich glaube, Sie werden mit mir ein-

 geſtehn,

geſtehn, daß nichts weiſer, nichts tugendhafter iſt, als ſein Vaterland wahr und warm lieben.

Die Blödſinnigen und Blinden, deren Unvermögen in die Augen ſpringt, wollen wir weglaſſen. Allein die Greiſe und die kränklichen Perſonen, wiewol ſie für das Beſte der Geſellſchaft nichts thun können, müſſen doch für ihr Vaterland jene zärtliche Anhänglichkeit beibehalten, die Kinder für ihren Vater haben, müſſen deſſen Verluſte und Gewinnſte theilen, und wenigſtens Wünſche für deſſen Wolfahrt thun. Verpflichtet uns unſer Stand als Menſchen, jederman Gutes zu thun, ſo verpflichtet uns unſer Stand als Bürger noch weit mehr unſern Landsleuten aus allen unſern Kräften zu dienen. Sie gehn uns weit näher an als fremde Völker, die wir entweder nur wenig oder gar nicht kennen.

Wir leben mit unſern Landsleuten; haben mit ihnen einerlei Sitten, Gebräuche, Geſeze; theilen mit ihnen nicht nur die Luft, die wir athmen, ſondern auch Glük und Unglük. Und iſt das Vaterland befugt zu fordern, daß wir uns für ſelbiges aufopfern, ſo iſt es um ſo viel befugter zu verlangen, daß wir ihm durch unſre Dienſte

brauch-

brauchbar werden; der Gelehrte dadurch, daß er das Publikum unterrichtet, der Philoſoph, daß er es die Warheit lehrt, der Kammeraliſt, daß er die Landesherrſchaftlichen Gefälle treu verwaltet; der Rechtsgelehrte, daß er dem Recht und der Billigkeit Formalitäten aufopfert; der Soldat, daß er mit Eifer und Mut ſein Vaterland vertheidigt; der Staatskundige, daß er kluge Kombinationen und richtige Räſonnemens anſtellt; der Geiſtliche, daß er lautere Moral predigt; der Landmann, Künſtler, Profeſſioniſt, Handwerker, Kaufmann, daß jeder von ihnen den Stand zu vervollkommnen ſucht, dem er ſich gewidmet hat.

Jeder Bürger, der ſo denkt, arbeitet für das allgemeine Beſte. Dieſe verſchiednen Zweige vereint und nach Einem Zwek hinſtrebend, erzeugen die Glükſeeligkeit der Staaten, den Wolſtand, die Dauer und die Berühmtheit der Reiche.

Sehn Sie, mein Theuerſter, dies alles iſt aus meinem Herzen in die Feder gefloſſen. Ich habe über dieſe Materie nicht als ein Profeſſor geſchrieben, weil ich nicht die Ehre habe, ein

Dok-

Doktor in us zu ſein, und weil ich mich einzig und allein mit Ihnen unterhalte, um Ihnen Rechenſchaft zu geben, was ich unter denen Pflichten verſtehe, die ein rechtſchafner und treuer Bürger gegen ſein Vaterland erfüllen mus.

Dieſe flüchtige Skizze iſt für Sie hinreichend, der Sie die Sachen ſo ſchnell faſſen und durchſchauen. Ich verſichre Ihnen, ich würde nie ſo viel Papier beklekt haben, wär' es nicht in der Abſicht geſchehn, Ihnen willfährig und gehorſam zu ſein. Ich bin mit der aufrichtigſten Ergebenheit u. ſ. w.

Neunter Brief
von
Anapiſtemon.

Ihr lezter Brief, mein Theuerſter, bringt mich zum Stillſchweigen, macht, daß ich mich ergeben mus. Von dieſem Augenblik an ſchwör' ich meiner Gleichgültigkeit und Trägheit ab; entſage den Grundſäzen des Epikur's ſo wie den Encyklopädiſten, und widme meine ganze Lebenszeit meinem Vaterlande. Ich will hinfort Bürger des Staats ſein und in allem Ihrem lobenswürdigen Beiſpiele folgen. Ich geſteh' Ihnen meine Fehler offenherzig ein; ich habe mich mit ſchwankenden Ideen begnügt, habe weder hinlänglich nachgedacht, noch dieſe Materie reiflich genug ergründet. Meine ſtrafbare Unwiſſenheit hat mich bisher an Erfül-

lung

lung meiner Pflichten verhindert. Sie laſſen die Fakkel der Warheit in meine Augen ſchimmern, und meine Irrthümer verſchwinden. Ich will die verlorne Zeit dadurch einzubringen ſuchen, daß ich durch brennenden Eifer für das öffentliche Wohl jederman zu übertreffen ſtrebe. Ich neme mir die gröſſten Männer des Alterthums zum Muſter, die ſich durch Dienſte für ihr Vaterland ausgezeichnet haben; und werd' es nie vergeſſen, daß Sie es waren, deſſen tugendhafter Arm mir die Schranken der Laufbahn öfnete, in die ich mich hinein und in Ihre Fustapfen ſtürze.

Wie und auf was Art werd' ich mich aller meiner Verbindlichkeiten gegen Sie entledigen? Rechnen Sie wenigſtens darauf, daß wenn meine Achtung und Freundſchaft für Sie durch etwas übertroffen werden kann, es einzig und allein durch die Geſinnungen der Erkenntlichkeit zu geſchehn vermag, mit denen ich bis ans Ende meines Lebens ſein werde u. ſ. w.

Zehn-

Zehnter Brief von Philopatros.

Sie ſezen mich auf den Gipfel der Freude, mein Theuerſter; entzükken mich ganz durch Ihren lezten Brief. Ich habe nie gezweifelt, daß eine ſo gute biedre Seele, wie die Ihrige, nicht ein tauglicher Boden ſein ſollte, den Saamen aller Tugend aufzunemen. Ich bin feſt überzeugt, daß das Vaterland die reichſten Aernten davon einſammlen wird.

Die Natur hatte für Sie alles gethan; es kam nur darauf an, Ihre Empfindungen zu entwikkeln; hab' ich dazu etwas beitragen können, ſo bin ich ſtolz darauf. Denn das Vaterland mit einem guten Bürger bereichern, will mehr ſagen, als ſeine Gränzen erweitern.

Ich bin u. ſ. w.

Ueber die
Teutſche Litteratur;
von
den Mängeln,
die man ihr vorwerfen kann; den Urſachen derſelben; und den Mitteln, ihnen abzuhelfen.

Bekannt gemacht 1780.

Sie wundern Sich, mein Herr, daß ich meine Stimme noch immer nicht mit der Ihrigen vereinige, um uns zu den Fortſchritten Glük zu wünſchen, welche nach Ihrem Urtheil die Teutſche Litteratur täglich macht. Ich liebe unſer gemeinſchaftliches Vaterland wie Sie; aber eben deshalb hüt' ich mich, ihm eher Lob zu bewilligen, als bis es ſelbiges verdient. Wer erklärt den Mann für Sieger, der noch in der Mitte der Rennbahn iſt? Ich harre, bis er das Ziel erreicht hat, und dann wird mein Beifall eben ſo aufrichtig als gerecht ſein.

In der gelehrten Republik herrſcht, wie Sie wiſſen, vollkommne Freiheit im Denken. Sie faſſen die Gegenſtände aus dem Geſichtspunkte, ich aus jenem. Erlauben Sie ſonach, daß ich mich erkläre, und Ihnen meine Denkart ſo wie

meine Ideen von der alten und neuen Litteratur entwikle, und das ſowol in Rükſicht auf Sprachen und Kenntniſſe, als auch auf den Geſchmak.

Den Anfang mach' ich mit Griechenland, die Wiege der ſchönen Künſte. Seine Sprache iſt die harmoniſchſte unter allen, die je ſind geredet worden. Seine erſten Theologen und Geſchichtſchreiber waren Dichter. Sie waren es, die glükliche Wendungen in ihre Sprache brachten, Schöpfer einer Menge maleriſcher Ausdrükke wurden, und für ihre Nachfolger Lehrer der Kunſt, ſich mit Anmut, Feinheit und Würde auszudrükken.

Von Athen geh' ich nach Rom über; daſelbſt find' ich einen Freiſtaat, der erſt lange Zeit mit ſeinen Nachbarn kriegt, und dann für die Ehre und Vergröſſerung ſeines Reichs kämpft. Alles in dieſem Staate war Nerv' und Kraft, und er fand nicht eher an den Wiſſenſchaften Geſchmak, als bis er Karthago, ſeine Nebenbulerin, ſich unterworfen hatte. Der groſſe Scipio der Afrikaner, ein Freund des Lälius und Polybius, war der erſte Römer, der die Wiſſenſchaften beſchüzte. Dann folgten die Gracchen,

dieſen

dieſen Antonius und Kraſſus, zwei berühmte Redner ihrer Zeit. Doch Sprache, Styl und Beredſamkeit der Römer gelangten nicht eher zu ihrer Vollkommenheit, als in den Zeiten des Cicero, Hortenſius, und all' der votreflichen Genieen, welche dem Jahrhunderte des Auguſt's zur Zierde gereichten.

Dieſe kurze Ueberſicht bezeichnet mir den natürlichen Gang der Dinge. Ich bin überzeugt, daß kein Schriftsteller gut in einer Sprache ſchreiben kann, die noch nicht gebildet und verfeinert iſt; und ſehe auch, daß man in jeglichem Lande mit dem Notwendigen anfängt, und dann erſt das Angeneme hinzufügt. Die Römiſche Republik bildet ſich zuerſt; ficht ſodann, um Ländereien zu bekommen, baut ſelbige hernach an, und nicht eher, als bis ſie nach den Puniſchen Kriegen eine feſte und dauerhafte Verfaſſung erhalten hat, entſteht bei ihr der Geſchmak für die Künſte und Wiſſenſchaften, und gelangt die Lateiniſche Sprach' und Beredſamkeit zu einiger Vollkommenheit. Doch kann ich nicht umhin zu bemerken, daß zwiſchen Scipio dem Aeltern und Cicero's Konſulat ſich eine Kluft von hundertundſechzig Jahren befindet.

Daraus ſchlieſſe ich, daß der Fortgang in allen Sachen langſam ſei, und daß der Kern, den man in die Erde pflanzt, erſt Wurzel faſſen, hervorkeimen, ſeine Zweige ausbreiten, Kraft und Stärke gewinnen müſſe, eh' er Blüt' und Früchte tragen kann. Nach dieſem Maasſtabe beurtheil' ich dann Teutſchland, um genau und mit Billigkeit den Standpunkt beſtimmen zu können, in welchem wir uns jezt befinden. Ich lege alle meine Vorurtheile ab, und neme blos die Warheit zu meiner Leiterin. Und nun find' ich eine noch halbbarbariſche Sprache, in ſo viele verſchiedne Dialekte vertheilt, als Teutſchland Provinzen hat. Jeder Kreis iſt überzeugt, daß ſein Patois die echte Teutſche Sprache iſt.

Noch beſizen wir keine von der ganzen Nazion gebilligte Sammlung, worin man all' die Worte und Redensarten fände, wonach man die Sprachreinigkeit ſicher beurtheilen könnte. Was man in Schwaben ſchreibt, iſt zu Hamburg kaum zu verſtehn, und der Oeſterreichiſche Styl iſt den Sachſen dunkel. Sonach iſt es phyſiſch unmöglich, daß ein Schriftſteller auch vom gröſſten Geiſte dieſe rohe Sprache ganz vorzüglich behandeln kann. Verlangt man von einem Phidias eine Gnidiſche

diſche Venus, ſo gebe man ihm einen Marmorblok ohne Fehl, einen feinen Meiſſel und guten Grabſtichel; wo keine Werkzeuge ſind, da iſt auch kein Künſtler!

Die Griechiſchen Republiken, könnte man mir vielleicht einwerfen, hatten ehemals ſo verſchiedne Mundarten, wie wir, und noch heutiges Tages könne man das Vaterland eines Italieners am Styl und an der Ausſprache erkennen, die in einer Provinz immer anders ſind, als in der andern. Ich zweifle an der Richtigkeit dieſer Behauptungen nicht; ſie dürfen uns aber nicht abhalten, den fernern Fortſchritten der Litteratur im alten Griechenlande und im neuern Italien weiter nachzugehn. Die berühmten Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber dieſer Länder ſezten durch ihre Schriften ihre Sprache feſt. Das Publikum nam, aus einer ſtillſchweigenden Uebereinkommnis die Wendungen, Phraſen, Metaphern an, welche jene groſſe Artiſten in ihren Werken gebraucht hatten. Ihre Ausdrükke wurden nach und nach allgemein und die Sprachen durch ſie verſchönert, veredelt und bereichert.

Werfen wir nun wieder einen Blik auf unſer Vaterland, und wir finden einen Jargon,

ohne alles Angeneme, mit dem ein jeder nach Willkühr umgeht; Redensarten ohne Wahl gebraucht, die bedeutungsvollſten und paſſendſten Worte vernachläſſigt, und den Sinn in einem Meere von Zwiſchenſäzen erſäuft. Ich gebe mir alle Mühe, unſre Homere, unſre Virgile, unſre Anakreone, unſre Horaze, unſre Demoſthene, unſre Cicero's, unſre Thucydides, unſre Livius auszuforſchen; doch meine Müh' iſt vergebens, ich finde deren keinen. Sein wir ſonach offenherzig und geſtehn wir ganz redlich ein, daß bisher die ſchönen Wiſſenſchaften in unſerm Boden noch nicht haben gedeihen wollen. Teutſchland hat Philoſophen gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten aushalten, ja ſelbige ſogar in mehr als Einer Gattung übertroffen haben; doch davon nachher. Was aber die ſchönen Wiſſenſchaften anlangt, ſo wollen wir nur immer unſre Dürftigkeit bekennen.

Alles, was ich Ihnen zugeſtehn kann, ohne mich zum kriechenden Schmeichler meiner Landsleute herabzuwürdigen, iſt, daß wir in der kleinen Gattung der Fabel einen Gellert gehabt haben, der neben Phädrus und Aeſop ſich einen Plaz zu erwerben gewuſſt hat. Canizen's Poeſien

ſien ſind erträglich, doch nicht von Seiten der Diktion, ſondern weil er den Horaz, wiewol nur ſchwach, nachahmt. Auch Geßner's Idyllen will ich nicht übergehn; ſie haben einige Vertheidiger; doch wird man mir erlauben, die Werke des Catull, Tibull und Properz ihnen vorzuziehn. Durchgeh' ich die Geſchichtſchreiber, ſo find' ich nur Profeſſor Maſcov's Teutſche Geſchichte, die am mindeſten fehlerhaft iſt.

Erwarten Sie wol im Ernſt, daß ich Ihnen von den Verdienſten unſrer Redner etwas ſagen ſoll? Ich kann Ihnen keinen weiter nennen, als den berühmten Quandt zu Königsberg, der das ſeltne und einzige Talent beſas, ſeine Sprache harmoniſch zu machen, und ich mus leider! zu unſrer Schande hinzuſezen, daß ſein Verdienſt gar nicht iſt erkannt und ſein Name berühmt geworden. Wie kann man wol verlangen, daß Männer ihre Kräfte anſtrengen ſollen, in ihrer Art vollkommen zu werden, wenn Ruhm nicht ihre Belohnung iſt? Den ebengenannten Herren will ich noch einen Ungenannten beifügen, von dem ich reimloſe Verſe voller Geiſt geſehn habe; die Kadenz und Harmonie derſelben entſtand aus der Abwechslung der Daktylen und Spondäen;

ſie ſchmeichelten meinem Ohre ſehr angenem durch einen Wohllaut der Töne, deſſen ich unſre Sprache nicht fähig geglaubt hatte. Dieſe Versart, möcht' ich behaupten, ſchikke ſich für unſre Sprache am beſten und habe groſſe Vorzüge vor dem Reim; man würd' es warſcheinlich weit darinn bringen, wenn man ſich Mühe gäbe, ſie zu vervollkomnen.

Vom Teutſchen Theater möcht' ich lieber gar nichts ſagen. Melpomene hat bei uns gar poſſierliche Geſchöpfe zu Verehrern, die theils hoch auf Stelzen dahertraben, theils tief im Kothe herumkriechen, die insgeſamt ihre Geſeze übertreten, weder zu intereſſiren noch zu rühren wiſſen, und daher von den Altären der Göttin ſind zürükgetrieben worden. Mehr Glük hatte Thalie mit ihren Verehrern; wenigſtens haben ſie uns ein wahres und originelles Luſtſpiel geliefert; ich meine, den Poſtzug. Unſre Sitten, unſre eigenthümlichen Lächerlichkeiten hat deren Verfaſſer auf's Theater gebracht. Das Stük iſt gut ausgeführt, und ſelbſt Moliere würde dieſen Gegenſtand nicht glüklicher haben bearbeiten können.

Mir thut's leid, Ihnen keine gröſſere Liſte von unſern guten Produkten vorlegen zu können. Ich ſchreibe die Schuld davon nicht auf die Nazion; es fehlt ihr nicht an Genie und Geiſt; allein gewiſſe Urſachen haben ſie zurükgehalten, und verhindert, ſich mit ihren Nachbaren zu gleicher Zeit zu erheben. Gehn wir, wenn's Ihnen gefällig iſt, bis zur Wiederauferwekkung der Wiſſenſchaften wieder zurük, und halten wir die verſchiednen Lagen gegen einander, worin ſich Italien, Frankreich und Teutſchland zur Zeit dieſer Revolution des menſchlichen Geiſtes befanden.

Sie wiſſen, daß Italien wiederum die Wiege der Wiſſenſchaften ward, daß das Haus Eſte, die Medicis und Pabſt Leo der Zehnte ſie beſchüzten und dadurch ihre Fortſchritte begünſtigten. Zu eben der Zeit, da Italien ſich abſchlif, wurde Teutſchland durch die Zänkereien der Gottesgelehrten in zwei Parteien getheilt, deren jede ſich durch Groll gegen die andre und durch fanatiſchen Enthuſiasmus auszeichnete. In Frankreich dagegen bemühte ſich Franz der Erſte mit Italien den Ruhm der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu theilen; allein ſeine Bemühungen, ſie in ſein Vaterland überzupflan-

zen,

zen, waren fruchtlos. Die Franzöſiſche Monarchie, erſchöpft durch das Löſegeld, das ſie für ihren König an Spanien zahlen müſſen, war in einem Zuſtande der Ermattung. Die nach dem Tode Franz des Erſten noch hinzukommende Kriege der Ligue verhinderten die Bürger, ſich auf die ſchöne Künſt' und Wiſſenſchaften zu legen. Nur erſt gegen Ende der Regierung Ludwig des Dreizehnten, da die Wunden der bürgerlichen Kriege geheilt, und die Zeitumſtände unter Kardinal Richelieu's Miniſterium dieſer Unternemung günſtiger waren, nam man das Projekt Franz des Erſten wieder vor. Der Hof munterte die Gelehrten und ſchönen Geiſter auf, jederman ward zum Wetteifer angeſpornt, und nicht lange, ſo gab unter Ludwig des Vierzehnten Regierung Paris weder Florenz noch Rom nach.

Und wie ſah es dazumal in Teutſchland aus? Grade zu der Zeit, da ſich Richelieu durch Verfeinerung ſeiner Nazion hohen Ruhm erwarb, wütete der dreiſſigjährige Krieg in ſeinem gröſſten Feuer. Teutſchland wurde durch zwanzig verſchiedne Armeen verwüſtet und geplündert,

die bald ſiegend bald beſiegt, allemal die Verhee-
rung hinter ſich führten. Das Land war ver-
wüſtet, die Felder lagen brach, die Städte wa-
ren faſt ganz öde. Teutſchland hatte auch nach
dem Weſtphäliſchen Frieden noch nicht Zeit, ſich
zu erholen: bald muſſt' es ſich dem Ottomanni-
ſchen Reiche entgegen ſtemmen, das damals noch
ſehr furchtbar war, bald den Franzöſiſchen Ar-
meen Widerſtand leiſten, die in Teutſchland Ein-
fälle thaten, um die Herrſchaft ihres Reichs wei-
ter auszudehnen.

Kann man ſich wol vorſtellen, daß zu der
Zeit, als die Türken Wien belagerten und Me-
lac die Pfalz verwüſtete, wo Städt' und Dörfer
von den Flammen verzehrt wurden, wo ſelbſt
die geheiligte Freiſtäte des Todes durch die zügel-
loſe Frechheit der Soldaten geſchändet wurde,
welche die Leichname der Kurfürſten aus ihren
Gräbern riſſen, um deren elende Gewänder ſich
zu zueignen; wo troſtloſe Mütter, mit ihren von
Hunger ausgedörrten hingewelkten Kindern auf
dem Arm, ſich aus den Trümmern ihres Vater-
landes retteten; kann man ſich wol vorſtellen,
daß man in ſolchen Augenblikken zu Wien und
Manheim Sonette und Epigramme werde verfer-

tigt

tigt haben? Die Muſen verlangen ruhige Zu⸗
fluchtsorte; ſie fliehen die Gegenden, wo Verwir⸗
rung herrſcht und alles zerſtört wird. Nur erſt
nach dem Spaniſchen Erbfolgekrieg begannen
wir das einigermaaſſen wiederherzuſtellen, was
ſo viele aufeinander folgende Drangſale vernich⸗
tet hatten. Nicht alſo dem Geiſte und dem
Genie der Nation müſſen wir die Schuld bei⸗
meſſen, daß wir bisher ſo wenige Fortſchritte
gemacht haben; ſondern einzig und allein der
Reihe widriger Konjunkturen, der Kette von
Kriegen, die unſer Vaterland verwüſteten und es
eben ſo arm an Menſchen als an Gelde machten.

Verlieren wir nicht den Faden der Begeben⸗
heiten und beobachten wir den Gang unſrer
Väter. Sie werden mit mir die Weisheit lo⸗
ben, die ihr Betragen leitete; ſie handelten grade
ſo wie's ihrer dermaligen Lage angemeſſen war.
Sie fingen an, ſich auf den Landbau zu legen,
Ländereien wieder in Wert zu bringen, zu deren
Bearbeitung es bis hieher an Aermen gebrach;
zerſtörte Häuſer wieder aufzubauen, und die
Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts zu be⸗
günſtigen. Man bemühte ſich allenthalben wüſte
und verlaſſene Ländereien wieder urbar zu ma⸗
chen;

chen; die zalreichere Bevölkerung erzeugte Indüſtrie; ſogar Luxus fand ſich ein, dieſe Geiſſel kleiner Provinzen und dieſe Befördrerin des Geldumlaufs in den groſſen.

Durchreiſen Sie jezt einmal Teutſchland von einem Ende bis zum andern, und Sie finden allenthalben ehmalige Flekken in blühende Städte verwandelt. Dort liegt Münſter, etwas weiter hin Kaſſel, hier Dresden und Gera. In Franken finden Sie Würzburg, Nürnberg. Nähern Sie Sich dem Rheine, ſo kommen Sie über Fulda und Frankfurt am Main nach Manheim, von da nach Mainz und Bonn. Jede dieſer Städte ſtellt den Augen des erſtaunten Reiſenden Gebäude dar, die er nimmermehr an der Stelle des ehemaligen Hercyniſchen Waldes vermutet hätte.

Die männliche Thätigkeit unſrer Landsleute begnügte ſich alſo nicht damit, blos die Verluſte zu erſezen, welche die allgemeinen Landplagen verurſacht hatten, ſondern ſie ſtrebte weiter hinaus und vervollkomnete die rohen Entwürfe, welche unſre Vorfahren hinzuzeichnen verſucht hatten. Seitdem dieſe glükliche Verändrungen zu Stande gekommen ſind, iſt der Wohlſtand allgemeiner

gewor-

geworden, ſchmachtet der Landmann und Bürger nicht mehr in ſchändlicher Unterdrükkung; können Väter ihre Söhne den Wiſſenſchaften widmen, ohne ſich zu verſchulden.

Dies ſind die Erſtlinge der glüklichen Revolution, die wir zu erwarten haben; die Bande ſind zerbrochen, zernichtet, die das Genie unſrer Ahnen feſſelten; ſchon ſieht man den Saamen einer edlen Nacheifrung unter uns aufkeimen. Wir ſchämen uns, daß wir in gewiſſen Gattungen unſern Nachbarn noch nicht gleich kommen; wünſchen durch raſtloſes Arbeiten die Zeit wieder zu gewinnen, die wir durch unſre Widerwärtigkeiten eingebüſſt haben; überhaupt iſt der Geſchmak der Nazion ſo ſehr auf alles gerichtet, was unſer Vaterland berühmt machen kann, daß man bei dieſen Geſinnungen gar nicht zweifeln darf, die Muſen werden auch uns zu ſeiner Zeit in den Tempel des Ruhms einführen.

Unterſuchen wir ſonach, wie das noch übrig gebliebne Unkraut der Barbarei von unſerm Grund und Boden auszurotten iſt, und was man thun mus, um jene Fortſchritte der Litteratur zu beſchleunigen, welche unſre Landsleute ſo ſehr wünſchen, wonach ſie ſo eifrig ſtreben.

Den

Den Anfang mus man, wie ich ſchon geſagt habe, mit der Verbeſſerung der Sprache machen. Dieſe mus gefeilt, abgeſchliffen und durch geſchikte Hände behandelt werden. Deutlichkeit iſt die erſte Regel für alle, die reden und ſchreiben, weil ihre Abſicht iſt, die Gedanken und Begriffe zu malen, oder durch Worte auszudrükken. Was helfen die richtigſten, ſtärkſten und glänzendſten Gedanken, wenn man ſie nicht verſtändlich ausdrükken kann? Viele unſrer Schriftſteller gefallen ſich in einem verworrenen Style; ſie thürmen Parentheſ' auf Parentheſe, und erſt am End' einer ganzen Seite findet man das Wort, von dem der Sinn der ganzen Periode abhängt. Nichts macht die Konſtruktion dunkler; ſtatt reich zu ſein, iſt man nachläſſig und man würde eher das Rätſel des Sphynx auflöſen können, als ihre Gedanken.

Eben ſo ſchädlich für den Fortgang der Wiſſenſchaften, als die Gebrechen, die ich unſrer Sprach' und unſerm Styl vorgeworfen habe, iſt der Mangel des gründlichen Studirens. Man warf ehmals unſrer Nazion Pedanterie vor, weil wir eine Menge ſchwerfälliger, mit Kleineleien ſich beſchäftigender Kommentatoren hatten.

Um ſich von dieſem Vorwurfe zu befreien, fängt man jezt an, das Studium der gelehrten Sprachen zu vernachläſſigen, und um für keinen Pedanten zu gelten, ſchöpft man alle Kenntniſſe von der Oberfläche weg. Wenige unſrer heutigen Gelehrten können die klaſſiſchen Schriftſteller der Griechen ſowol als der Lateiner leſen, ohne daß es ihnen ſauer wird. Will man aber ſein Ohr durch die Harmonie der Homeriſchen Verſe bilden, ſo mus man dieſen Dichter ganz fertig ohne Beihülfe eines Wörterbuchs leſen können. Das Nämliche gilt vom Demoſthenes, Ariſtoteles, Thucydides und Plato. Und eben ſo iſt es, wenn man ſich mit den lateiniſchen Klaſſikern befreunden will.

Heut zu Tage lernen die jungen Leute das Griechiſche faſt gar nicht, und wenige von ihnen nur ſo viel Latein, als zu einer mittelmäſſigen Ueberſezung der Werke von den groſſen Männern aus Auguſt's Zeitalter nötig iſt. Gleichwol ſind dieſe Alten die vollſtrömenden Quellen, woraus unſre Vorgänger, die Italiener, Franzoſen und Engländer ihre Kenntniſſe geſchöpft haben. Nach dieſen groſſen Muſtern haben ſie ſich, ſo viel ihnen nur immer möglich

war,

war, gebildet, ihre Denkart ſich eigen gemacht, und bei Bewundrung der groſſen Schönheiten, womit die Werke der Alten erfüllt ſind, deren Fehler in Anſchlag zu bringen nicht unterlaſſen. Denn man mus billig mit Einſicht und Unterſcheidungskraft ſchäzen, und ſich nie einer blinden Schmeichelei überlaſſen.

Jene glüklichen Tage, welche die Italiener, Franzoſen und Engländer vor uns genoſſen haben, fangen nun an, ſich unvermerkt zu verlieren. Das Publikum iſt von denen Meiſterwerken geſättigt, die erſchienen ſind; die Kenntniſſe werden weniger geſchäzt, da ſie ſich weiter verbreitet haben; kurz dieſe Nazionen glauben ſich im Beſiz des Ruhms, den ihre Schriftſteller ihnen erworben haben, und ſchlafen auf ihren Lorbeeren ein. Doch dieſe Abſchweifung hat mich zu weit von meinem Gegenſtande abgeführt; ich kehre wieder zu ſelbigem zurük, und fahre fort zu unterſuchen, was es noch mehr für Fehler in Rükſicht auf unſre Art zu ſtudiren giebt.

Ich glaube zu bemerken, daß die Schulen nicht ſo viel gute und geſchikte Lehrer haben, als ſie bedürfen. Wir haben der Schulen viel, und alle wollen verſorgt ſein. Sind nun die Lehrer

Pedanten, beſchränkte Köpfe, Kleinigkeitenjäger, ſo verabſäumen ſie die Hauptſachen; iſt ihr Unterricht langweilig, verworren und ſachenleer, ſo martern ſie ihre Schüler, und bringen ihnen auf immer Widerwillen gegen die Wiſſenſchaften bei. Andre Schulmänner verrichten ihr Amt wie Mietlinge; ob der Schüler etwas lernt oder nicht, gilt ihnen ganz gleich, wenn ſie nur ihr Gehalt pünklich ausgezahlt bekommen.

Noch ſchlimmer iſt's, wenn es dieſen Leuten ſelbſt an Kenntniſſen gebricht. Was können ſie andre lehren, wenn ſie ſelbſt nichts wiſſen? Da ſei Gott vor, daß es nicht Ausnamen von dieſer Regel und einige geſchikte Schulmänner in Teutſchland gäbe. So wenig ich deſſen in Abrede bin, ſo eifrig wünſch' ich auch, daß ihre Zahl gröſſer ſein möchte. Ueber die fehlerhafte Methoden der meiſten Lehrer, ihren Schülern Grammatik, Rhetorik, Dialektik und andre Wiſſenſchaften beizubringen, könnt' ich noch gar Vieles ſagen. Wie wollen ſie den Geſchmak ihrer Schüler bilden, wenn ſie ſelbſt nicht das Gute vom Mittelmäſſigen und das Mittelmäſſige vom Schlechten zu unterſcheiden wiſſen; wenn ſie den verworrnen Styl mit dem ideenreichen

ver-

vermengen, das Triviale und Niedrige mit dem Naiven, vernachläſſigte und fehlerhafte Proſe mit Simplizität des Styls, Galimathias mit Erhabenheit? Wenn ſie die Aufſäze ihrer Untergebnen nicht genau prüfen und verbeſſern? Wenn ſie ihnen ihre Fehler nicht vorhalten, ohne ihren Mut niederzuſchlagen, und ihnen nicht ſorgfältig die Regeln einprägen, die ſie beim Schreiben immer vor Augen haben müſſen? Das Nämliche gilt vom Richtigpaſſenden der Metaphern.

Ich erinnre mich in meiner Jugend in einer Zueignungsſchrift eines Profeſſor Heineccius an eine Königin folgende ſchöne Phraſe geleſen zu haben: „Ihro Majeſtät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jezigen Zeit.“ Kann man ſich wol ſchlechter ausdrükken? Warum iſt die Königin ein Karfunkel? Wer hat der Zeit einen Finger gegeben? Flügel geben ihr die Bildner wol, wenn ſie ſie vorſtellen, weil ſie ohn' Unterlas davon fliegt; eine Sanduhr, weil die Stunden ſie theilen; und ihrem Arm eine Sichel, um anzudeuten, daß ſie alle vorhandne Weſen abmäht und zerſtört. Wenn aber Lehrer ſich eben ſo lächerlich als platt ausdrükken,

was kann man ſich dann von ihren Schülern verſprechen?

Gehen wir jezt von den niedrigen zu den hohen Schulen über, und unterſuchen wir ſie gleichfalls unpartheiiſch. Der mir in die Augen ſpringendſte Fehler iſt der, daß man keine allgemeine Methode hat, die Wiſſenſchaften zu lehren. Jeder Profeſſor macht ſich eine eigne. Nach meiner Meinung aber giebt's nur Eine gute Methode, an die man ſich halten ſollte. Wie verfährt man aber heut zu Tage? Ein Profeſſor der Rechte z. B. hat nur einige Lieblinge unter den Rechtsgelehrten, deren Meinungen erklärt er, an deren Schriften hält er ſich einzig und allein, ohne das zu erwähnen, was andre Rechtslehrer darüber geſchrieben haben. Er erhebt die Würde ſeiner Wiſſenſchaft, um ſeine Kenntniſſe zu zeigen; glaubt für ein Orakel gehalten zu werden, wenn er in ſeinen Vorleſungen dunkel iſt; erklärt die Geſeze von Memphis, wenn vom Herkommen des Stifts Oſnabrük's die Rede iſt, oder verbreitet ſich über die Geſeze des Minos, wenn er einen künftigen Beiſizer der Gerichte von St. Gallen zu bilden hat.

Der

Der Lehrer der Weltweisheit hat auch ſein Lieblingsſyſtem, an das er ſich ebenfalls beinahe ganz allein hält. Seine Schüler verlaſſen ſeinen Hörſaal, den Kopf mit Vorurtheilen angefüllt; ſie haben nur einen kleinen Theil der menſchlichen Meinungen durchlaufen, und kennen noch lange nicht all' das Irrige und Abgeſchmakte derſelben.

Ich bin noch unſchlüſſig, ob ich die Medizin für eine Wiſſenſchaft halten ſoll, oder nicht; davon bin ich aber feſt überzeugt, daß kein Menſch auf der Welt das Vermögen hat, Magen, Lungen oder Nieren neu zu machen, wenn dieſe für das menſchliche Leben notwendigen Theile verlezt ſind, und ich rate meinen Freunden, wenn ſie krank ſind, recht ſehr, einen Arzt zur Hülfe zu rufen, der bereits mehr als Einen Kirchhof angefüllt hat, und nicht einen jungen Schüler von Hofmann oder Boerhave, der noch keinen Menſchen zu tödten Gelegenheit gehabt hat.

An den Lehrern der Geometrie hab' ich gar nichts auszuſezen. Dieſe Wiſſenſchaft iſt die einzige, die nie Sekten gehabt hat; ſie iſt auf Analyſe, Syntheſe und den Kalkul gegründet; ſie

beſchäftigt ſich nur allein mit ganz unwiderlegli- chen Warheiten, und die Methode, ſie zu lehren, iſt in allen Ländern dieſelbe.

Auch in Rükſicht der Theologie verſchließ' ich mich, und beobachte ein ehrerbietiges Still- ſchweigen. Man ſagt, es ſei eine göttliche Wiſ- ſenſchaft, und den Laien iſt es nicht vergönnt, die Schwellen des Heiligthums zu berühren.

Doch gegen die Herren Geſchichtsprofeſſoren glaub' ich mindre Behutſamkeit brauchen und Ihrer Prüfung einige kleine Zweifel vorlegen zu dürfen. Ich wag' es, ſie zu fragen: ob das Studium der Chronologie das Nüzlichſte bei Er- lernung der Geſchichte iſt? Ob es ein unverzeih- licher Fehler iſt, ſich im Todesjahr des Belus oder in dem Tage zu irren, an welchen Da- rius Pferd durch ſein Wiehern ſeinen Herrn auf Perſien's Thron hob? Oder in der Stunde, in welcher die güldne Bulle iſt publizirt wor- den; ob um ſechs Uhr Morgens oder um vier Uhr des Nachmittags? Ich meines Orts bin zufrieden, den Inhalt der güldnen Bulle und auch das zu wiſſen, daß ſie im Jahre 1356 iſt bekannt gemacht worden. Hiermit will ich gar im ge-

ring-

ringſten nicht die Hiſtoriker entſchuldigen, die Anachroniſmen begehn. Inzwiſchen würd' ich kleine Verſehen dieſer Art mit mehr Nachſicht beurtheilen, als die weit wichtigern Fehler, wenn ein Geſchichtſchreiber die Begebenheiten verwirrt erzält, ihre Anläſſe nicht mit Deutlichkeit entwikkelt, ganz unmethodiſch zu Werke geht, ſich lange bei unbedeutenden Gegenſtänden verweilt, und über die weſentlichſten Gegenſtände flüchtig hinwegeilt.

Eben ſo denk' ich beinahe über die Genealogie, und ich halte dafür, daß der Gelehrte nicht geſteinigt zu werden verdient, der die Genealogie der heiligen Helena, Mutter des Kaiſers Konſtantin, oder der Hildegardis, Gemalin oder Kebsfrau Karl's des Groſſen nicht auseinander zu ſezen weis. Der Geſchichtslehrer mus nur das lehren, was zu wiſſen nötig iſt, und das andre übergehn.

Vielleicht finden Sie meinen Tadel zu ſtreng. Nichts, könnten Sie ſagen, iſt hienieden vollkommen, mithin haben unſre Sprache, unſre Schulen, unſre Univerſitäten das Recht, es auch nicht zu ſein. Tadel könnten Sie hinzuſezen, iſt das leichtſte Ding, das ſich denken läſſt, deſto ſchwe-

rer aber die Kunſt; man mus ſonach nicht blos tadeln, ſondern auch zugleich die Regeln angeben, vermöge deren man es beſſer machen kann. Eine billige Forderung, mein Herr, der zu genügen ich in völliger Bereitſchaft bin. Ich halte dafür, wir ſind im Beſiz eben der Mittel, wodurch andre Nazionen zur Vollkommenheit gelangt ſind, und es kömmt auf weiter nichts an, als ſie anzuwenden. Schon längſt hab' ich in den Stundeu meiner Muſſe dieſe Materien durchdacht, ſo daß ſie mir gegenwärtig genug ſind, ſie zu Papiere zu bringen, und Ihrem erleuchteten Urtheil vorzulegen; und dies um ſo mehr, da ich auf Unfehlbarkeit gar keinen Anſpruch mache.

Fangen wir wieder bei der Teutſchen Sprache an, die nach meiner Beſchuldigung, verwirrt und ſchwer zu bearbeiten iſt, wenig Wohllaut und überdies Mangel an jenem Reichthum von Metaphern hat, der ſo notwendig ſind, um neue Wendungen und Anmut in gebildete Sprachen zu bringen. Um den Weg ausfindig zu machen, auf dem wir zu dieſem Ziel gelangen können, müſſen wir dem nachgehen, welchen unſre Nachbaren eingeſchlagen haben, um ſelbiges zu erreichen.

In Italien ſprach man zu den Zeiten Karl's des Groſſen noch ein barbariſches Jargon. Es war ein Gemiſche Hunniſcher und Longobardiſcher Wörter mit lateiniſchen Redensarten durchwebt, die den Ohren eines Cicero oder Virgil ganz unverſtändlich würden geweſen ſein. Dieſe Sprache blieb ſo, wie ſie war, wärend der aufeinander folgenden Jahrhunderte der Barbarei. Lange nachher erſchien Dante; ſeine Verſe bezauberten ſeine Leſer, und die Italiener fingen an zu glauben, daß ihre Sprache doch vielleicht auf die der Ueberwinder der Welt zu folgen verdiente. Endlich kurz vor und wärend der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften blühten Petrarch, Arioſt, Sannazar und Kardinal Bembo. Das Genie dieſer berühmten Männer hat hauptſächlich die Italieniſche Sprache feſtgeſezt. Zu gleicher Zeit bildete ſich die Academia della Cruſca, die für die Erhaltung ſo wie für die Reinigkeit des Styls ſorgt.

Ich gehe jezt nach Frankreich über, wo ich an Franz des Erſten Hofe wenigſtens einen eben ſo mistönenden Jargon finde, als es nur unſer jeziges Teutſch iſt; und die Verehrer von

Marot,

Marot, Rabelais und Montagne mögen mir's verzeihen, wenn ich bekenne, daß die groben und ohn' alle Anmut geſchriebnen Werke dieſer Männer mir nur Langeweil' und Widerwillen eingeflöſſt haben. Nach ihnen gegen das Ende der Regierung Heinrich des Vierten erſchien Malherbe. Er war Frankreichs erſter Dichter, oder genauer geſagt, als Verſifikatör war er minder fehlerhaft, denn ſeine Vorgänger. Zum Beweiſe, daß er ſeine Kunſt nicht auf den Gipfel getrieben hat, darf ich Sie nur an folgende Stelle aus einer ſeiner Oden erinnern:

> Prends ta fondre, Louis, & va comme un Lion
> Donner le dernier coup à la derniere tête de rebellion.

Hat man wol je einen Löwen mit einem Donnerkeil bewafnet geſehn? Die Fabel giebt ſelbigen wol dem Vater der Götter, oder dem ihn begleitenden Adler, allein der Löwe hat nie dies Attribut gehabt.

Doch verlaſſen wir den Malherbe mit ſeinen unſchiklichen Metaphern, und nähern wir uns den Korneillen, Racinen, Deſpreaux, Boſſuets, Flechiers, Paſcals, Fenelons, Bourſaults und Vaugelas, den wahren Vätern der

Franzöſiſchen Sprache. Sie ſind es, die den Styl gebildet, den Gebrauch der Wörter feſtgeſezt, die Perioden harmoniſch gemacht, und dem alten barbariſchen und misklingenden Jargon ihrer Voraͤltern Kraft und Energie gegeben haben. Man verſchlang die Werke dieſer ſchönen Geiſter. Was gefällt, haftet leicht im Gedächtniſſe. Diejenigen, die Talent für die Wiſſenſchaften hatten, ahmten ihnen nach. Der Styl und der Geſchmak dieſer groſſen Männer theilte ſich nachher der ganzen Nation mit. Erlauben Sie mir hier im Vorbeigehn die Anmerkung zu machen, daß in Griechenland, in Italien, ſo wie in Frankreich, die Dichter allemal die erſten waren, welche ihre Sprache biegſam und harmoniſch machten, und dadurch für die Schriftſteller geſchmeidiger und bearbeitungsfähiger, welche nach ihnen in Proſe ſchrieben.

Geh' ich nach England über, ſo find' ich daſelbſt ein Gemälde, das dem von Italien und Frankreich gleich kömmt. Dies Reich wurde von den Römern, von den Angelſachſen, von den Dänen, und endlich von Wilhelm dem Erobrer, Herzog der Normänner, unterjocht. Aus der Vermiſchung der Sprachen aller ihrer Ueberwinder,

der, wozu noch der Jargon kam, den man noch heutiges Tages im Fürſtenthum Wallis ſpricht, entſtand das Engliſche. Ich darf Ihnen nicht ſagen, daß in dieſen Zeiten der Barbarei dieſe Sprache wenigſtens eben ſo roh und ungeſchlif⸗ fen war, als die, von denen ich eben geredet ha⸗ be. Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hatte bei allen Nazionen einerlei Wirkungen. Europa, der dikken Unwiſſenheit müde, die es ſo viele Jahrhunderte hindurch umnebelt hatte, ver⸗ langte Aufklärung; auch England ſtets eiferſüch⸗ tig auf Frankreich, wollte ſelbſt gute Schriftſtel⸗ ler hervorbringen. Und da man, um zu ſchrei⸗ ben, eine geſchlifne Sprache haben mus, begann es die ſeinige zu vervollkommnen. Um ſchneller darinn fortzuſchreiten, eigneten ſie ſich aus dem Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen alle die Worte zu, deren ſie ſich benötigt glaubten.

Sie haben berühmte Schriftſteller gehabt, die aber nicht im Stande geweſen ſind, die ſchar⸗ fen und ſpizen Töne ihrer Sprache ſanft zu ma⸗ chen, welche die Ohren der Fremden ſo ſehr be⸗ leidigen. Alle übrige Sprachen verlieren, wenn man ſie überſezt, das Engliſche allein gewinnt dadurch. Ich erinnre mich hierbei einer Antwort,

die ich einmal einen Gelehrten auf die Frage geben hörte: Welcher Sprache ſich die Schlange bedient habe, als ſie unſre erſte Mutter verführte? Der Engliſchen, erwiederte jener, denn die Schlange ziſcht. Nemen Sie dieſen Einfall für nichts mehr, als was er iſt.

Nachdem ich Ihnen nun gezeigt, auf was Art und Weiſe andre Nazionen ihre Sprache angebaut und vervollkommnet haben, ſo werden Sie daraus ſelbſt den Schlus machen, daß durch den Gebrauch eben der Mittel, es uns ſo gut gelingen werde, als jenen. Wir müſſen groſſe Redner und groſſe Dichter haben, die uns dieſen Dienſt leiſten, den wir von den Philoſophen nicht erwarten können, deren Geſchäft es iſt, Irrthümer auszurotten und neue Wahrheiten zu entdekken. Die Dichter und Redner müſſen uns durch ihre Harmonie bezaubern, rühren und überreden. Doch da man nicht befelen kann, daß Genies zu einer beſtimten Zeit geboren werden, ſo wollen wir ſehn, ob wir nicht inzwiſchen einige Hülfsmittel gebrauchen können, um gleichfalls einige Fortſchritte in dem Stük zu machen.

Damit der Styl gedrängter wird, ſollten wir die unnüzen Parentheſen wegwerfen, und damit

wir.

wir Energie bekommen, die alten Schriftſteller überſezen, die ſich mit der meiſten Stärk' und Anmut ausgedrükt haben. Von den Griechen ſollte man den Thucydides und Xenophon nemen, des Ariſtoteles Poetik, Epiktet's Handbuch und Marc Antonin's Gedanken unvergeſſen; hauptſächlich ſollte man ſich beſtreben, die Stärke des Demoſthenes in unſre Sprache gut überzutragen. Von den Lateinern würd' ich Cäſars Kommentarien, den Salluſt, Tacitus, und Horazen's Poetik vorſchlagen, von den Franzoſen aber die Penſées des Rochefoucault, die Lettres Perſannes, den l'Eſprit des loix.

Alle die Bücher, die ich hier empfele, ſind meiſtentheils in einem kurzen ſententiöſen Styl geſchrieben, und würden ihre Ueberſezer nötigen, die müſſigen Ausdrükke und unnüzen Worte zu vermeiden. Selbige würden all' ihren Scharfſinn anwenden müſſen, ihre Ideen zuſammenzudrängen, damit ihre Ueberſezungen das Kraftvolle erhielten, das man an den Originalen bewundert. Doch müſſen ſie bei der Bemühung, ihren Styl energiſcher zu machen, ſich auch ſehr hüten, nicht dunkel zu werden; müſſen ſich immer erinnern, daß Deutlichkeit die erſte Pflicht jedes Schriftſtel-

lers

lers iſt, und ſich daher nie von den Regeln der Grammatik entfernen, ſondern die Worte, welche die Phraſen regieren, ſo ſtellen, daß ſie keinen Doppelſinn erzeugen. Ueberſezungen der Art würden die Muſter ſein, wonach unſre Schriftſteller ſich bei eignen Arbeiten bilden könnten. Alsdann dürften wir uns ſchmeicheln, die Vorſchrift befolgt zu haben, die Horaz in ſeiner Poetik den Schriftſtellern giebt: *Tot verba, tot pondera.*

Eine weit ſchwierigere Unternemung wird aber die ſein, die harten Töne ſanfter zu machen, die wir in unſrer Sprache ſo häufig antreffen. Vokale ſchmeicheln dem Ohr, aber zu viele Konſonanten hintereinander beleidigen es, weil ſie ſchwer auszuſprechen ſind und gar keinen Wolklang geben. Wir haben überdies unter unſern Hülfs- und Zeitwörtern viele, deren Endſylben faſt gar nicht gehört werden und dadurch ſehr unangenem ſind, als ſagen, geben, nemen. Man darf dieſen Worten nur ein a anhängen, und ſie in ſagena, gebena, nemena verwandeln, ſo haben ſie einen lieblichen Klang für's Ohr. Ich weis aber ſehr wol, daß wenn auch der Kaiſer ſelbſt ſamt ſeinen acht Kurfürſten

auf einem feierlichen Reichstage durch ein Geſez dieſe Ausſprache anbefôle, ſo würden dennoch die eifrigen Vertheidiger des alten Teutſchen ſich daran nicht kehren und allenthalben in ſchônem Latein ausrufen: *Cæſar non eſt ſuper grammaticos*, und das gemeine Volk, das in allen Ländern über die Sprache entſcheidet, würde ſagen und geben, wie gewônlich ſprechen. Die Franzoſen haben durch ihre Ausſprache viele Worte milder gemacht, welche die Ohren beleidigten, und den Kaiſer Julian veranlaſſten zu ſagen: die Gallier krächzten wie die Krähen. Worte der Art, wie man ſie ſonſt ausſprach, ſind: cro-jo-yent, voi-yai yent, jezt ſpricht man ſie croyent, voyent aus; und haben ſie gleich nichts Schmeichelhaftes für's Gehôr, ſo haben ſie doch auch gar nichts Widriges. Mit gewiſſen Worten in unſrer Sprache kônnte man meines Bedünkens eben ſo verfahren.

Noch begehen unſre Schriftſteller einen Fehler, den ich nicht verſchweigen kann, den mein' ich, daß ſie niedrige und triviale Vergleichungen aus der Sprache des Pôbels entlehnen. Ein gewiſſer Dichter z. B. bediente ſich in ſeiner Zuſchrift an ſeinen Mäcenaten folgendes Ausdruks:

„Schies,

„Schies, groſſer Gönner, ſchies Deine Stra-
„len, armdik auf Deinen Knecht hernieder.“ Was ſagen Sie von dem Armdik? Hätte man nicht dieſem Dichter ſagen ſollen: Lern’ erſt denken, Freund, eh’ Du Dich mit Schreiben abgiebſt? Bei dieſen Mängeln unſrer Litteratur, dächt’ ich alſo, ahmten wir nicht die Armen nach, die gern für reich gehalten ſein wollen, ſondern geſtänden ganz aufrichtig unſre Dürftigkeit ein. Der Gedanke daran ermuntre uns, durch unermüdete Arbeit Schäze der Litteratur zu erwerben, deren Beſiz den Ruhm unſrer Nazion auf den Gipfel heben wird.

Nachdem ich Ihnen nunmehr gezeigt habe, wie man unſre Sprache bilden könnte, erbitt’ ich mir von Ihnen gleiche Aufmerkſamkeit in Betref der Maasregeln, die man nemen müſſte, um die Sphäre unſrer Kenntniſſe zu erweitern, deren Erwerbung leichter und nüzlicher zu machen, und zugleich den Geſchmak der Jugend zu bilden. Zuvörderſt ſchlag’ ich ſonach vor, mit mehrerer Ueberlegung die Rektoren zu wälen, denen man die Schulen anvertraut, und ihnen eine gute Methode vorzuſchreiben, die ſie beim Unterricht in der Grammatik, Dialektik und der

Rhetorik beobachten müſſten; ferner, kleine achtungsvolle Auszeichnungen für die Schüler einzuführen, die ſich durch Fleis hervorthun, und leichte Ehrenkränkungen für die, ſo nachläſſig ſind.

Wolf's Logik iſt meines Dafürhaltens die beſte und deutlichſte von allen. Daher ſollten ſich ihrer alle Schulmänner bei ihrem Unterricht bedienen, und dies um ſo mehr, da des Batteux ſeine nicht überſezt iſt, und jene auch nicht übertrift. Die Rhetorik anlangend, ſo ſollte man ſich blos an Quintilian halten. Wer ſelbigen ſtudiert, und nicht Beredſamkeit erlangt, wird es ſicher nie. Der Styl dieſes Werks iſt hell und deutlich, es enthält alle Vorſchriften und Regeln der Kunſt. Bei dieſem Unterricht aber müſſen die Lehrer die Ausarbeitungen ihrer Schüler ſorgfältig prüfen, ſich nicht begnügen, ihre Fehler zu verbeſſern, ſondern ihnen auch die Gründe angeben, weshalb Verbeſſerung nötig iſt, und auch die Stellen loben, die ihnen gelungen ſind.

Befolgen die Lehrer dieſe Methode, ſo werden ſie die Keime von den Talenten entwikkeln, welche die Natur geſäet hat; werden die Urtheilskraft der Schüler vervollkommnen, wenn ſie ſelbige

gewö-

gewönen nie ohne Sachkenntnis zu entſcheiden, ſo wie auch ſtets richtige Folgerungen aus den Vorderſäzen zu ziehn. Die Rhetorik wird ihren Geiſt methodiſch machen, ſie werden die Kunſt lernen, ihre Jdeen zu ordnen, ſie zu verbinden, aneinander zu knüpfen, auch glükliche, natürliche und unmerkliche Uebergänge von der einen zu der andern zu finden. Sie werden ihren Styl allemal dem Gegenſtande anpaſſen, zur gehörigen Zeit Figuren brauchen, ſowol um der Eintönigkeit des Styls abzuhelfen, als auch um Blumen über die Stellen zu ſtreuen, die deren fähig ſind, und beſonders nicht zwei Metaphern ineinander wirren, als wodurch notwendig der Sinn ſchielend werden mus.

Die Rhetorik wird ſie gleichfalls lehren eine Wahl unter den Beweisgründen, die ſie brauchen wollen, zu treffen, wie ſie ſich für das Auditorium ſchikken, an das ſie gerichtet ſind. Sie werden lernen, wie ſie die Gemüter einnemen, wie ſie gefallen, rühren, Unwillen oder Mitleid erregen, überreden und den Beifall Aller an ſich reiſſen können. Welche göttliche Kunſt iſt das nicht, wo man durch den Gebrauch bloſſer Worte, ohne Gewalt und Zwang Seelen

und Herzen beherrſchen, und in einer zalreichen Verſammlung die Leidenſchaften erregen kann, von denen man ſie eingenommen wiſſen will.

Wären die guten Schriftſteller der Alten und unſrer Nachbaren einmal überſezt, ſo würd' ich deren Lektüre als eine notwendige und höchſt wichtige Sache anempfelen. Zur Bildung in der Logik giebt's zum Beiſpiel keine beſſere Schriften als Baylens Gedanken über die Kometen, und ſein Kommentar über die Worte: Nötige ſie hereinzugehen. Nach meiner geringen Einſicht iſt Bayle der erſte Dialektiker, den Europa gehabt hat. Er räſonnirt nicht nur mit Stärk' und Präziſion, ſondern ſein Hauptvorzug beſteht zumal darin, daß er mit Einem Blik einen Saz ganz überſchaut; nichts entgeht ihm, weder die ſtarke noch die ſchwache Seite deſſelben. Er weis ſogleich, wie er zu benuzen, wie er zu behaupten iſt, und wie deſſen Angreifer widerlegt werden können. In ſeinem groſſen Diktionär tadelt er den Ovid wegen ſeiner Entwiklung des Chaos; die Artikel in ſelbigem über die Manichäer, den Epikur, den Zoroaſter, und manche andre ſind vortreflich. Sie verdienen insgeſamt geleſen und ſtudirt zu werden. Es würd' ein unſchäz-

barer Vortheil für junge Leute ſein, wenn ſie ſich die Stärke des Räſonnements und den ausnemenden Scharfſinn dieſes groſſen Mannes ganz eigen machen könnten.

Sie erraten ſchon von Selbſt, welche Schriftſteller ich denen anempfelen würde, die ſich auf die Beredſamkeit legen. Um ſogleich den Grazien opfern zu lernen, würd' ich ihnen raten, daß ſie die groſſen Dichter Homer und Virgil läſen, und mit deren Leſung einige der ausgeſuchteſten Oden des Horaz und einige Lieder des Anakreon verbänden. Um ihnen echten Geſchmak für die Beredſamkeit beizubringen, würd' ich ihnen den Demoſthenes und Cicero in die Hände geben, und ſie die Verſchiedenheit des Verdienſtes dieſer beiden groſſen Redner bemerken laſſen. Bei dem erſten darf man nichts zuſezen, bei dem andern nichts wegnemen. Dann könnte die Lektüre der ſchönſten Leichenreden des Boſſuet und Flechier folgen, der Franzöſiſchen Demoſthene und Ciceros, und der Faſtenpredigten des Maſſillon, die voller Züge der erhabenſten Beredſamkeit ſind.

Damit ſie hiſtoriſchen Vortrag erlernten, würd' ich ihnen den Livius, Salluſt und Tacitus

 empfe=

empfelen, und ſie zugleich das Erhabne des Styls und das Schöne in der Erzälung dieſer Männer bemerken laſſen, dabei gleichwol die Leichtgläubigkeit des Livius tadeln, der allemal am Ende jedes Jahres eine Liſte von Wunderwerken aufführt, von denen eins immer lächerlicher iſt als das andre. Sodann könnten dieſe jungen Leute die Hiſtoire univerſelle des Boſſuet und die Révolutions romaines des Vertot durchlaufen, womit ſie die Einleitung von Robertſons Geſchichte Karls des Fünften verbinden könnten.

Auf die Art würden ſie ihren Geſchmak bilden und hiſtoriſchen Vortrag und Styl lernen. Hat aber der Lehrer ſelbſt davon keine Kenntniſſe, ſo wird er ſich begnügen zu ſagen: „Hier „hat Demoſthenes ein ſehr ſtarkes redneriſches „Argument gebraucht, dort und im gröſſten Theil „der Rede bedient er ſich des Enthymema; da „iſt eine Apoſtrophe, dort eine Proſopopöie, hier „eine Metapher, dort eine Hyperbel.“ Das alles iſt recht gut und ſchön; weis aber der Lehrer die Schönheiten ſeines Schriftſtellers nicht beſſer zu entwikkeln und deſſen Fehler zu bemerken (denn Fehler entwiſchen ſelbſt den gröſſten Rednern) ſo hat er ſeine Amtspflicht nicht erfüllt.

füllt. Ich dringe auf alles dies ſo ſehr, weil ich wünſchte, daß die jungen Leute die Schulen mit deutlichen und beſtimmten Begriffen verlaſſen möchten, und daß die Lehrer, nicht zufrieden, ihr Gedächtnis angefüllt zu haben, ſich hauptſächlich befliſſen, ihre Urtheilskraft zu bilden, damit ſie das Gute vom Schlechten unterſcheiden lernen, und nicht blos ſagen: das gefällt mir nicht, ſondern auch triftige Gründe von ihrem Gefallen oder Misfallen angeben können.

Um ſich zu überzeugen, wie wenig Geſchmak noch bis jezt in Teutſchland herrſcht, dürfen Sie nur unſre öffentlichen Schauſpiele beſuchen. Sie ſehen daſelbſt die abſcheulichen Stükke vom Shakeſpear aufgeführt, die man in unſre Sprache überſezt hat. Die ganze Verſammlung findet auſſerordentliches Wolgefallen daran, dieſe lächerliche Farcen zu ſehn, die nur für Kanadiſche Wilden taugen. Ich nenne ſie deshalb ſo, weil ſie wider alle Regeln des Schauſpiels ſündigen; Regeln, die nicht willkührlich ſind, die man in der Poetik des Ariſtoteles findet. In ſelbiger ſind die drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung als die einzigen und wahren Mittel vorgeſchrieben, die Trägodien intereſſant zu

 machen.

machen. In den Stükken jenes Engländers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt da die Warſcheinlichkeit? Bald erſcheinen in ſelbigen Laſtträger und Todtengräber, und reden, wie ſich's für ſie ſchikt, und dann kommen Prinzen und Königinnen. Wie kann dies poſſierliche Gemiſche von Niedrigem und Groſſem, von Pikkelheringspoſſen und Tragiſchem gefallen und rühren?

Dem Shakeſpear kann man inzwiſchen dieſe wunderliche Seitenſprünge und Ausſchweifungen verzeihen, weil Künſte, wenn ſie entſtehen, nie zu ihrer Reife gediehen ſind. Aber erſt vor einigen Jahren iſt ein Göz von Berlichingen erſchienen, eine abſcheuliche Nachahmung jener ſchlechten Engliſchen Stükke; und man bringt ihn auf's Theater, und das Parterre klatſcht ihm Beifall und verlangt mit Enthuſiasmus die Wiederholung dieſer ekelhaften Plattitüden. Ich weis wol, daß ſich über den Geſchmak nicht ſtreiten läſſt; indes werden Sie mir doch erlauben zu ſagen, daß diejenigen, die eben ſo viel Vergnügen daran finden, Seiltänzer und Marionetten als Racinen's Tragödien zu ſehen, nur ihre Zeit zu tödten geſonnen ſind; lieber

wollen,

wollen, daß man zu ihren Augen als zu ihrem Geiſte ſpricht, und bloſſes Spektakel dem vorziehn, was Eindruk auf's Herz macht.

Doch wieder zurük zu unſerm Vorwurf! Bisher hab' ich nur von den niedern Schulen geſprochen, jezt will ich eben ſo frei von den hohen urtheilen, und Ihnen Verbeſſerungen vorlegen, die denjenigen, die ſich die Mühe geben wollen, darüber gehörig nachzudenken, höchſt nüzlich und vortheilhaft ſcheinen werden. Man mus nicht glauben, daß die Methode, nach der die Profeſſoren die Wiſſenſchaften lehren, gleichgültig ſei. Gebricht es ſelbiger an Deutlichkeit und Beſtimmtheit, ſo iſt alle übrige Mühe vergebens.

Die meiſten Profeſſoren haben den Plan ihrer Vorleſungen einmal entworfen, und bei ſelbigem laſſen ſie's bewenden. Ob er gut oder ſchlecht iſt, darum bekümmert ſich niemand; auch ſieht man, wie viel bei dieſer Art zu ſtudieren herauskömmt, und wie wenige junge Leute von dieſen Vorleſungen ſo viele Kenntniſſe zurükbringen, als ſie ſollten. Daher müſſte man meines Erachtens dem Profeſſor die Regeln vorſchreiben, die er bei ſeinen Vorleſungen zu befolgen hätte.

hätte. Hier iſt ein kurzer Entwurf davon. Den Geometer und Gottesgelehrten übergeh' ich ganz, weil die Evidenz des Erſten gar keiner Zuſäze mehr fähig iſt, und weil man die vom Volke durchgängig angenommen Meinungen des Leztern nicht angreifen darf.

Ich wende mich folglich ſogleich zum Philoſophen, von dem ich verlange, daß er ſeine Vorleſungen mit einer genauen Definition der Philoſophie anfange, ſodann in die entfernteſten Zeiten hinaufgehe, und all' die verſchiednen Meinungen anführe, welche die Menſchen gehabt und gelehrt haben, ſie nach der Ordnung der Zeit genau entwikle und beurtheile. So mus er ſich z. B. nicht begnügen zu ſagen, daß nach dem Syſtem der Stoiker die Seelen der Menſchen Theilchen der Gottheit ſind. So ſchön und erhaben dieſer Gedanke auch beim erſten Anblik ſcheint, ſo mus unſer Profeſſor doch zeigen, daß er Widerſprüche enthält, weil der Menſch, wenn er ein Theil der Gottheit wäre, unendliche Kenntniſſe haben müſſte, die er doch nicht hat; weil, wenn Gott in dem Menſchen wäre, jezt der Engliſche Gott mit dem Franzöſiſchen und Spaniſchen Krieg führen und alſo die verſchiednen Theile der

Gott=

Gottheit ſich gegenſeitig zu zerſtören ſuchen würden; und weil endlich alle Bubenſtükke, alle Verbrechen, welche die Menſchen begehn, Werke der Gottheit ſein würden. Iſt es nicht ungereimt, dergleichen abſcheuliche Meinungen anzunemen, die eben deshalb nicht wahr ſein können, weil ſie ungereimt ſind!

Wenn der Lehrer auf Epikur's Syſtem kömmt, wird er ſich beſonders dabei verweilen, daß dieſer Philoſoph ſeinen Göttern die Leidensfähigkeit zuſchreibt, was der göttlichen Natur entgegen iſt; auch wird er nicht vergeſſen, die Ungereimtheit des Satzes von der Bewegung der Atomen zu zeigen, und überhaupt alles, was dem Räſonnement dieſes Philoſophen an Genauigkeit und Zuſammenhange fehlt. Er wird unſtreitig der akataleptiſchen Sekte erwähnen, und frei geſtehn, daß die Menſchen ſich oft in der Notwendigkeit befinden, ihr Urtheil zurükzuhalten, wenn Analogie und Erfahrung ihnen keinen Leitfaden darbieten, der ſie aus dem Labyrinthe führen kann. Sodann wird er auf den Galiläi kommen, deſſen Syſtem aufs deutlichſte vortragen, und nicht unterlaſſen, die Abgeſchmaktheit der Römiſchen Kleriſei zu zeigen, die nicht haben wollte, daß die Er-

de ſich drehe', daß es Gegenfüsler gebe, und die, ſo unfehlbar ſie ſich auch glaubt, diesmal wenigſtens ihren Prozes vor dem Richterſtuhl der Vernunft verlor.

Hierauf folgen Kopernikus, Tycho de Brahe und das Wirbelſyſtem des Karteſius. Der Profeſſor wird ſeinen Zuhörern zeigen, wie unmöglich es iſt, daß ein angefüllter Raum ſich aller Bewegung widerſeze, wird bis zur Evidenz darthun, daß — Karteſius mag ſagen, was er will — die Thiere keine Maſchinen ſind. Dann müſſte ein kurzer Abris des Neutonſchen Syſtems folgen, dem zufolge man den leeren Raum annemen mus, ohne daß man beſtimmen kann, ob er blos Negation der Exiſtenz, oder ein Weſen iſt, von deſſen Natur man durchaus keine beſtimmten Begriffe haben kann. Dies darf den Profeſſor nicht abhalten, ſeine Zuhörer zu belehren, wie vollkommen dies von Neuton kalkulirte Syſtem mit den Phänomenen in der Natur übereinſtimmt; und eben dies hat die neuern Weltweiſen genötigt, die Schwere, die Centripetal- und Centrifugalkraft anzunemen, verborgne Eigenſchaften der Natur, von denen man bis auf unſre Zeiten noch gar keinen Begrif gehabt hatte.

Nun-

Nunmehr wird die Reihe an Leibniz kommen, an das Syſtem der Monaden und an die vorherbeſtimmte Harmonie. Unſer Lehrer wird ohne Zweifel die Bemerkung machen, daß ſich ohne Einheit keine Zal denken laſſe, und daraus die Folgerung ziehn, daß die Materie zulezt aus untrennbaren Körpern zuſammengeſezt ſei; ſodann wird er ſeinen Zuhörern ſagen, daß ſich eine unendliche Theilbarkeit der Materie zwar wol denken laſſe, daß aber in der Natur ſelbſt die Urbeſtandtheile ſo fein ſind, daß ſie unſern Sinnen entwiſchen, und man folglich notwendig annemen müſſe, daß die erſten Grundſtoffe der Elemente unzerſtörbar ſind. Denn aus Nichts kann Nichts hervorgebracht, und Nichts kann nicht vernichtet werden.

Das Syſtem der vorherbeſtimmten Harmonie wird unſer Lehrer als den Roman eines Mannes von vielem Genie vorſtellen, und ohne Zweifel die Anmerkung beifügen, daß die Natur allemal die kürzeſten Wege wäle, um zu ihrem Zwek zu gelangen, und daß man die Weſen nicht ohne Not vervielfältigen müſſe. Sodann wird er auf den Spinoza kommen, deſſen Widerlegung ihm nicht ſchwer fallen wird, da hier eben die Gründe

zu gebrauchen ſind, deren er ſich gegen die Stoiker bedient hat, und nimmt er dies Syſtem von der Seite, da es die Exiſtenz Gottes zu läugnen ſcheint, ſo wird ihm nichts leichter ſein, als es zu zerſtören; zumal wenn er zeigt, wie jede Sache in der Welt zu einem gewiſſen Zwek beſtimmt, und dieſem Zwek gemäs eingerichtet iſt. Alles, ſogar der Wachsthum eines Grashälmchens beweiſet die Gottheit; und wenn der Menſch einen Grad von Verſtand beſizt, den er ſich ſelbſt nicht gegeben, ſo mus ganz unumgänglich das Weſen, von dem er alles hat, einen weit tiefern und unermeslichern Verſtand beſizen.

Auch Malebranche mus nicht ganz vergeſſen werden. Bei Entwiklung der Grundſäze dieſes gelehrten Mönchs wird unſer Lehrer zeigen, daß die natürlichen Folgen derſelben uns zum Syſtem der Stoiker zurükführen, nämlich zu der allgemeinen Weltſeele, von der alle Weſen belebt und Theile ſind. Wenn wir alles in Gott ſehen, wenn all' unſre Empfindungen, unſre Gedanken, unſer Wollen und Begehren von ſeiner intellektuellen Einwirkung auf unſre Organe herrühren, ſo ſind wir bloſſe Maſchinen, durch göttliche Hände in Bewegung geſezt. Die Gottheit bleibt alsdann

dann nur allein übrig, und der Menſch verſchwindet ganz.

Ich traue unſerm Herrn Profeſſor ſo viel Einſicht zu, daß er den weiſen Locke nicht vergeſſen wird, den einzigen Metaphyſiker, der die Einbildungskraft der geſunden Vernunft aufopfert, ſo lange an der Hand der Erfahrung geht, als lang' er kann, und vorſichtig ſtille ſteht, wenn ihn dieſe ſichre Führerin verläſſt. Bei der Moral wird unſer Lehrer etwas vom Sokrates ſagen, dem Mark-Aurel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ſich vorzüglich über Cicero's Buch de officiis ausbreiten; das beſte Werk, was je über die Moral iſt geſchrieben worden und wird geſchrieben werden.

Den Aerzten hab' ich nur ein Paar Worte zu ſagen. Sie müſſen ihre Schüler hauptſächlich gewöhnen, die Symptomen der Krankheit ſorgfältig zu unterſuchen, um deren Gattungen genau kennen zu lernen. Dieſe Symptomen ſind ein ſchneller oder ſchwacher, ein ſtarker oder heftiger oder unterbrochner Puls; Trokkenheit der Zunge; Beſchaffenheit der Augen, der Ausdünſtung; die Abſonderungen insgeſammt durch den Urin ſowol

als den Stuhlgang. Daraus zieht der Arzt Folgerungen, wonach er mit einiger Sicherheit die Art des Miaſma beſtimmen kann, welches die Krankheit verurſacht, und nach dieſen Kenntniſſen wählt er dann die ſicherſten Mittel, ſie zu heilen.

Ueberdies wird der Profeſſor ſich Mühe geben, ſeinen Schülern die ausnemende Verſchiedenheit der Temperamente und die Aufmerkſamkeit zu zeigen, die ſie erfordern; er mus ihnen deutlich machen, wie einerlei Krankheit ſich bei jedem Temperamente ganz verſchieden äuſſert, und wie notwendig es daher ſei, die Arzeneimittel bei einerlei Krankheit ganz genau nach der Konſtitution des Patienten abzumeſſen. Demungeachtet wag' ich es nicht zu hoffen, daß unſre jungen Aeſkulape bei all' dieſem Unterricht Wunder thun werden; das Publikum wird aber doch den Vortheil davon haben, daß die Unwiſſenheit oder Trägheit der Aerzte künftig einige Bürger im Staate weniger tödten wird.

Um kurz zu ſein, übergeh' ich Botanik, Chemie und Experimentalphyſik, um den Herrn Profeſſor Juris vorzunemen, der mir eine ſehr mürriſche Mine zu haben ſcheint. Mein Herr Profeſſor,

feſſor, werd' ich zu ihm ſagen, wir ſind nicht mehr im Jahrhunderte der Worte, ſondern der Sachen. Ich dächte, Sie hätten daher die Güte, und brächten zum Beſten des Publikums in Ihre hochgelahrte Vorleſungen etwas weniger Pedanterie und mehr geſunde Vernunft. Sie verderben nur die Zeit, indem Sie ein Staats-recht lehren, das nicht einmal unter Privatper-ſonen gilt, das von den Mächtigen nicht geachtet wird, und das den Schwachen keinen Schuz giebt. Sie unterrichten Ihre Zöglinge in den Geſezen des Minos, des Solon's, des Lykurg's, der zwölf Tafeln, des Juſtinianiſchen Kodex, und nicht im mindeſten oder wenigſtens nicht ſehr in den Geſezen und Herkommen unſers Landes.

Um Sie zu beruhigen, wollen wir gern zu-geben, daß Ihr Gehirn eine Quinteſſenz aus den Gehirnen des Bartolus und Kujacius iſt; bedenken Sie aber auch dagegen, daß nichts koſtbarer iſt als die Zeit, und daß derjenige, der ſie mit unnüzen Reden hinbringt, ein Ver-ſchwender iſt, dem Sie einen Sequeſter zuer-kennen würden, wenn er vor Ihrem Richter-ſtule erſchiene. Vergönnen Sie mithin, ſo ge-lehrt Sie auch immer ſind, daß ein bloſſer Laie

meines Schlages (wenn Sie meiner Blödigkeit einigen Mut machen werden) es wagt, Ihnen einen juriſtiſchen Kurſus vorzuſchlagen.

Sie fingen, dächt' ich, mit dem Beweiſe an, wie notwendig Geſeze ſind, weil ohne ſie keine Geſellſchaft beſtehen kann; zeigten dann, daß es bürgerliche, peinliche und bloſſe Konventionsgeſeze gäbe. Die erſten dienen dazu, alle Arten des Beſizes zu ſichern, als Erbſchaften, Ausſteuern, Leibgedinge, Kauf- und Verkaufskontrakte u. ſ. w.; ſie enthalten die Grundſäze, wonach man die Grenzen beſtimmen und ſtreitige Rechte erklären und entſcheiden kann. Die peinlichen Geſeze haben mehr den Zwek von Verbrechen abzuſchrekken, als ſelbige zu beſtrafen; die Strafen müſſen den Verbrechen immer angemeſſen ſein, und die gelindeſten allemal den ſchärfſten vorgezogen werden.

Konventionsgeſeze ſind diejenigen, welche die Regierung des Landes zur Begünſtigung des Handels oder der Induſtrie einführt. Die beiden erſten Arten von Geſezen ſind bleibend, die leztere aber iſt Veränderungen unterworfen, weil ſowol innere als äuſſere Urſachen die Regierung

ver-

veranlaſſen können, einige davon abzuſchaffen, und andre einzuführen.

Hat der Herr Profeſſor dieſe vorläufigen Grundſäze mit gehöriger Deutlichkeit vorgetragen, ſo wünſcht' ich: er hätte die Güte, ohne weiter den Grotius und Puffendorf zu Rate zu ziehn, die Geſeze ſeines Landes genau durchzugehn und zu entwikkeln. Er mus ſich dabei hüten, ſeinen Schülern Geſchmak an Streitgeiſt einzuflöſſen, damit er nicht Leute aus ihnen bildet, welche die Rechtsſachen noch mehr verwikkeln, ſtatt ſie zu entwikkeln, und er mus ſich beſonders bemühen, Richtigkeit, Deutlichkeit und Präziſion in ſeine Vorleſungen zu bringen. Um ſeine Zöglinge von ihrer Jugend an zu dieſer Methode zu gewöhnen, wird er zumal nicht unterlaſſen, ihnen Verachtung gegen die Streitſucht einzuflöſſen, die über alles ſophiſtiſirt und ein unerſchöpfliches Repertorium von Subtilitäten und Schikanen zu ſein ſcheint.

Jezt wend' ich mich an den Herrn Geſchichtsprofeſſor, dem ich den gelehrten und berühmten Thomaſius zum Muſter vorſchlage. Dieſem groſſen Manne ſich nur zu nähern, wird unſerm

Profeſſor ſchon einen Namen erwerben, und hohen Ruhm, wenn er ihm gleich kömmt. Seine Vorleſungen mus er nach der Folge der Zeit mit der alten Geſchichte anfangen und mit der neuen ſchlieſſen; aber auch kein Volk vergeſſen, das ſich in dieſer Reihe von Jahrhunderten ausgezeichnet hat, ſo wie Herr Boſſuet in ſeinem ſonſt ſehr ſchäzbaren Werke die Sineſer, Ruſſen, Polen und den ganzen Norden übergangen hat. Unſer Profeſſor wird ſich vorzüglich mit Teutſchlands Geſchichte abgeben, weil ſie für Teutſche die intereſſanteſte iſt.

Bei dem dunkeln und ungewiſſen Urſprung der Nation aber mus ſich der Lehrer nicht zu lange aufhalten, weil wir zu wenig Urkunden hierüber haben, und weil überdies dieſe Kenntniſſe ziemlich unnötig ſind. Er wird das neunte, zehnte, elfte und zwölfte Jahrhundert nur durchlaufen; beim dreizehnten aber wird er ſich verweilen, weil in ſelbigem die Geſchichte intereſſanter zu werden anfängt. Je weiter er fortrükt, in deſto gröſſere Details von Begebenheiten mus er eingehen, weil ſie mit der Geſchichte unſrer Zeit immer mehr zuſammenhängen; bei Eräugniſſen, die von Folgen geweſen ſind, mus er

ſich beſonders länger aufhalten, als bei denen, die (wenn ich mich ſo ausdrükken darf) ohne Nachkommenſchaft geblieben ſind. Beſonders wird der Profeſſor den Urſprung der Rechte, Gebräuche und Geſeze bemerken, und die Anläſſe zu ihrer Einführung in's Teutſche Reich. Er mus die Epoken angeben, worin die Reichsſtädte die Unmittelbarkeit erhielten, und welche ihre Privilegien waren; wie der Hanſeatiſche Bund entſtanden iſt, wie die Biſchöfe und Aebte Souveräns geworden ſind; und endlich mus er, ſo gut ihm immer möglich, erklären, auf was Art die Kurfürſten das Recht erhalten haben, den Kaiſer zu wählen; auch die verſchiednen Formen der Juſtizverwaltung in dieſen Jahrhunderten dürfen nicht übergangen werden.

Allein von Karl dem Fünften an mus unſer Profeſſor ſeine Urtheilskraft und Geſchiklichkeit vorzüglich beweiſen: von dieſem Zeitpunkt an wird alles intereſſant und denkwürdig. Daher mus der Lehrer alle Mühe anwenden, die Urſachen dieſer groſſen Eräugniſſe möglichſt in's Klare zu ſezen. Gleichgültig gegen die Perſonen, mus er Gutes und Böſes loben und tadeln, wo er's findet und wie's jedweder verdient. Dann kömmt die

Zeit der Religionsunruhen; ſelbige mus er als Philoſoph beurtheilen. Hierauf folgen die Kriege, welche durch dieſe Unruhen veranlaſſt wurden; dieſe ſehr wichtigen Gegenſtände müſſen mit der erforderlichen Würde behandelt werden. Schweden z. B. nimmt damals Partie gegen den Kaiſer; hier mus der Profeſſor zeigen, was Guſtav Adolphen bewog, ſich nach Teutſchland zu begeben, und was Frankreich für Urſachen hatte, ſich für Schweden und für die Sache der Proteſtanten zu erklären; doch mus er ſich wol in Acht nemen, die alten Unwarheiten zu wiederholen, welche zu leichtgläubige Geſchichtſchreiber verbreitet haben. Er wird folglich nicht ſagen, daß Guſtav Adolph von einem Teutſchen Prinzen ſei getödtet worden, der unter ſeinem Heere diente, weil dies Vorgeben durch nichts bewieſen werden kann, und ganz unwarſcheinlich iſt.

Der Weſtphäliſche Friede verdient eine noch umſtändlichere Detaljirung, weil er die Hauptſtüze der Teutſchen Freiheiten, und ein Grundgeſez geworden iſt, worauf ſich unſre heutige Verfaſſung gründet, und wodurch dem Ehrgeiz der Kaiſer gebührende Schranken geſezt werden. Nachher mus der Lehrer der Geſchichte die Vorfallenheiten unter der

Regie-

Regierung der Kaiſer Leopold, Joſeph's des Erſten und Karl's des Sechsten anführen. Dies Feld von ſo weitem Umfange, wird ihm Gelegenheit genug geben, ſein Genie und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, wenn er nur nichts Weſentliches übergeht. Nach ausführlicher Erzälung all' der denkwürdigſten Thatſachen eines jeden Jahrhunderts mus unſer Profeſſor auch nicht vergeſſen, von den herrſchenden Meinungen in ſelbigem und denen Männern Rechenſchaft zu geben, die ſich durch ihre Talente, durch ihre Entdekkungen oder durch ihre Werke am meiſten hervorgethan haben; dabei wird er auch die Ausländer nicht übergehn, die Zeitgenoſſen dieſer Teutſchen waren.

Hat man auf die Art die Geſchichte durchgenommen, und Volk für Volk betrachtet, ſo würd' es für die Schüler von groſſem Nuzen ſein, wenn man all' dieſe Materien wieder nach der Zeitordnung zuſammenſtellte, und ſie ihnen in Einem groſſen Gemälde zeigte. Hier beſonders iſt die chronologiſche Ordnung notwendig, damit man die Zeiten nicht verwechſelt, jedes wichtige Faktum an den gehörigen Ort hinſtellt, und Zeitgenoſſen neben Zeitgenoſſen. Um das Gedächtnis

nicht zu ſehr mit Datis zu überladen, wäre das Beſte, die wichtigſten Revolutionen zu Epoken zu machen. Dies wären Stüzen für's Gedächtnis, die es ſich leicht merken würde, und die verhindern, daß das unermesliche Chaos der Geſchichte ſich in dem Kopf der jungen Leute nicht verwirre.

Ein Kurſus der Geſchichte, ſo wie ich ihn vorſchlage, mus tief durchdacht und wol geordnet ſein, und nicht das Mindeſte von Kleinfügigkeiten enthalten. Weder das Theatrum Europaeum, noch die Teutſche Geſchichte des Herrn von Bünau mus der Profeſſor zu Rate ziehn; lieber würd' ich ihn auf die Hefte des Thomaſius verweiſen, wenn deren noch zu haben ſind.

Giebt's wol ein intereſſanters, lehrreichers und nüzlichers Schauſpiel für einen Jüngling, der in die Welt tritt, als das: die Reihe von Staatsveränderungen durchzugehn, die ſo oft die Geſtalt des Erdbodens verändert haben. Wo wird er das Nichts aller menſchlichen Dinge beſſer kennen lernen, als wenn er auf den Trümmern ſo vieler Reiche und mächtiger Staaten daherwandelt? Allein bei der unabſehbaren Menge von Verbrechen, die man den Blikken des Jünglings vor-

beiführt, wird es ihm Vergnügen machen, doch von Entfernung zu Entfernung jene tugendhafte und göttliche Seelen zu finden, die Verzeihung für das übrige verderbte Menſchengeſchlecht zu erflehen ſcheinen. Sie ſind die Muſter, denen er folgen mus. Er hat einen Haufen glüklicher Menſchen von Schmeichlern umringt geſehn; der angebetete Göze ſtürzt, getroffen durch die Hand des Todes; wegſchwindet der Schwarm der Schmeichler, die Warheit tritt hervor, und die laute Stimme der öffentlichen Verabſcheuung macht die gedungnen Lobpreiſer verſtummen.

Ich ſchmeichle mir, daß unſer Profeſſor Kopf genug haben wird, ſeinen Zöglingen die Grenzen zwiſchen edler Nacheifrung und ungemäſſigtem Ehrgeiz kenntlich zu machen, und daß er ſie zum Nachdenken über ſo viele ſchrekliche Leidenſchaften anführen wird, die das Unglük der gröſſten Staaten nach ſich gezogen haben. Er wird ihnen durch hundert Beiſpiele beweiſen, daß gute Sitten die wahren Beſchüzer der Reiche geweſen ſind, und ungemäſſigte Liebe zu Reichthümern zu allen Zeiten die Vorläufer ihres Untergangs.

Befolgt der Profeſſor meinen vorgeſchlagnen Plan, ſo wird er's nicht dabei bewenden laſſen,

ſeiner Zöglinge Gedächtnis mit Thatſachen anzufüllen, ſondern auch daran arbeiten, ihre Urtheilskraft zu ſchärfen, ihre Denkungsart zu beſſern und vornämlich ihnen Liebe zur Tugend einzuflößſen, die meines Erachtens all' den unverdauten Kenntniſſen vorzuziehen iſt, womit man den Kopf der jungen Leute anzufüllen pflegt.

Das allgemeine Reſultat von all' dem, was ich bisher geſagt habe, iſt, daß man ſich alles Eifers darauf legen ſollte, alle klaſſiſche Schriftſteller, alte ſowol als neuere, zu überſezen. Uns würde dadurch ein doppelter Vortheil erwachſen; unſre Sprache würde gebildet, und die Kenntniſſe allgemeiner gemacht werden. Durch das Naturaliſiren aller guten Schriftſteller würden uns neue Ideen zugeführt, wir durch ihre Diktion und Anmut des Styls bereichert werden, und wie viele wichtige Kenntniſſe würde das Publikum dadurch nicht erlangen? Unter den ſechsundzwanzig Millionen Einwohnern, die man Teutſchland giebt, glaub' ich nicht, daß ſich hunderttauſend befinden, die das Latein gut verſtehn, zumal wenn Sie den Pras von Prieſtern oder Mönchen davon abziehn, die kaum ſoviel Latein wiſſen, um die Regeln des Syntaxes nur einigermaaſſen zu verſtehn. Folglich

lich ſind fünfundzwanzig Millionen neunhundert⸗ tauſend Menſchen von den wichtigſten Kenntniſ⸗ ſen ganz ausgeſchloſſen, weil ſie ſelbige nicht in ihrer Mutterſprache erlangen können. Welche glükliche Verändrung wär' es alſo, wenn unter dieſer Menge jene Kenntniſſe allgemeiner gemacht würden! Der Edelmann, der ſein Leben auf dem Lande zubringt, würde diejenigen Bücher auswäh⸗ len, die ſich für ihn ſchikten, und durch ſelbige ſich eben ſo ſehr unterrichten als beluſtigen. Der plumpe Bürger würde von ſeiner Rohigkeit ver⸗ lieren. Müſſigen Leuten würden ſie eine Zuflucht für die Langeweile ſein. Der Geſchmak an den ſchönen Wiſſenſchaften würde allgemein werden, Anmut und Vergnügen über die Geſellſchaft verbreiten, und unerſchöpfliche Quellen für die Konverſation öfnen.

Aus dieſem beſtändigen gegenſeitigen Reiben der Geiſter würde jenes feine Gefühl, jener gute Geſchmak entſtehn, der mit eben ſo ſchnel⸗ ler als richtiger Beurtheilung das Schöne auf⸗ faſſt, das Mittelmäſſige verwirft und das Schlech⸗ te verachtet. Das Publikum, dergeſtalt zum ein⸗ ſichtsvollen Richter geworden, wird die heutigen Schriftſteller nötigen, ihre Werke mit mehrerm

Fleis

Fleis und mit mehrer Sorgfalt auszuarbeiten, und ſie nicht eher herauszugeben, als bis ſie die lezte Feile daran geſezt haben.

Der Gang, den ich zur Verbeſſerung unſrer Litteratur angezeigt habe, iſt nicht aus meiner Phantaſie genommen; es iſt der, den alle Völker gegangen ſind, die ſich polizirt haben; einen andern giebt es nicht. Je mehr der Geſchmak an den Wiſſenſchaften ſich verbreiten wird, deſto mehr Vorzüge, Belohnungen und Beförderungen werden die zu erwarten haben, die ſie vorzüglich bearbeiten; deſtomehr wird das Beiſpiel dieſer die andern aufmuntern. Teutſchland hat Männer, ganz zu den mühſamſten Unterſuchungen geſchaffen, hat Philoſophen, gute Köpfe und Alles, was man nur wünſchen kann; nur ein Prometheus gebricht ihm, der das göttliche Feuer vom Himmel holt und ſie beſeelt.

Das Land, das den berühmten Petrus de Vineis, den Kanzler des unglüklichen Kaiſers Friedrich des Zweiten, und die Verfaſſer der bekannten Epiſtolarum virorum obſcurorum (die weit über ihr Zeitalter hinausragen, und dem Rabelais zum Model gedient haben) hervorge-

bracht

bracht hat; der Boden, der den berühmten Eraſmus zeugte, deſſen Lob der Narrheit voller Wiz iſt, und noch beſſer ſein würde, wenn man einige Plattitüden wegſchnitte, welche die Mönchskutte und den ſchlechten Geſchmak des Zeitalters verraten; das Land, das uns den eben ſo weiſen als gelehrten Melanchthon gegeben; dieſer Boden, ſag' ich, der uns dieſe groſſe Männer geliefert hat, iſt nicht erſchöpft, und kann noch immer andre wieder erzeugen.

Zu den angeführten könnt' ich noch verſchiedne groſſe Namen hinzuſezen. Denn ich rechne kühn zu uns den Kopernikus, der das Planetenſyſtem durch ſeinen Kalkül berichtigte, und dasjenige erwies, was Pythagoras einige tauſend Jahre vor ihm behauptet hatte. In einem andern Theile Teutſchlandes entdekte ein Mönch durch ſeine chemiſchen Prozeſſe die erſtaunlichen Wirkungen des Pulvers; ein andrer erfand die Buchdrukkerei, jene glükliche Kunſt, welche die guten Bücher verewigt, und das Publikum in den Stand ſezt, mit geringen Koſten Kenntniſſe zu erlangen; ferner zeugte es einen Otto Guerike, deſſen erfindriſchem Geiſte wir die Luftpumpe zu danken haben. Und wie könnt' ich den groſſen Leibniz

über-

übergehen, deſſen Name in ganz Europa berühmt iſt. Hat ihn gleich zuweilen ſeine Einbildungskraft zu einigen ſyſtematiſchen Träumen verleitet, ſo kann man doch gar nicht in Abrede ſein, daß ſelbſt ſeine Verirrungen das groſſe Genie verraten. Ich könnte dieſe Liſte noch mit den Namen eines Thomaſius, Haller und vieler andrer vergröſſern, wenn nicht die gegenwärtige Zeit mir Stillſchweigen auferlegte. Das Lob der Erwähnten würde die Eigenliebe der Uebergangenen kränken.

Ich ſehe zuvor, daß man mir vielleicht den Einwurf machen wird: wärend der Italienſchen Kriege habe Pico de Mirandola geblüht. Ich räume dies ein, doch war der Mann blos Gelehrter. Wärend der Zeit (kann man mir ferner einwerfen) da Cromwell die Verfaſſung ſeines Vaterlandes über den Haufen warf und ſeinen König auf dem Blutgerüſte hinrichten lies, gab Hobbes ſeinen Leviathan heraus und kurz nach ihm Milton ſein verlornes Paradies; ja ſelbſt zu den Zeiten der Königin Eliſabet hatte bereits der Kanzler Bakon Europa erleuchtet und war das Orakel in der Philoſophie geworden, da er die noch zu machenden Entdekkungen und

den

den Weg anzeigte, auf dem man zu ſelbigen gelangen konnte; auch in Frankreich lebten die vortreflichſten Schriftſteller in allen Gattungen grad' unter den Kriegen Ludwigs des Vierzehnten. Wie kann man alſo ſagen, daß unſre Teutſchen Kriege für die Wiſſenſchaften nachtheiliger geweſen ſind, als bei den benachbarten Nazionen?

Ein leicht zu beantwortender Einwurf. In Italien haben die Wiſſenſchaften nur eigentlich zu der Zeit geblüht, da Lorenz von Medicis, Pabſt Leo der Zehnte und das Haus Eſte ihnen ihren Schuz verliehen. Zu denen Zeiten gab's zwar einige Kriege, doch waren ſelbige nicht von Dauer und nicht landverderblich; und Italien, eiferſüchtig auf den Ruhm, den ihm die Wiederwekkung der ſchönen Künſt' und Wiſſenſchaften verſchaffen ſollte, munterte ſelbige ſo ſehr auf, als es nur ſeine Kräfte verſtatteten. In England zielte Cromwell's durch Fanatismus unterſtüzte Politik nur nach dem Thron; grauſam gegen ſeinen König beherrſcht' er die Nazion mit Weisheit: auch war England's Handel und Wandel nie ſo blühend als unter ſeiner Protektorſchaft. Der Behemot kann überdies nur als Parteiſchrift betrachtet werden.

Von höherm Werte iſt unſtreitig Milton's Paradies. Dieſer Dichter war ein Mann von ſtarker Einbildungskraft, der ſein Süjet aus einer von jenen religiöſen Farcen genommen hatte, die noch zu ſeiner Zeit in Italien im Gange waren; und überdies mus man noch bemerken, daß damals England wieder in Ruhe und in blühendem Wolſtande war. Der Kanzler Bakon, der ſich unter der Königin Eliſabet berühmt machte, lebte an einem polizierten Hofe, hatte den tiefſpähenden Blik von Jupiter's Adler, die Wiſſenſchaften zu durchſchauen und Minerven's Weisheit, ſie zu durchdenken. Bakon's Genie gleicht einem jener ſeltnen Phänomene, die man nur einzeln und in groſſer Entfernung von einander erſcheinen ſieht, und die ihrem Jahrhunderte eben ſo viele Ehre machen, als dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt.

In Frankreich hatte das Miniſterium des Kardinals Richelieu zu Ludewig's des Vierzehnten ſchönem Jahrhundert den Weg gebahnt. Das Licht begann ſich zu verbreiten und der Krieg der Fronde, der nur Kinderſpiel war, konnte dies nicht verhindern. Ludwig, nach jeglicher Art des Ruhms begierig, wollte ſeine Nazion

zur

zur erſten in Rükſicht auf ſchöne Litteratur und Geſchmak machen, wie ſie in Rükſicht auf ihre Macht, Eroberungen, Politik und Handel es bereits war. Seine ſiegreichen Waffen drangen in die Lande ſeiner Feinde ein. Frankreich war ſtolz über die glüklichen Fortſchritte ſeines Monarchen, ohne die Verwüſtungen des Krieges zu empfinden. Ganz natürlich alſo, daß die Muſen, die an Ruh' und Ueberflus Behagen finden, ſich in ſeinem Reiche niederlieſſen.

Doch mus ich Sie vor allen Dingen bemerken laſſen, daß in Italien, in England und Frankreich die erſten Gelehrten und ihre Nachfolger allemal in der Landesſprache ſchrieben. Das Publikum verſchlang ihre Werke und ſo verbreiteten ſich die Kenntniſſe durch die ganze Nazion. Bei uns hingegen war das ganz anders. Unſre Religionszänkereien lieferten uns einige Streitköpfe, die unverſtändliche Materien auf eine dunkle Art erörterten, dieſelben Säze bald behaupteten, bald beſtritten, und Schimpfworte unter ihre Sophiſtereien miſchten. Unſere erſten Gelehrten waren — wie ſie es allenthalben geweſen ſind — Männer, die in ihrem Gedächtniſſe Thatſachen auf Thatſachen thürmten; Pedanten ohne Beurthei-

 lungs-

lungskraft, wie die Lipſius, die Freinsheimius, die Gronovius und die Grävius, die auf eine ſehr ſchwerfällige Art einige dunkle Redensarten wiederherſtellten, die ſich in den alten Handſchriften befanden. In einem gewiſſen Grade konnte dies nüzlich ſein, doch muſſten ſie nicht all' ihren Fleis, all' ihre Aufmerkſamkeit auf dergleichen, im Grunde immer unbedeutende, Kleinigkeiten verwenden. Das Schlimmſte dabei war, daß die pedantiſche Eitelkeit dieſer Herren dafür auf den Beifall von ganz Europa Anſpruch machte: theils um ihr ſchönes Latein zu zeigen, theils um von auswärtigen Pedanten bewundert zu werden, ſchrieben ſie ſchlechterdings nichts als Latein; wodurch denn ihre Schriften faſt für ganz Teutſchland ſo gut als ungeſchrieben waren.

Hieraus entſprangen zweierlei nachtheilige Folgen; einmal, die Teutſche Sprache ward nicht angebaut, und blieb daher unter ihrem alten Roſte vergraben; und dann konnte die Maſſe der Nazion, die kein Latein verſtand, aus Mangel an Kenntnis einer todten Sprache, ſich nicht unterrichten, und blieb im Schlamm der dikſten Unwiſſenheit ſtekken. Das ſind Warheiten, denen niemand etwas entgegenſtellen kann. Möchten ſich doch unſre Herren Gelehrten zuweilen erinnern, daß

die Wiſſenſchaften die Nahrungsmittel der Seele ſind; das Gedächtnis empfängt ſie, wie der Magen die Speiſen; befördert aber die Urtheilskraft ihre Verdauung nicht, ſo iſt Geiſtesunverdaulichkeit unvermeidlich. Sind Kenntniſſe Schäze, ſo mus man ſelbige nicht aufhäufen und verſchlieſſen, ſondern dadurch nuzen, daß man ſie in Umlauf bringt, und das kann nur allein durch eine Sprache geſchehn, die alle unſre Mitbürger verſtehn.

Nur erſt ſeit Kurzem haben die Gelehrten ihre Mutterſprache zu ſchreiben gewagt, und ſchämen ſich nicht mehr Teutſche zu ſein. Sie wiſſen, daß das erſte Teutſche Wörterbuch, das man kennt, vor nicht gar langer Zeit erſt erſchienen iſt. Ich erröte faſt, wenn ich bedenke, daß ein ſo nüzliches Werk nicht wenigſtens ein Jahrhundert vor mir in die Welt gekommen iſt. Indeſſen merkt man, daß eine Veränderung, eine Gährung in den Köpfen vorgeht; man hört vom Ruhm der Nazion ſprechen, ſieht, daß man (ein edler Ehrgeiz!) eifrig nach der Höhe hinaufſtrebt, worauf die Nachbarnazionen ſtehn, und daß man ſich Wege zum Parnas, ſo wie zum Tempel des Gedächtniſſes zu bahnen ſucht. Wer ein feines Gefühl hat, kann das ſchon bemerken. Man mus alſo nur die alten und neuern klaſſiſchen Schriftſteller

in unſre Sprache überſezen. Soll das Geld bei uns im Umlauf kommen, ſo müſſen wir's unter das Publikum bringen, und die Wiſſenſchaften allgemeiner machen, die ehedem ſo ſelten waren.

Um endlich nichts zu übergehn, was das Fortſchreiten unſrer Litteratur verzögert hat, mus ich noch den Umſtand bemerken, daß man an den meiſten Teutſchen Höfen wenig Teutſch geſprochen hat. Unter Kaiſer Joſeph dem Erſten redete man zu Wien nur Italieniſch; unter Karl dem Sechsten wurde dies vom Spaniſchen verdrängt, und unter Franz dem Erſten, einem gebornen Lothringer, ward an dieſem Hofe mehr Franzöſiſch als Teutſch geſprochen. Eben ſo ging's an den Kurfürſtlichen Höfen. Was konnte hiervon die Urſach ſein? Keine andre, als die ſchon angeführte: die Spaniſche, Italieniſche und Franzöſiſche Sprache waren gebildet, fixirt, die unſrige aber nicht. Doch tröſten wir uns; Frankreich iſt es nicht anders gegangen.

Unter Franz dem Erſten, Karl dem Neunten und Heinrich dem Dritten redete man in allen guten Geſellſchaften mehr Spaniſch und Italieniſch als Franzöſiſch; die Landesſprache kam nicht eher in Gang, als bis ſie Politur, Deutlichkeit und Eleganz erhalten hatte, mittelſt einer unendlichen

lichen Menge klaſſiſcher Schriften durch maleriſche Ausdrükke war verſchönert, und zugleich ihr grammatikaliſcher Gang feſtgeſezt worden. Unter der Regierung Ludwig's des Vierzehnten verbreitete ſich die Franzöſiſche Sprache durch ganz Europa, und zwar theils wegen der guten Schriftſteller, die damals blühten, als auch ſogar wegen der guten Ueberſezungen der Alten, die man in dieſer Sprache fand. Und heutiges Tages iſt ſie das allgemeine Mittel geworden, in allen Städten und Häuſern Zutritt zu erlangen. Man reiſe von Liſſabon nach Petersburg, und von Stokholm nach Neapel, und ſpreche nur Franzöſiſch, ſo wird man allenthalben verſtanden. Dieſe einzige Sprache macht eine Menge andrer entbehrlich, die man ſonſt wiſſen müſſte, und die das Gedächtnis mit Worten beladen würden, an deren Stelle wir jezt Sachen ſezen können; ein gewis erheblicher Vortheil!

Das, mein Herr, ſind die Feſſeln, die uns verhindert haben, ſo ſchnell fortzuſchreiten, als unſre Nachbaren. Indes übertreffen die Späterkommenden bisweilen ihre Vorgänger; ein Fall, der vielleicht bei uns eher eintreten könnte, als man's glaubt, wenn unſre Regenten Geſchmak an den Wiſſenſchaften bekommen, diejenigen aufmuntern,

die ſich vorzüglich auf ſelbige legen, und denen Lob und Belohnung ertheilen, die es weit darin bringen. Laſſt uns nur Medicis haben, und es werden ſchon Genieen hervorbrechen; Auguſte werden Virgile entſtehen machen. Wir werden klaſſiſche Schriftſteller bekommen, die jeder ſeines Nuzens halber wird leſen wollen; unſre Nachbaren werden Teutſch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen es unſre guten Schriftſteller dahin, daß unſre abgeſchliffne und vervollkommnete Sprache von einem Ende Europa's bis zum andern wird geredet werden.

Noch ſind dieſe ſchönen Tage unſrer Litteratur nicht gekommen, ſie nähern ſich aber bereits. Ich kündige ſie Ihnen an; ich werde ſie aber nicht zu ſehn bekommen, mein Alter benimmt mir dieſe Hofnung. Ich bin wie Moſes; ſehe das gelobte Land von fern, werd' aber nicht ſelbſt hineinkommen. Verzeihen Sie mir den Vergleich; ich laſſe übrigens den Moſes in all' ſeinen Ehren und Würden, und will mich auf keine Weiſe mit ihm in Vergleichung ſezen. Auch ſind die ſchönen Tage unſrer Litteratur, denen wir entgegenſehn, mehr wert, als die kahlen und dürftigen Felſen des unfruchtbaren Idumäa.

Briefe.

I.

An Voltaire.

Den 8ten Auguſt 1736.

Mein Herr,

Wiewol ich nicht das Vergnügen habe, Sie perſönlich zu kennen, ſo ſind Sie mir demungeachtet nicht weniger durch Ihre Schriften bekannt. Dies ſind Schäze des Geiſtes, wenn man ſo ſagen darf, und Stükke mit ſo vielem Geſchmak ausgearbeitet, daß die Schönheiten darin immer neu ſcheinen, ſo oft man ſie von neuem lieſt. Ich glaube darin den Karakter ihres geiſtreichen Verfaſſers erkannt zu haben, der unſerm Jahrhunderte und dem menſchlichen Geiſte zur Ehre gereicht.

Die groſſen Männer der neuern Zeit werden es dereinſt Ihnen, und zwar nur allein Ihnen Dank wiſſen, wenn der Streit, ob ihnen oder den Alten der Vorzug gebühre, wiederum ausbrechen ſollte, da Sie der Schaale den Ausſchlag nach der Seite der Erſtern geben werden.

Mit dem Talente eines vortreflichen Dichters vereinigen Sie eine unendliche Menge andrer Kenntniſſe, die zwar einige Verwandtſchaft mit der Poeſie haben, doch nur erſt durch Ihre Feder deren Eigenthum geworden ſind. Nie verſifizirte ein Dichter metaphyſiſche Gedanken; der Ruhm, der Erſte darin zu ſein, war Ihnen aufgehoben.

Eben dieſe Neigung für die Philoſophie, die Sie in Ihren Schriften äuſſern, bewegt mich, Ihnen die Ueberſezung zu ſchikken, die ich von der Anklage und von der Rechtfertigung des Herrn **Wolf** habe machen laſſen, des berühmteſten Philoſophen unſers Zeitalters, der, weil er die dunkelſten Gegenden der Metaphyſik erleuchtete, und dieſe ſchwere Materien auf eine gleich erhabne, präziſe und deutliche Art behandelte, grauſamerweiſe der Irreligion und des Atheiſmus iſt angeklagt worden.

Das

Das iſt einmal das Schikſal der groſſen Männer; ihr überlegneres Genie ſtellt ſie den vergifteten Pfeilen der Verläumdung und der Scheelſucht zum Ziel.

Jezt laſſ' ich die Abhandlung über Gott, über die Seele und über die Welt, die aus der Feder deſſelben Verfaſſers gefloſſen iſt, überſezen. Sobald ſie nur fertig iſt, ſchikk' ich ſie Ihnen, und ich bin überzeugt, daß die Stärke der Evidenz Ihnen aus allen ſeinen Lehrſäzen einleuchten wird, die in geometriſcher Form aufeinander folgen und wie die Ringe in einer Kette aneinander hängen.

Die glimpfliche Art und der Schuz, womit Sie die behandeln, und den Sie denen angedeihen laſſen, die ſich den Künſten und Wiſſenſchaften weihen, läſſt mich hoffen, daß Sie mich von der Zal derjenigen nicht ausſchlieſſen werden, die Sie Ihrer Unterweiſungen würdig finden. So nenn' ich einen Briefwechſel mit Ihnen, der jedem denkenden Weſen nicht anders als nüzlich ſein kann. Ich bediene mich Ihrer Ausdrükke, ja ich wage ſogar zu behaupten, ohne die Verdienſte Andrer ſchmälern zu wollen, daß jederman auf dem ganzen Erdkreiſe ohne Ausname Sie darin für ſeinen Meiſter erkennen mus.

Ohne an Sie einen Weihrauch zu verſchwenden, der unwürdig wäre, Ihnen dargebracht zu werden, kann ich Ihnen ſagen, daß ich zahlloſe Schönheiten in Ihren Werken finde. Ihre Henriade bezaubert mich und trägt einen glüklichen Sieg über die wenig einſichtsvolle Kritik davon, die über ſie iſt gemacht worden. Das Trauerſpiel Cäſar enthält ausgeführte Karaktere und durchgängig wahre und erhabne Sentiments; man fühlt, daß Brutus entweder Römer oder Engländer iſt. Alzire verbindet mit den Grazien der Neuheit jenen glüklichen Abſtich der Sitten der Wilden mit denen der Europäer; durch den Karakter des Gusmann zeigen Sie, daß ein falſchverſtandnes Chriſtenthum durch einen falſchen Religionseifer geleitet, noch barbariſcher und grauſamer macht, als das Heidenthum.

Korneille, der groſſe Korneille, er, der die Bewunderung ſeines ganzen Jahrhunderts auf ſich zog, würde, wenn er in unſern Tagen auferſtünde, mit Bewunderung und vielleicht mit Neid ſehen, daß die tragiſche Göttin mit der freigebigſten Hand Annemlichkeiten an Sie verſchwendet, womit ſie bisweilen karg gegen ihn war.

Was

Was hat man von dem Verfaſſer ſo vieler Meiſterſtükke nicht zu erwarten? Was für neue Wunderwerke werden aus der Feder hervorgehn, die ehedem ein eben ſo geiſtreiches als elegantes Werk, le temple du gout, ſchuf?

Dies eben erwekt ein brennendes Verlangen in mir, alle Ihre Werke zu beſizen. Senden Sie mir ſelbige insgeſammt, ich bitte darum; halten Sie mit keinem davon zurük. Sollte es unter den Handſchriften einige geben, die Sie aus nötiger Behutſamkeit den Augen des Publikums zu entziehn für gut fänden, ſo verſprech' ich Ihnen, ſie mit dem Schleier eines ewigen Geheimniſſes zu bedekken, und mich zu begnügen, ihnen in meiner Einſamkeit Beifall zu ertheilen.

Fürſtenwort, weis ich zwar leider! iſt in unſern Tagen nur ſehr wenig mehr geachtet; demungeachtet aber hoff' ich, Sie werden Sich nicht von den allgemeinen Vorurtheilen einnemen laſſen, ſondern bei mir eine Ausname von der Regel machen.

Ich würde mich in dem Beſiz Ihrer Werke reicher glauben, als ich mich in dem Beſiz all' der flüchtigen und verächtlichen Güter des Glüks fühlen würde, die man durch einerlei Ungefähr erlangt

und

und verlieret. Die erſten, Ihre Werke mein' ich, kann man durch die Beihülfe des Gedächtniſſes ſich zu eigen machen, und ſie ſind mit ſelbigem von gleicher Dauer. Da ich den wenigen Umfang des meinigen kenne, ſo ſchwank' ich bereits lange in Hinſicht auf die Wahl der Sachen, die ich in ſelbiges aufzunemen würdig finde.

Wäre die Dichtkunſt noch auf dem Fus, auf dem ſie ſich ehemals befand, das heiſſt, wüſſten die Dichter noch nichts weiter, denn langweilige Idyllen, in Ein Modell gegoſſene Eklogen, geſchmakloſe Stanzen herzuorgeln, oder höchſtens ihre Leier auf den Ton der Lobeserhebungen zu ſtimmen, ſo würd' ich ihr entſagen. Allein Sie veredlen dieſe Kunſt, Sie zeigen neue Wege, und Pfade, die den **Rouſſeaus** unbekannt waren.

Ihre Poeſien haben Eigenſchaften, die ſie hochachtungswert und der Bewunderung und des Studiums edler Seelen würdig machen; ſie enthalten die Hauptgrundſäze der Sittenlehre, man lernt aus ihnen denken und handeln. Die Tugend iſt in ſelbigen mit den ſchönſten Farben gemalt, der wahre Ruhm nach dem Urbegrif feſtgeſezt, und Sie flöſſen auf eine ſo feine und delikate Art Geſchmak an den Wiſſenſchaften ein, daß

wer

wer Ihre Werke einmal geleſen hat, den edlen Eifer in ſich aufkeimen fühlt, Ihren Fustapfen zu folgen.

Wie oft hab' ich nicht zu mir ſelbſt geſagt: Las ja eine Bürde liegen, die Deine Kräfte überſteigt. Wer **Voltairen** nachahmen will, mus wenigſtens **Voltaire** ſelbſt ſein. In dieſen Augenblikken fühlt' ich, daß die Vorzüge der Geburt wenig, oder beſſer geſagt, gar nichts bedeuten. Es ſind Unterſcheidungsmerkmale, die von uns ſelbſt abgeſondert ſind, und die nur die Auſſenſeite ſchmükken. Wie weit ſind die Talente des Geiſtes ihnen nicht vorzuziehn!

Wie vielen Dank iſt man denen nicht ſchuldig, die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten thun! Den Fürſten gebührt es, ihre Nachtwachen zu belohnen! Ah! weshalb bedient der Ruhm ſich nicht meiner, Ihre glüklichen Erfolge zu krönen? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß dies an Lorbeerkränzen wenig fruchtbare Land deren nicht ſo viel würde liefern können, als Ihre Werke verdienen. Sollte mich auch das Schikſal nicht ſo glüklich machen, Sie zu beſizen, ſo kann ich doch wenigſtens hoffen, denjenigen dereinſt zu ſehen, den ich bereits ſo lang' in der Ferne bewundre,

und Ihnen mündlich zu verſichern, daß ich all' die Hochachtung für Sie habe, die denen gebührt, welche der Fakkel der Wahrheit folgen, und die ihre Arbeiten der öffentlichen Wohlfahrt weihen. Ich bin,

mein Herr,

Ihr wolaffektionirter Freund,

Friedrich.

II.

An Thiriot.

Rheinsberg, den 22ſten Jänner 1737.

Sein Sie ſo gütig, in meinem Namen den berühmten Rollin zu beſuchen, den ich ſehr hochſchäze. Seine Geſchichte ſowol als ſeine Anweiſung, die ſchönen Wiſſenſchaften zu ſtudiren, haben mir zu viel Vergnügen gemacht, um ihm dafür nicht zu danken. Dieſen Beweis der Erkenntlichkeit glaub' ich ihm ſchuldig zu ſein. Er entwikkelt die Begebenheiten in der alten Geſchichte mit vieler

ler Kunſt und mit vieler Würde. Die Maximen, die er vorſchreibt, ſezen ſein Herz in das vortheilhafteſte Licht. Zum Beſten der Geſellſchaft und zur Ehre Frankreichs wünſch' ich ihm ein langes Leben. Freilich ein etwas eigennüziger Wunſch, allein um den Preis kann man wol eigennüzig ſein. Ich bin,

mein Herr,

Ihr affektionirter
Friedrich.

III.

An Rollin.

Rheinsberg, den 20ſten Februar 1737.

Mein Herr,

Sie haben Sich in Ihren Werken (vielleicht ohn' es zu wiſſen) ſo gut abgemalt, daß ich Sie ſo genau kenne, als hätt' ich ſchon lange das Vergnügen Ihres Umgangs genoſſen.

Ich ſchäze in Ihnen den redlichen, den biedern Mann, der voll von Liebe für das menſchliche Geſchlecht ſeine Arbeiten nicht blos auf den Unterricht einſchränkt, ſondern der auch bedacht iſt, die Sitten jegliches Alters zu bilden. Dereinſt wird Frankreich Ihrem Unterrichte ein Volk von Helden, ein Volk von Gelehrten zu verdanken haben, das, nur nach dauerndem Ruhm ſtrebend, ſeine wahre Gröſſe in ein laſterreines, der Tugend ganz gewidmetes Herz ſezen wird. Unſre Teutſche, gelehriger gegen Ihre Vorſchriften, als gegen die Ihrer Aeltern, drängen ſich in die Laufbahn, die Sie ihnen erőfnet haben. Die Tugend, der Sie ein ſo lebhaftes und liebliches Kolorit gegeben, zieht — Dank ſei es Ihrem Pinſel — jederman an ſich, und Sie befeſtigen deren Triumph noch dadurch, daß Sie das Laſter auch dann in ſeiner Häslichkeit darſtellen, wenn es unter dem Glanze eines hohen Standes und köſtlichen Prunks ſicher zu ſein glaubt. Dies iſt Ihr Werk, und dadurch machen Sie ohne Widerrede Ihren Ruhm dem Ruhme unumſchränkter Herrſcher und Monarchen gleich.

Es iſt für mich ſehr ſchmeichelhaft, daß Sie meine ſchwache Stimme aus den vielen Tau-

ſenden auszuzeichnen die Güte haben, die Ihr Lob beſingen.

Ganz vorzügliche Erkenntlichkeit bin ich Ihnen für Ihre alte Geſchichte ſchuldig, und ich halte mich verbunden, Ihnen ſelbige zu bezeigen. Meine Hochachtung haben Sie im vollſten Maaſſe; ſchon längſt war ich Ihnen ſelbige ſchuldig. Dieſen Tribut ſind Ihre Verdienſte von der ganzen Welt zu fordern berechtigt. Ich werde ſtets mit eben dieſen Geſinnungen ſein,

mein Herr,

Ihr ſehr affektionirter
Friedrich.

IV.

An Rollin.

Ruppin, den 14ten Mai 1737.

Mein Herr,

Mit vielem Vergnügen hab' ich die beiden neuſten Theile der alten Geſchichte erhalten, die Sie

mir zuzuſchikken die Güte gehabt haben. Sie fügen zu meinen alten Verbindlichkeiten noch die für das neue Vergnügen hinzu, welches mir das Leſen Ihres ſchönen Werks verſchaft hat. Ich hab' es geleſen, oder vielmehr verſchlungen, und werd' es noch einmal leſen.

Wenn es gewis iſt, daß glükliche Köpfe, daß Männer, mit ſo ausgezeichneten Talenten vom Himmel ausgerüſtet, verbunden ſind, ſelbige zum allgemeinen Beſten zu verwenden; ſo iſt auch nicht minder gewis, daß das Publikum (und jedes einzelne Glied deſſelben insbeſondre) die Bemühungen und Unterſuchungen derjenigen anerkennen mus, die für ſelbiges arbeiten. Ich entledige mich meiner Pflicht, und gebe Ihnen ein wenig Rauchwerk für das ſehr weſentliche Vergnügen, das ich Ihren Sorgen und Bemühungen zu verdanken habe.

Sein Sie überzeugt, daß ich mich für Ihre Erhaltung wirklich intereſſire. Ich ſchmeichle mir mit einem groſſen Theile des Publikums, daß die alte Geſchichte nicht die lezte Frucht Ihrer Feder ſein werde.

Unter meinen Klagen zum Himmel über die Ungerechtigkeiten, die mich kränken, wird das

mit

mit ein Hauptartikel ſein, daß er Sie nicht unſterblich gemacht hat.

Ich bin mit ganz vorzüglicher Hochachtung

Ihr

ſehr affektionirter
Friedrich.

V.

An Rollin.

Rheinsberg, den 4ten September 1738.

Mein Herr,

Sie haben ſich durch Ihre alte Geſchichte mein Vertrauen ſo ſehr erworben, daß ich feſt überzeugt bin, alles, was aus Ihrer Feder kömmt, ſei vortreflich. Ich erwarte Ihre neuen Produkte mit all' der Ungeduld eines Leſers, dem nach guter Lektüre dürſtet. Ihnen durch meinen Beifall einigen Wert zu geben, dazu bin ich ſehr wenig vermögend; ihre Schönheiten zu empfin-

den und zu bewundern, das nur allein bin ich im Stande.

Ich danke Ihnen insbeſondre für das Vergnügen, das mir Ihre Bemühungen und die gütige Ueberſendung Ihrer Arbeiten machen. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß der Thucydides unſers Jahrhunderts ſein Leben ſo verlängert ſehn möge, wie der König Hiskias. Vielleicht wird Ihnen dieſer Wunſch, wegen des Antheils, den ich an den Werken neme, die Sie herausgeben, eigennüzig dünken, doch ich kann Ihnen verſichern, daß meine Hochachtung gegen Ihre Perſon nicht geringen Antheil daran hat. Ein verſtändiger Geſchichtſchreiber iſt ein ſehr ſeltner Phönix, uud das Beſte, was ich den groſſen Männern des gegenwärtigen Jahrhunderts wünſchen kann, iſt: daß ſie in den künftigen Zeitaltern Rollins finden mögen, ihre Geſchichte zu beſchreiben.

Möchten Sie doch noch lange die Achtung Ihrer Zeitgenoſſen genieſſen, und mir oft, recht oft das Vergnügen verſchaffen, Ihnen für Ihre neue Schriften zu danken, und Ihnen meinen Beifall darüber zu bezeigen.

Ich

Ich betrachte Euch Gelehrte als Männer, die dem ſchwachen menſchlichen Geſchlechte zum Leuchtthurm dienen, ſeh' Euch für Sterne an, die uns in allen Arten der Wiſſenſchaften vorſchimmern müſſen, und als Leute, die für uns denken, indes wir für ſie handeln.

Urtheilen Sie hieraus, ob ich mich je von der wahren Hochachtung losmachen werde, mit der ich bin,

mein Herr Rollin,

Ihr ſehr affektionirter Freund,
Friedrich.

VI.

An Rollin.

Berlin den 4ten Juli 1739.

Mein Herr,

Ich habe aus Ihrem Briefe erſehn, daß Sie mir den zweiten Theil Ihrer Römiſchen Geſchichte

ſenden. Ich zweifle nicht daran, daß dies Werk den vorhergegangenen vortreflichen Produkten und der vortheilhaften Meinung entſprechen werde, die das Publikum davon hegt.

Die Laufbahn, in der Sie Sich befinden, giebt Ihnen das Recht, den Regenten Lehren zu geben, und ſie die Stimme der Wahrheit hören zu laſſen, welche die Schmeichelei ſonſt nicht bis zum Thron gelangen läſſt. Ihnen ſteht es frei, das mit dem Diadem geſchmükte Laſter in denen Tyrannen und Ungeheuern zu züchtigen, von welchen die Jahrbücher der Welt wimmeln, und Sie können mittelbar diejenigen beſſern, deren Fehler man ſogar wegen ihres Ranges reſpektiret.

Zum Beſten der Menſchheit wünſch' ich, daß Sie die Könige zu Menſchen und die Fürſten zu Bürgern machen möchten. Ich bin überzeugt, daß dies die beſte Vergeltung für Ihre Mühe und die würdigſte Belohnung ſein würde, die je einem Geſchichtſchreiber geworden iſt.

Ich erſuche Sie zu glauben, daß ich an Ihrem Ruhm den lebhafteſten Antheil neme, und daß ich von Ihren Arbeiten nicht minder bezau-

dert, als über Ihren guten feſten Geſundheits-zuſtand erfreuet bin.

Möchte doch der Himmel die Tage, die Sie ſo heilſam verwenden, verlängern, und Sie mit all' den Seegnungen überſchütten, die ich Ihnen wünſche. Ich bin

mein Herr Rollin,

Ihr ſehr affektionirter
Friedrich.

VII.

An Rollin.

Rheinsberg, den 15ten Oktober 1739.

Mein Herr,

Ich bin erſtaunt über die bewundernswürdige Schnelligkeit, mit der Sie an der Römiſchen Geſchichte in einem Alter arbeiten, wo der gewöhnliche Lauf der Natur uns kaum zu leben vergönnet. Sie unterrichten ſonach das Publikum, ſelbſt noch

zu

zu der Zeit, da Sie bereits einen Fus in der Ewigkeit haben. Sie werden machen, daß wir alles das glauben, was das Alterthum von dem harmoniſchen Geſange der Schwäne vor ihrem Tode gedichtet hat. Die Römiſche Geſchichte des Herrn **Rollin** wird mir ein weit wunderbareres Phänomen ſein, als alle die, deren die Fabel Meldung thut, und es iſt ausgemacht, daß die Lebhaftigkeit Ihres Vortrags und die Vortreflichkeit Ihrer Werke nie durch das Gewicht der Jahre, noch durch die Bürde des Alters das Mindeſte verlieren werden. Mit Ihnen geht's wie mit den Flüſſen, die nie ſtärker und geſchwinder fortſtrömen, als je weiter ſie von ihrer Quelle ſich entfernen.

Die Fortſchritte des jungen **dů Gueſclin** hab' ich bewundert. Ich weis nicht, ob er ein Anverwanter jenes berühmten **Bertrand dů Gueſclin** iſt, deſſen Name nicht untergehen wird, ſo lange Biederheit und Tapferkeit in Anſehn ſtehn; vielleicht macht dieſer Jüngling, von dem Sie mir ſchreiben, dereinſt den Wiſſenſchaften ſo viele Ehre, als der alte **Gueſclin** dem Degen.

Zum Tempel des Ruhms giebt's mehr denn Einen Weg. Die Laufbahn des Helden iſt zwar die glänzendſte, aber Menſchenblut färbt ſie; die

des

des Gelehrten hat mindern Glanz, führt aber gleichfalls zur Unſterblichkeit; und es iſt viel ſüſſer, das menſchliche Geſchlecht zu unterrichten, als das Werkzeug ſeiner Zerſtörung zu ſein.

Uebrigens bin ich Ihnen für die Art ſehr verbunden, mit der Sie an meiner Zufriedenheit Theil nemen. Künſte und Wiſſenſchaften errichten eine Art von Bund in der Welt, und es iſt, dünkt mir, natürlich, daß all' diejenigen, die das Glük haben, zu ſelbigem zu gehören, wechſelſeitigen Antheil an den frohen Schikſalen nemen, die einem ihrer Genoſſen wiederfahren, und daß ſie ſich nicht untereinander verfolgen, wie das nur gar zu oft in der Gelehrtenrepublik geſchiehet.

Sonach muſſt' ich die Geſinnungen erwarten, die Sie gegen mich äuſſern; gleichwol verſichr' ich Ihnen, daß ich dagegen nicht minder erkenntlich bin, und daß ich ſehr betaure, das in mir verſchlieſſen zu müſſen, was Ihnen dies bezeigen könnte. Ich bin mit vieler Hochachtung,

mein Herr Rollin,

Ihr ſehr affektionirter
Friedrich.

VIII.

An Rollin.

Königsberg den 17ten Juli 1740.

Mein Herr,

Ich habe in Ihrem Briefe den Rath eines Weiſen, die Wärme der Mutterliebe, und den glühenden Eifer eines Freundes gefunden. Ich verſichre Ihnen, mein lieber, mein ehrwürdiger **Rollin**, daß ich Ihnen dafür ſehr verbunden bin, und daß die Freundſchaftsmerkmale, die Sie gegen mich äuſſern, mir weit mehr behagen, als all' die Komplimente, die ich meinem Range zu verdanken habe, und die ſehr oft falſch oder abgeſchmakt ſind. Ich werde nicht aufhören, Wünſche für Ihre Erhaltung zu thun, und ich bitte Sie überzeugt zu ſein, daß ich mein ganzes Leben hindurch voller Ergebenheit gegen Sie und voller Achtung gegen Ihr Andenken ſein werde. Vale.

Friedrich.

IX.

An Maupertuis.

Im Juli 1740.

Mein Herz und meine Neigung erwekten vom erſten Augenblik an, da ich auf den Thron kam, das Verlangen in mir, Sie hier zu haben, um der Berliniſchen Akademie die Geſtalt zu geben, die ſie nur von Ihnen erlangen kann. Kommen Sie alſo und pfropfen Sie in dieſen wilden Stamm das Reis der Wiſſenſchaften, damit er blühe. Sie haben der Welt die Geſtalt der Erde gezeigt, kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen Mann, wie Sie, zu beſizen.

Friedrich.

X.

An Rollin.

Charlottenburg den 3ten Aug. 1740.

Mein lieber Rollin,

Ich erwarte den neuen Theil Ihres Werks mit Ungeduld, überzeugt, daß Ihre Schriften ſich immer

immer gleich bleiben, und daß der Herr Kardinal, Herr **Fontenelle** und Herr **Rollin** nie in ihrem Leben radottiren werden. Dieſe Warheit hat beinahe geometriſche Gewisheit erlangt. Ich wenigſtens bin in dieſem Punkt orthodox, und voller Hochachtung und Freundſchaft für Sie. Vale.

Friedrich.

XI.

An die Herzogin von Braunſchweig.

Potsdam den 8ten Oktober 1742.

Meine ſehr theure Schweſter,

Derjenige, der die Ehre haben wird, Euch dieſen Brief zu überreichen, iſt der Herr von **Voltaire**, deſſen Ruf ſo allgemein bekannt und ſo feſtgeſezt iſt, daß alles überflüſſig wäre, was ich Euch darüber zu ſagen vermöchte. Ihr könnt glauben, daß der Verfaſſer der Henriade ein rechtſchafner Mann iſt, daß der Dichter des Tempels der Freund-

Freundſchaft deren Wert kennt, daß der Verfaſſer von Neuton's Philoſophie gründliche Wiſſenſchaften, daß der Schöpfer von zwanzig Trauerſpielen Menſchenkenntnis beſizt, und daß der Sänger der Pücelle mit der Eleganz des Ausdruks die Gabe zu ſcherzen in hohem Grade verbindet oder vielmehr daß ihm die lebhafteſten, anziehendſten Saillien entſtrömen, welche nur Frohſinn zu erzeugen vermag. Ihr werdet gut thun, meine ſehr werte Schweſter, die Erſcheinung ſo vieler Talente zu benuzen. Ich beneide das Vergnügen ſehr, das Voltaire genieſſen wird; doch ich vergeſſe mich und es könnte mir gehn, wie es dem Müllerthiere mit dem Schooshündchen erging.

Lebt wol, reizende Schweſter, erhaltet mir einen Theil Eurer Freundſchaft, und ſeid überzeugt, daß Niemand mit ausgezeichnetern Geſinnungen noch mit mehrer Zärtlichkeit ſein kann, als

Euer

ganz ergebner Diener und treuer Bruder

Friedrich.

XII.

An Jordan *).

Wie Freund? Du ſchwazeſt von Kanonen?
Nun, dann mus Hans von Aſtrolabien
Und ſeine Grete von Neutonen,
Von Prismen, krummen Linien,
Vom Kegelſchnitt und Cuben reden;
Und ich ſing im Arabiſchen
Und Griech'ſchen kleine Liederchen. — —
O, daß wir doch nur was wir ſollen thäten!
O ſorgten wir in der uns angewieſnen Bahn
Nur unſre Pflichten zu erfüllen! —
Nur Eine Rolle wies uns das Geſchik hier an,
Und dieſe Eine recht zu ſpielen
Iſt alles, was man von uns fordern kann.

Ich will dadurch nicht etwa ſagen, daß Du nicht ein vortreflicher Schriftſteller, ein wahres lebendiges Repertorium aller Bibliotheken, ein jovialiſcher Gelehrter, ein entſezlicher Grieche wärſt; ein gelehrter Mann, mit allen Talenten begabt, womit einſt Lucian's Eſel hochſeeligen Andenkens ausgerüſtet war: Nein, ich bin beſchei-

*) Geſchrieben im Jahre 1743.

ſcheiden genug blos zu behaupten, daß Du, was die Artillerie betrift, kein Belidor biſt.

Ich bin beinahe vor Lachen erſtikt, als ich Deinen Brief las. Ein Drechsler will Kanonen gieſſen, und wendet ſich an Jordan! — Wenn Du meinem Rathe folgen willſt, ſo theilſt Du dieſes Geheimnis keiner Seele mit, läſſeſt dieſen Künſtler in aller Stille für Dein Arſenal arbeiten, löſeſt im erſten litterariſchen Streit, der Dir aufſtöſſt, Dein grobes Geſchüz auf Deinen Gegner, und ſchreiſt ihm zu: Ultima ratio Jordani!

Seit einigen Tagen bin ich hier, ſehe nichts als Schanzen, höre nichts als Flintendonner, gehe blos in Minen ſpazieren und athme nichts als Schwefeldampf: Was kannſt Du da wohl beſſers von mir erwarten, als einen ſehr martialiſchen Brief? Indeſſen verſpreche ich mir zu Berlin ſanftere Ergözlichkeiten, und freue mich auf die frölichen Abendmalzeiten, die ich dort zwiſchen Mäcenas-Jordan und Pollion-Cäſarion halten werde.

Leb wohl Freund; nüze die Zeit, denn ſie entflieht!

XIII.

An Voltaire.

Den 22. Februar 1747.

Sie haben ihre Semiramis alſo nicht für Paris gemacht? Und gleichwohl giebt man ſich doch auch nicht die Mühe, ein Trauerſpiel mit ſo vieler Sorgfalt auszuarbeiten, um es in ſeinem Pulte veraltern zu laſſen — Ah, ich errathe Ihre Abſicht! geſtehn Sie mir's nur, daß Sie dieſes Stük für das Berliner Theater geſchrieben haben! Ganz gewis iſt das eine Galanterie, die Sie mir machen, und aus gar zu groſſer Verſchwiegenheit oder Beſcheidenheit nicht grade zu geſtehen wollen? Gut denn! ich ſtatte Ihnen meinen Dank dafür ab, und erwarte Ihr Stük, um ihm meinen Beifall zuzuklatſchen: denn wenn von einer Ihrer Arbeiten die Rede iſt, da darf man ſich ja wohl ſchon in voraus zum Loben gefaſſt machen; und Ihnen das verdiente Lob verſagen und entreiſſen, das kann nur entweder die äuſſerſte Ungerechtigkeit von Seiten des

Publi-

Publikums, oder es mus ſich Verhezung und Kabale in's Spiel miſchen.

Ihr Geſchmak hat ſich alſo für die Geſchichte entſchieden? Wohl! Folgen Sie dieſer unerwarteten Eingebung, ich will Ihnen keine Einwendung dagegen machen! Die Arbeit, die ich jezt unter den Händen habe, ſchlägt weder in die Gattung der Memoiren, noch in die der Commentare; ſie enthält faſt gar nichts, das meine Perſon ganz allein anginge. Wer auch immer der Mann ſein mag, der ſich für bemerkenswürdig genug hält, um ſich einzubilden, die ganze Welt müſſe von den kleinſten Dingen die ſein Individuum angehn, unterrichtet ſein; ſo bleibt doch eine ſolche Einbildung allemal eine unverzeihliche Thorheit. Ich beſchreibe den Umſturz von Europa im Groſſen, und habe mir Mühe gegeben, die Lächerlichkeiten und Widerſprüche, die man im Benemen ſeiner Beherrſcher nur immer bemerken kann, genau zu ſchildern.

Ich habe die wichtigſten Unterhandlungen und die merkwürdigſten Kriegsbegebenheiten kurz erzählt, und dieſe Erzählungen mit Betrachtungen durchwürzt, über die Urſachen und den Grund

dieſer Begebenheiten, und über die Wirkungen, welche ein und derſelbe Vorfall, wenn er ſich zu einer andern Zeit, oder bei einer andern Völkerſchaft ereignet hätte, hervorgebracht haben würde.

Die ausführlichen Erzählungen von Kriegen, welche Sie ſo herabſezen, das ſind vermuthlich jene Journale, welche uns hunderterlei unbedeutende Kleinigkeiten mit der langweiligſten Umſtändlichkeit vorrechnen: Und da haben Sie auch ſehr Recht! Man mus aber nur nicht einen Fehler auf die Rechnung des Stofs ſchreiben, der eigentlich nur auf die Ungeſchiklichkeit derer zurükfällt, die ihn die meiſtenmale bearbeiten. Wenn uns eine Beſchreibung von Paris in die Hände fiele, worinn uns der Verfaſſer die Länge, Breite und Höhe eines jeden Hauſes in dieſer unermeſſlichen Stadt mit der ängſtlichſten Genauigkeit angäbe, und uns auch die unbedeutendſte Hütte, die elendeſte Kneipe nicht ſchenkte, ſo würden wir das Buch und den Autor mit allem Recht lächerlich nennen können: Aber es würde uns deswegen wohl nicht einfallen, Paris eine langweilige Stadt zu nennen.

Ich bin feſt überzeugt, die Erzählung wichtiger und groſſer Kriegsbegebenheiten, mit Kürze,

Kraft

Kraft und Wahrheitsliebe vorgetragen, welche die Urſachen entwikkelt, die einen Feldherrn bewogen, ſich bei dieſem oder jenem Vorfalle grade ſo und nicht anders zu entſcheiden, und die, ſo zu ſagen, die Seele ſeiner Operationen darſtellt; ich bin feſt überzeugt, eine ſolche Geſchichte mus für jeden, der ſich der Kriegskunſt widmet, äuſſerſt unterrichtend ſein. Es iſt ein Unterricht, den ein Anatomiker den Bildhauern giebt, um ihnen zu zeigen, was bei dieſer oder jener Drehung oder Wendung des menſchlichen Körpers die Muſkeln für eine Lage und Geſtalt annemen. Jede Kunſt hat ihre eignen Beiſpiele und Regeln: Warum ſollte alſo die Kriegskunſt, welche das Vaterland vertheidigt und ganze Völker vom nahen Untergange rettet, warum ſollte dieſe Kunſt allein keine haben?

Sobald Sie fortfahren über die leztern Kriege zu ſchreiben, ſo mus ich Ihnen das Schlachtfeld überlaſſen: Ueberdem iſt auch meine Arbeit nicht für das Publikum beſtimmt.

Ich bin im Ernſte dem Tode recht nahe geweſen; es war eine Art von Stekflus, die mich anfiel: Inzwiſchen hat mir mein Temperament und mein noch nicht gar zu hohes Alter noch

ſo ziemlich durchgeholfen. Hätte ich die Reiſe nach den unterirrdiſchen Gegenden ja machen müſſen, ſo würde ich ſogleich den **Lucrez** und **Virgil** dort aufgeſucht haben, bis ich Sie hätte ankommen ſehen; denn Ihnen kann man doch in den Eliſäiſchen Gefilden keinen andern Plaz anweiſen, als zwiſchen dieſen beiden Herren. Inzwiſchen wäre mir aber doch, wenn es ſein könnte, eine Zuſammenkunft mit Ihnen hier in dieſer Welt lieber, als in jener, und meine Neugierde nach dem Unendlichen und dem Grundprinzipium aller Dinge iſt auch ſo auſſerordentlich gros noch nicht, daß ich mich mit dieſer Reiſe ſonderlich übereilen ſollte.

Sie haben mir Hofnung gemacht, daß ich Sie wieder ſehn werde; Ich habe mir aber vorgenommen, mich nicht eher zu freuen, als bis ich Sie wirklich zu Geſicht bekomme, denn ich mus Ihnen nur bekennen, daß mein Glaube an dieſe Reiſe nicht gar zu ſtark iſt: Indeſſen können Sie ſich eine gute Aufname von mir verſprechen —

Noch immer lieb' ich Dich mit gleicher Innigkeit;
Und Deine Unerkenntlichkeit,
Sieh, Taugenichts, wie ich ſie räche:
Mein menſchenfreundlich Herz verzeiht

Mit chriſtlicher Gelaſſenheit
Dir Deine ganze Schwäche!

Der Herzog von Richelieu hat Dauphinen, Feſte, Ceremonien und Narren geſehn: Das iſt nun einmal das gewöhnliche Schikſal der Geſandten. Was mich betrift, ich habe den kleinen Paulmy geſehn, und ihn eben ſo ſanft als liebenswürdig und geiſtreich gefunden. Unſre ſchönen Geiſter haben ihn im Vorbeigehn rein ausgeplündert: Er muſſte uns eine allerliebſte Komödie hier laſſen, welche mit ziemlichen Beifall aufgeführt worden iſt. Jezt mus er meiner Rechnung nach in Paris ſein: Grüſſen Sie ihn von mir, und ſagen Sie ihm, daß man ſich ſeiner jederzeit erinnern würde, ſo oft von den liebenswürdigſten Leuten die Rede wäre.

Sie haben Ihre Pücelle der Herzogin von Wirtemberg geliehen, und Sie müſſen wiſſen, daß ſie ſie die Nacht über hat abſchreiben laſſen. Sehen Sie, ſolchen Leuten ſchenken Sie nun Ihr Vertrauen! und gegen die Einzigen, die es verdienen, oder vielmehr, denen Sie ſich mit Leib und Seele übergeben ſollten, gegen die hegen Sie ſo viel Mistrauen!

Leben Sie wohl! Möchte Ihnen doch die Natur Kräfte genug verleihen, um die Reiſe zu uns auszuhalten, und möchte ſie Sie noch lange Jahre hindurch zum Vortheil der Wiſſenſchaften und zur Ehre des menſchlichen Geiſtes erhalten!

XIV.

An Ebendenſelben.

Den 24ſten April 1747.

Du zeigeſt mir den Tod in ſo gefälligem Lichte!
Malſt mir den Tartarus ſo ſchön!
Faſt lies das täuſchende Geſichte
In mir den kekken Wunſch entſtehn,
Auf kurze Zeit mich drinnen umzuſehn! –
Doch, alles wohl bedacht – mein Freund, ich danke ſchön!
Nie ſah, ſo viel ich weis, man, daß aus jenem Land,
Wo Pluto's Majeſtät mit Proſerpinen thronet,
Und bange Todtenſtille wohnet,
Ein Reiſender zu uns zurük ſich fand!
Und dann, wer will mir dafür ſtehen,
Ob dorten auf den guten Ton
Die ſchönen Geiſter ſich verſtehen?

Und

Und auf der Fahrt zum Phlegeton
Soll, wie man ſagt, noch obendrein –
Denn Charon läſſt nicht mit ſich ſpaſſen –
Der Rükzug nicht gar ſicher ſein!

Wir wollen dann der Fiktion
Das Reich der künſt'gen Welten überlaſſen;
Sie iſt der Quell, woraus die Kraft
Der Einbildung, ſtets fruchtbar im Erfinden,
Beſtändig ſchöpft, und dann Syſteme ſchaft,
Worauf des groſſen Haufens Meinungen ſich gründen.
Mag der Fanatiker mit leerem Bauch und Kopf
Sich immer an der ſüſſen Hofnung weiden!
Mag man den armen kranken Tropf,
Dem eben erſt den Reſt von ſeinen Eingeweiden
Des Fiebers Brand verzehrt, zum Tode vorbereiten;
Mag man, um ihm die Pill' im Scheiden
Noch zu vergolden, ihn wohl balſamirt,
Fromm eingeölt, und ſtattlich ausgeziert
Im Siegerpomp an's Höllenufer ſchikken!
Ich, der ſich nie im ſchwärm'riſchen Entzükken
Der theologiſchen Erſcheinungen verlor,
Ich ziehe doch des Lebens gegenwärt'ge Freuden
All' dem Genus in Pluto's Reiche vor.
Und dem Fanatiker, der ganz in Ewigkeiten
Schon hier auf Erden lebt, dem will ich ſeine Freuden
Und ſeine Zukunft nicht beneiden!
O, möchte dieſer Zunft, von Malebranche erzeugt
Vor deren überfeinen Schlüſſen
Verſtand und Menſchenſinn die Seegel ſtreichen
müſſen

Und

Und die Vernunft von ihrem Throne weicht,
Möcht' ihrer ſich ein neuerer Aſtolf erbarmen;
O, würf' er einen mitleidsvollen Blik
Auf ihren hohlen Kopf, und brächte dann den Armen
Ihr Fläſchchen aus dem Mond zurük!

Was mich betrift, ich lache dieſer Thoren,
Genieſſe, weil ich kann, ſo vieler Frölichkeit,
Als hier und da ſich meinen Wünſchen beut;
Und ficht mich auch mein Dämon an,
So fügt ſich's wohl noch dann und wann,
Daß ich zu ſchöpfen aus des Pindus Quellen wage.

Doch ach! wie lange noch, ſo welken meine Tage,
So iſt mein Lebensquell verſiegt!
Des Alters Hand, die Sieger ſelbſt beſiegt,
Und Fürſt und Bettler unter ihren Zepter ſchmiegt,
Hat ihre Furchen ſchon auf meine Stirn' gepflügt.
Dann lebet wohl, ihr ſchönen Tage,
Dann, Freude, lebe wohl! und du, o Frölichkeit,
Wiz, Muthwill, ofne Heiterkeit,
Du, Taumel ſüſſer Trunkenheit,
Und du, o glüh'nde Phantaſie,
Geſpielin einſt von meinem keimenden Genie!
Ihr lächelt mir umſonſt! Ihr reizt mich weiter nicht;
Denn Weisheit präget, wie man ſpricht,
Auf das erhabene Geſicht
Des echten Bürgers eines Plato
Die kalte Miene eines Cato.
Lebt wohl, ihr Verſ', und Du, o ſüſſe Harmonie,
Wahnwizige Metromanie!

Leb'

Leb' wohl, Apoll's unſterbliches Gefolge,
Das frohen Sinn's, des Ernſt's und Purpurs lacht!
Ach meine Muſe iſt vom Pindus in die Acht
Erklärt; ihr Gott hat ſie verlaſſen! — Nun wohlan:
Ich trete ab von jener ehrenvollen Bahn
Lehn an die Schranken mich mit warmen Antheil an,
Und klatſche Dir, Du kühner Läufer Du,
So lange Du noch rennſt von Herzen Beifall zu!

Sie erhalten hier für das reine Gold, das Sie mir geſchikt haben, ein wenig Meſſing. Wahrhaftig über Ihre Verſe geht nichts! Ich habe welche an Algarotti geſehn, die ganz allerliebſt ſind, und die an mich übertreffen jene noch weit. Zu gleicher Zeit hab' ich Ihre Semiramis erhalten: Sie iſt voll groſſer Schönheiten im Einzeln, und enthält eine Menge herrlicher Tiraden, welche den entſchiedenen Geſchmak, den ich an Ihren Arbeiten finde, beſtätigen. Indeſſen weis ich doch nicht, ob die Geſpenſter und Schatten alle das Pathetiſche in das Stük hineinbringen werden, das Sie Sich davon verſprechen. Der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts läſſt ſich das Wunderbare von der Art gefallen, ſobald es blos erzählt wird: Aber es mit in die Handlung ziehen, das heiſſt ein wenig wagen; und ich zweifle, daß der Schat-

Schatten des groſſen Ninus Proſelyten machen wird. Ein Publikum, welches kaum an Gott glaubt, mus über die Geiſter lachen, wenn es ſie eine Rolle auf dem Theater ſpielen ſieht.

Ich wage vielleicht zu viel, indem ich Ihnen meine Zweifel, über eine Sache, worin ich nicht kompetenter Richter bin, vorlege: Wär' es ein Manifeſt, eine Allianz oder eine Friedensunterhandlung, ſo könnte ich vielleicht leichter darüber urtheilen und als Politiker ſchwazen; mehrentheils heiſſt das, der Büberei der Menſchen den Anſtrich des Heroismus geben.

Ich habe mich jezt in die Geſchichte vertieft; ich ſtudiere und ſchreibe ſie, und bin neugieriger, die Geſchichte anderer als das Ende meiner eigenen zu wiſſen. Ich befinde mich jezt wieder beſſer, ſchäze Sie immer noch hoch, und ſehe dem Augenblik, in dem ich Sie hier umarmen ſoll, mit Verlangen entgegen. Leben Sie wohl!

Empfehlen Sie mich der Madame du Chatelet, und danken Sie ihr in meinem Namen für den Antheil, den ſie an allem nimmt, was mich angeht!

XV.

An Ebendenſelben.

Potsdam den 29ſten November 1748.

So geh denn hin, geſchwäzge Muſe;
Vergebens holt' ich Dich zurük!
Geh, überbringe denn Voltairen die Gedichte,
Troz eines Vaugelas Kritik
Mit ariſtarchiſchem Geſichte!
Geh, ſtelle denn den Wuſt von Bildern,
Die Dein verwegner Geiſt einſt unternam zu ſchildern,
Vor dem Homer der Franzen auf!

Doch lies wohl je des Langohrs rauhe Kehle
Sich mit der ſanften Philomele
Tollkühn genug in Wettſtreit ein?
Und Du, Du kreiſcheſt in die ſüſſen Harfentöne
Des gröſſten aller Phöbusſöhne
Mit Deinem Wachtelpfeifchen frech hinein?

So geh denn hin Gemiſch von abgeſchmakten
Reimen,
Von tauſend aberwizgen Träumen,
Von zügelloſer Phantaſie erzeugt!
Geht hin, nemt die Gefahr auf eure Seele;
Doch alles, was ich euch empfehle,
Iſt, Verſe: daß ihr ſchweigt!

Sehen Sie, auf dieſe Art habe ich mit meiner Muſe, oder mit meinem Geiſte geſprochen; Ich fügte noch einige Betrachtungen hinzu:

Voltaire, ſagte ich, iſt immer unglüklich; Wie leicht kann ihm nicht einmal ein heishungriger Verleger oder ein freundſchaftlicher Herausgeber ſeine Schubfächer plündern: Und dann liegt Ihr unglüklicherweiſe mit darin, meine Verſe, und müſſtet wieder Euren Willen in der Welt erſcheinen:

Da ich aber merkte, daß dieſe Betrachtung aus keiner andern Quelle als der Eigenliebe entſprang, ſo ſtimmte ich für die Abreiſe meiner Verſe, da ich zumal fand, daß dieſe mühſeeligen Arbeiten ſtatt eines Plazes in Ihrem Schubfache, ſich im Grunde beſſer in die Tabagie des Königs Stanislaus ſchikken würden. Wohl, man mag Fidibus daraus machen: Das iſt der ſchönſte Tod, den ſie verlangen können.

Weil ich einmal vom König **Stanislaus** rede: Ich finde, daß er ein ſehr glükliches Leben führt. Man ſagt, daß er ſich's ſehr angelegen ſein läſſt, Madam du Chatelet und den Gentilhomme de Chambre ordinaire Ludwig's des Funf-

Funfzehnten brav einzuräuchern: das heiſſt: daß er nicht ohne Euch beyde ſeyn kann. Das finde ich vortreflich und recht ſehr vernünftig. Die Schikſaale der Menſchen ſind doch in der That ſehr verſchieden! Indeſſen, daß er alle Freuden des menſchlichen Lebens genieſſt, ſize ich armer Narr da, vielleicht von Gott dazu verdammt, und reime! — Doch wir wollen jezt von ernſthaftern Dingen ſprechen.

Wiſſen Sie wohl, daß ich recht von Grund des Herzens böſe auf Sie bin? recht ſehr böſe? Wer in aller Welt wollte aber auch an meiner Stelle nicht verdrüslich werden, denn

Vom ſchönſten ſchönen Geiſt im ganzen Gallien,
Von Phöbus erſtem liebſten Sohn,
Hab' ich in Proſ' und Vers kein einz'ges Wort geſehn
Seit einem langen Jahre ſchon!

Man ſagt, daß er zu Babylon
Jezt mit Semiramis in Liebeshandel ſei;
Macht dieſe neue Tiſiphon
Ihn ſeinen Freunden ungetreu?

Vielleicht ſchreibt er von Ludwig's Heldenthaten
Den Feldzug, da ſein Arm den Feind bewältigte,
Und an der Maas hochmütigen Geſtaden
Einſt ſeine Lilien pflanzete.

Doch, groſſe Geiſter laſſen ſich
Durch Arbeit nie in Freundſchaftspflichten ſtören:
Wie ſoll ich aber mir Dein Schweigen nun erklären?
Faſt ſcheint es, Charon hätte Dich,
Gehezt von irgend einem Geiſt der Nacht,
In Pluto's Schattenreich gebracht;
In jenes Reich, wo Nacht und Mismuth immer währet,
Wo Thorheit mit Verſtand in gleichem Grade iſt,
Aus dem kein Schatten jemals wiederkehret
Wo man nie lacht, nie trinkt und küſſt.

Und doch läuft jezo ein Gerücht
Von Mund zu Munde hier; man ſpricht:
Voltaire ſei zu Luneville –
Was alles ſpricht und ſchwazt man aber nicht?

Zwei Kön'ge, ſpricht man auch, ſind jezt in Dich verliebt:
Der Eine arm an Kron' und Landen,
Der Andere ſo reich, daß Söhnen und Verwandten
Er nach Gefallen Kronen giebt.

Gern würd' ich zu der Zahl den dritten König ſezen,
Doch, was auch in mir Stolz und Eigenliebe ſpricht,
Nenn' ich, um die Beſcheidenheit nicht zu verlezen,
Hier meinen eignen Namen nicht.

Aber Ihres Stillſchweigens unerachtet, will ich Ihren Arbeitseifer noch anregen. Ich ſage nicht zu Ihnen: „Tapferer Sohn des Telamon, erman-

ermanne Dich! nimm Deinen ganzen Muth zuſammen! Deine Gefährten ſind alle auſſer Stand zu kämpfen, und von Dir allein hängt der Griechen Schikſaal ab!“ aber: vollenden Sie Ihre Geſchichte Ludwig's des Groſſen; Sie hatten ſchon die Ehre, Frankreich einen Virgil zu geben: ſezen Sie nun auch den Ruhm hinzu, ihm einen Arioſt zu geben!

Die öffentlichen Nachrichten haben mich ganz verdrüslich gemacht; ich finde daß, da Sie einmal nicht in Paris ſind, Sie eben ſo gut in Berlin als in Luneville ſein könnten. Wenn Madame du Chatelet eine Frau iſt, mit der ſich etwas anfangen läſſt, ſo mach' ich ihr hiermit den Vorſchlag, ihr ihren Voltaire gegen Unterpfand abzuborgen. Wir haben hier einen groſſen geometriſchen Cyclopen, den wollen wir ihr gegen den ſchönen Geiſt verſezen; aber ſie mus ſich geſchwind entſchlieſſen. Wenn ſie den Handel eingehen will, ſo darf ſie keine Zeit verlieren. Unſer Mann hat nur noch Ein Auge, und eine krumme Linie, die er eben berechnet, könnte ihn leicht auch um das andre bringen, noch ehe der Handel in Richtigkeit wäre.

Laſſen Sie mich ihre Antwort wiſſen, und erlauben Sie, daß meine Muſe vor Ihrem mächtigen Genie eine tiefe Verbeugung macht. Leben Sie wohl.

XVI.

An Denſelben.

Potsdam den 13. Febrnar 1749.

Mit Vergnügen erhalte ich zwei von Ihren Briefen auf einmal. Geſtehn Sie mir nur, daß Ihnen die groſſe Sendung von Verſen lächerlich vorgekommen iſt. Sie kommt mir wie ein Therſites vor, der auf einen Achill einen tapfern Anfall thun will. Ich glaubte mit Ihren Briefen zugleich eine Beurtheilung meiner Gedichte zu erhalten, ſo wie ehemals, als ich noch ein Einwohner von Rheinsberg war, wo Sie der arme Keiſerling, den ich immer noch bedaure und ewig bedauern werde, bewunderte. Aber ſeit Voltaire ein Hofmann worden iſt, kann er nichts als loben: Und iſt geſtehe gern; daß

daß dieſes Handwerk weniger gefährlich iſt, als das Tadeln. Glauben Sie indeſſen nicht, daß mein Dichterruhm ſich durch Ihren Tadel beleidigt finden würde. Ich bin nicht ſo thöricht, zu glauben, daß ein Teutſcher gute Franzöſiſche Verſe zu machen im Stande ſei.

Kritik, die ſanft und glimpflich ſpricht,
Wird immer groſſen Nuzen ſtiften.
Von Eigenliebe blind ſehn wir in eignen Schriften
Oft auch die gröſſten Mängel nicht.
Zwar blendet wohl ihr göttlich Licht
Beim erſten Anblik das Geſicht;
Doch bald ſieht man um vieles heller,
Man ändert, ſtreichet aus, verzeiht ſich keinen Fehler,
Und wird nun ſtrenger gegen ſich.

Wer gros zu werden wünſcht, wird gern den Tadel leiden,
Und ihn, iſt er gegründet und beſcheiden
Von Spott und Uebermuth wohl unterſcheiden.

Thun Sie mir alſo den Gefallen, und ſchonen Sie mich nicht. Daß ich es beſſer machen könnte, das fühle ich, aber Wie ich das machen ſoll? das müſſen Sie mir ſagen.

Denken Sie nicht, daß gut Verſe machen ſehr viel dazu beiträgt, um gut in Proſe zu ſchrei-

ſchreiben? Sollte der Stil dadurch nicht bündiger werden, beſonders wenn man auf ſeiner Hut iſt, daß man die Proſe nicht mit Beiwörtern, Umſchreibungen und zu dichteriſchen Wendungen überlade?

Ich bin ein groſſer Freund der Philoſophie und der Dichtkunſt. Unter der Philoſophie verſteh' ich aber hier weder die Geometrie noch Metaphyſik. Die erſte, ſo erhaben und ſublim ſie immer ſein mag, iſt nicht für den Umgang mit Menſchen gemacht, ich überlaſſe ſie einem traum- und milzſüchtigen Engländer. Mag er den Himmel nach Gefallen regieren, ich halte mich an den Planeten, den ich bewohne. Was die Metaphyſik betrift, die iſt, wie Sie ſehr gut ſagen, ein Ball mit Wind gefüllt. Wenn man in das Gebiete eine Reiſe wagt, ſo verirrt man ſich zwiſchen den Klüften und Abgründen. Und ich bilde mir ein, die Natur hat uns nicht gemacht, um ihre Geheimniſſe zu errathen, ſondern um zu dem Plane, den ſie auszuführen ſich vorgeſezt hat, das Unſrige beizutragen und mit ihr gemeinſchaftlich zu arbeiten. Wir wollen unſer Leben nüzen, ſo viel und ſo gut wir können, und uns nicht die Köpfe darüber zer-

brechen,

brechen, ob es höhere Veranlaſſungen ſind, oder ob es unſre Freiheit iſt, welche unſre Handlungen leitet. Indeſſen, wenn ich über dieſen Gegenſtand meine Meinung wagen ſoll, ſo glaube ich, es ſind unſre Leidenſchaften, und die jedesmaligen Verhältniſſe, in denen wir uns grade befinden, welche unſre Handlungen beſtimmen. Wollte man ad priora hinaufſteigen, ſo weis ich nicht, was man alles daraus ſchlieſſen könnte. Ich weis wohl, daß es mein Wille iſt, der mich Verſe machen läſſ't, ſie mögen nun gut oder ſchlecht ſein, ob es aber irgend eine mir unbekannte Macht auſſer mir iſt, die mich dazu zwingt, weis ich nicht: indeſſen, ſoll ich's ihr wohl noch Dank wiſſen, daß ſie mir nichts Beſſers eingiebt?

Wundern Sie Sich nicht über meine Ode über den Krieg: ſie enthält in der That meine wahren Geſinnungen. Sie müſſen den Staatsmann vom Philoſophen unterſcheiden, und wiſſen, daß man aus Gründen Krieg führen, daß man Staatsmann aus Schuldigkeit, und Philoſoph aus Neigung ſein kann. Die Menſchen ſind nun einmal in dieſer Welt ſehr ſelten an der Stelle, die ſie ſich wählen würden, wenn

es auf ſie ankäme. Daher kommt's, daß es ſo viele ſchlechte Schuſter, Pfaffen, Miniſter und Fürſten giebt.

Wenn alles hier an ſeiner Stelle wäre
Auf dieſer ſchnak'ſchen Hemiſphäre,
Wie mancher Schneider würfe dann die Scheere
Und Ell' in einen Winkel hin, und wäre
Seeräuber, oder Admiral;
Wie mancher Fürſt ein Kohlenbrenner;
Thorſchreiber mancher General;
Ein Schäfer, Herr von einer Welt,
Und mancher Autor Kriegesheld!

Doch kümmern wir uns drüber nicht!
So lange wird die Welt in ihren Angeln gehen
Bis einer dieſer Angeln bricht,
Und bis dahin wird alles wie es iſt beſtehen!

Sie fragen mich, was ich von Crebillon's Trauerſpiele halte? Ich bewundre den Verfaſſer des Rhadamiſt, der Elektra und der Semiramis, denn dieſe Stükke ſind wirklich ſchön: und der Catilina des Crebillon ſcheint mir mit dem Attila von Corneille in gleichem Grade zu gehn, nur mit dem Unterſchied, daß der Neuere, was die Verſifikation betrift, vor ſeinem Vorgänger ſehr viel voraus hat. Crebillon ſcheint mir einen Zug aus der Römiſchen Geſchichte,

ſchichte, deſſen kleinſte Umſtände ſo allgemein bekannt ſind, zu ſehr verunſtaltet zu haben. Von ſeinem ganzen Gegenſtand hat er nichts weiter beibehalten, als den Charakter des Catilina. Cicero, Cato, die Römiſche Republik, der Hauptinhalt des ganzen Stüks, alles iſt ſo ſehr verändert, ja, alles hat ſo ſehr verloren, daß man nichts weiter als die Namen erkennt. Und dadurch hat Crebillon das ganze Intereſſe verfehlt. Catilina iſt ein wütender Betrüger, der Einen empört, den man ſtrafen zu ſehen wünſcht, und die Römiſche Republik iſt ein Zuſammenflus von Spizbuben, für welche der Zuſchauer kalt bleibt.

Rom hätte müſſen in ſeiner ganzen Gröſſe dargeſtellt werden, die Stüzen der Freiheit ſollten eben ſo grosmütige als weiſe, tugendhafte Männer ſeyn: dann würde das Parterre, von echtem Römiſchen Bürgergeiſt erfüllt, zugleich mit Cicero vor den frevelhaften verwegnen Unternemungen des Catilina gezittert haben. Ueberdem iſt im ganzen Stük keine einzige Stelle, in welcher der Zwek der Verſchwörung deutlich entwikkelt würde. Man erfährt nicht, was Catilina eigentlich vorhat, und wo das alles hin-

 aus

aus will; er beträgt ſich wie einer, der einen Rauſch hat. Dann müſſen Sie auch noch bemerkt haben, daß die Zwiſchenredner mit jeder Scene abwechſeln. Sie ſcheinen immer nur deswegen aufzutreten, damit Catilina wieder etwas anders ſagen kann. Man könnte, ohne daß das Stük dadurch eine weſentliche Veränderung erlitte, die Rollen des Lentulus und der Galliſchen Geſandten herausſtreichen, welche bloſſe unnüze, nicht einmal epiſodiſche Rollen ſind. Der vierte Akt iſt der ſchlechteſte von allen. Er iſt durch und durch Perſiflage. Und im fünften Akt kommt Catilina in den Tempel, um ſich da umzubringen, blos, weil der Dichter eine Kataſtrophe brauchte. Es iſt ſonſt nicht der geringſte Anlas, der ihn dahin brächte. Ich glaube, er ſollte lieber aus Rom gehen, wie der wahre Catilina wirklich that.

Nichts als die Schönheit der Sprache und der Karakter des Catilina erhalten dieſes Stük auf dem Franzöſiſchen Theater. Da Catilina verliebt iſt, zum Beiſpiel, ſo iſt er's, wie es ein Verſchworner voller Ehrgeiz ſein ſoll:

C'eſt l'ouvrage des ſens, non le faible de l'ame *)

Welche

*) Es iſt der Sinne Werk, nicht Schwäche der Seele.

Welche Stärke iſt nicht in den flüchtigen Karaktern des Cicero und Cato?

Timide, ſoupçonneux, & prodigue de plaintes, &c. *)

Mit Einem Worte, das ganze Stük ſcheint mir ein vortreflich verſificirter Dialog zu ſein. Indeſſen werden Sie nicht vergeſſen, daß es leichter iſt, tadeln, als beſſer machen.

Ich habe nicht eher darauf gerechnet, Sie wieder zu ſehn, als dieſen Sommer. Wenn das angeht, und Sie könnten im Monat Juli eine Reiſe hierher machen, ſo würde mich das auſſerordentlich freuen. Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen ein epiſches Gedicht von ungefähr viertauſend Verſen zu leſen bekommen, wovon Valori der Held iſt. Es fehlt nichts darin, als jene Magd, welche in Ihren Sinnen ein ſo verführeriſches Feuer entzündete, deren Keuſchheit es aber auch zu dämpfen wuſſte. Ich verſpreche Ihnen ſogar umgänglichere Schönen. Kommen Sie ohne Zähne, ohne Ohren, ohne Augen, ohne Beine, wenn Sie nicht anders können: wenn Sie nur das, ich weis nicht was,

*) Verzagt, argwöhniſch und verſchwendriſch mit Klagen u. ſ. w.

was, mitbringen, das in Ihnen denkt, und Sie ſo viel ſchöne Dinge ſagen läſſt, ſo bin ich zufrieden.

Ich werde mit Vergnügen die Fragmente der Feldzüge Ludwig's des Funfzehnten annehmen, aber mit noch weit gröſſerm würd' ich den Beſchlus des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten leſen. Sie vollenden auch gar nichts! Und doch könnte dieſes Werk allein den Ruhm eines Mannes machen. Es giebt auſſer Ihnen keinen Franzöſiſchen Dichter mehr, und äuſſer Voltaire und Monteſquieu keinen, der Proſe ſchreibt. Wenn Sie den Muſen den Scheidebrief geben, wer wird alsdann ſchreiben dürfen? oder vielmehr, welches neuere Werk wird man aushalten können?

Schmälen Sie alſo nicht mit dem Publikum, und machen Sie es nicht, wie der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs, der die Sünden der Väter heimſucht bis in's dritte und vierte Glied. Die Verfolgungen des Neids ſind ein Tribut, den das Verdienſt immer dem Pöbel bezalen mus. Wenn auch einige armſeelige elende Schriftſteller wieder Sie klaffen, bilden Sie Sich dar-

um nicht ein, daß ſich die Nationen und die Nachwelt davon hintergehn laſſen. Die Bewundrung und die allgemeine Achtung, in welcher immer noch troz der Länge der Zeit die Meiſterſtükke Athens und Roms bei uns ſtehen, mus Ihnen ein Beweis davon ſein. Das Geſchrei des Aeſchines verdunkelt den Ruhm des Demoſthenes nicht, und Lucan mag ſagen, was er will, ſo wird man doch immer noch den Cäſar für den gröſſten Mann halten, den die Menſchheit jemals hervorbrachte.

Ich gebe Ihnen mein Wort, man wird Sie nach Ihrem Tode vergöttern, indeſſen übereilen Sie Sich nicht ein Gott zu werden: begnügen Sie Sich damit, daß Sie Ihr Patent in der Taſche haben, und daß Sie von allen denenjenigen geachtet und geſchäzt werden, welche über Neid und Vorurtheile erhaben ſind, unter deren Anzahl ich mich mit zu rechnen bitte.

XVII.

An Denſelben.

Potsdam den 5ten März 1749.

Mit den Pillen, die Sie von mir verlangen, könnte man ganz Frankreich purgiren, und Ihre drei Akademien umbringen. Bilden Sie Sich ja nicht etwa ein, daß es Zukkerkügelchen ſind, Sie möchten Sich garſtig betrügen. Ich habe dem Darget befohlen, Ihnen von denen Pillen zu ſchikken, die in Frankreich in ſo groſſem Ruhm ſtehn, und die der ſeelige Stahl durch ſeinen Kutſcher machen lies. Hier bedient ſich ihrer niemand als die ſchwangern Weiber. In der That, Sie ſind ſehr ſonderbar mit Ihrer Pillenkommiſſion! Sie verlangen von mir Arznei! von mir, der ich von jeher über das, was die Arzneikunſt betrift, ſo ungläubig geweſen bin!

So glaubſt denn nun auch Du an medicin'ſche Grillen?
So macht auch Dich der Aberglaube blind?
Die Aerzte, glaub' es Freund, vergolden Dir die Pillen,
Indem ſie drum nichts wen'ger Mörder ſind!

Thu'

Thu' nur noch Einen Schritt, und mehr bedarf es
nicht,
So ſeh ich Dich mit frommgeſenktem Angeſicht
Und heil'gem Blik im Chor der Kapuziner ſchniffeln!

Wenden Sie alles Mögliche an, um wieder geſund zu werden; es giebt auf dieſer Welt kein wahres Gut als die Geſundheit. Es mögen nun die Pillen ſein, die Sie wieder herſtellen, oder Semisblätter, oder Klyſtiere, gleichviel. Auf die Arznei kommt dabei nichts an, wenn ich nur das Vergnügen noch einmal genieſſe, Sie zu hören; denn Sie zu ſehen, das wird wohl nicht mehr möglich ſeyn. Ich bilde mir ein, daß Sie jezt völlig unſichtbar ſind.

Troz der Sorbonne frommen Lehren
Konnt' ich den Menſchen keine Seelen zugeſtehn;
Ich glaubte, daß wir nichts als nicht'ge Körper
wären,
Die werden, leben, und vergehn.
Jezt fang' ich an mein Unrecht einzuſehn
Und meinen Lehrſaz umzudrehn:
Bewundernd glaub' ich nun an Deine ſchöne Seele
Und kann Dir keinen Körper zugeſtehn.

Ich ſchikke Ihnen hier noch eine Epiſtel, welche eine Apologie der armen Könige enthält, die die ganze Welt unaufhörlich tadelt, und zu-

gleich

gleich ihrer vermeinten Glükſeeligkeit wegen beneidet. Ich habe noch andre Arbeiten, die ich Ihnen nach und nach ſchikken will. Das Verſemachen iſt meine Erholung. Wenn ich auch gegen Ausdruk und Wendung ſündige, ſo werden Sie doch Sachen in meinen Epiſteln finden, und nicht jene unnüze Weitſchweifigkeit, jenen Seifenſchaum, der nur Worte und keine Gedanken enthält. Denn nur Euch Franzöſiſchen Virgilen und Horazen iſt es vergönnt, Euch jener glüklichen Auswahl wohlklingender Worte, jener Abwechslung in den Wendungen zu bedienen; aus dem ernſthaftern Tone auf die natürlichſte Art in den aufgewekten überzugehn, und die Blumen der Beredſamkeit mit den Früchten des geſunden Verſtandes zu verbinden.

Wir Ausländer, die wir doch auch grade nicht auf unſer Antheil an der Vernunft Verzicht thun, fühlen demohngeachtet, daß wir niemals jene Eleganz und Reinigkeit, welche die ſtrengen Geſeze der Franzöſiſchen Dichtkunſt heiſchen, erlangen werden. Das iſt ein Studium, dem ſich ein Mann ganz widmen mus. Tauſend Pflichten, tauſend Beſchäftigungen zerſtreuen mich und theilen meine Zeit. Ich bin ein Ga-

leerenſklav, der an das Schif des Staats ange⸗ſchmiedet iſt, oder vielmehr ein Steuermann, der das Steuerruder keinen Augenblik verlaſſen oder einſchlafen darf, ohne das Schikſaal des Palinurus zu befürchten. Die Muſen verlan⸗gen Einſamkeit, und eine Gleichheit der Seele, die mir beinahe ganz verſagt iſt. Oft habe ich kaum drei Verſe gemacht, ſo ſtört man mich. Es giebt gewiſſe privilegirte Seelen, welche mit⸗ten im Geräuſch der Höfe, wie in der Einſam⸗keit von Cirey, in den Gefängniſſen der Ba⸗ſtille, wie auf den Strohſäkken unterweges Verſe machen: die meinige hat aber nicht die Ehre mit darunter zu gehören. Sie iſt eine Ananas, welche nur im Treibhauſe trägt, und in der freien Luft eingeht.

Leben Sie wohl: bedienen Sie ſich aller Arz⸗neien, die Sie für gut finden, aber vor allen Dingen vereiteln Sie meine Hofnung nicht, Sie wiederzuſehn. Ich verſpreche Ihnen einen neuen Kranz von unſern ſchönſten Lorbeern, eine Auf⸗wärterin, die noch Jungfer iſt, zu beliebigem Gebrauch, und Verſe zu Ihrem Lobe.

XVIII.

An Denſelben.

Sansſouci den 15ten July 1749.

Will mir Belle-Isle die Geſeze Mavors lehren,
So werd' ich immer ihn als meinen Meiſter ehren:
Doch Regeln, die in's Reich der Kunſt gehören
Geſeze des Geſchmaks will ich von Dir nur hören.

Von Dir, dem Einz'gen, dem die Stärke
Der Göttersprache nur gelingt,
Und der mit jedem neuen Werke
In's Heiligthum des Nachruhms tiefer dringt,
Der ſich in jeder Kunſt Vollkommenheit erringt,
In jeder ſeine Schweſter findet;
Der mit ſo vielem Glük in ſeinem Styl
Die ſchönen Verſe, wie Virgil
Sie machte, mit der Proſe Cicero's verbindet.

Ich will nun einmal für die Sprache, für den Geſchmak und für alles, was in das Departement des Parnaſſes einſchlägt, keinen andern Meiſter als Sie. Jeder mus bei ſeinem Leiſten bleiben. Sobald der Marſchall von Belle-Isle über die Reinigkeit der Sprache ſchwazt,

ſo wird uns Brühl militäriſche Vorleſungen hal-
ten, und über die Feldzüge des groſſen Türenne kommentiren, und ich werde eine Abhandlung über die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſchreiben.

Ihre Akademie wird recht ſpashaft mit ih-
ren Wahlen. Dieſe Richter der Franzöſiſchen Sprache verlaſſen den Vaugelas für ihr Breviarium: das fällt den Ausländern ein wenig auf.

Am Ende wird man die Akademie
Zu einem Kloſter noch voll gräm'ſcher Frömmler machen;
Die Kunſt zu denken, das Genie
Wird man durch Heiligkeit verjagen;
Will man der Achtung ſich der vierzig Papagein
Und ihres Beifalls würdig machen,
Darf man bewandert nur im Katechismus ſein,
Nach Sprache wird man nicht mehr fragen:
Vom ganzen ungelehr'gen Troſſe werden ſich
Apoll und Muſen nun für keinen mehr erklären,
Und keinen mehr mit ihrer Gunſt beehren,
Als Richelieu, Belle-Isle und Dich.

Sie machen es grade wie die ſchlechten Chri-
ſten, mein lieber Voltaire: Sie verſchieben Ihre Beſſerung von einem Tage zum andern. Erſt machten Sie mir für dieſen Sommer Hofnung,

und nun verweiſen Sie mich auf den Herbſt. Vermutlich hat Ihnen Apoll, als Gott der Arzneikunſt, aufgetragen, bei der Niederkunft der Madame du Chatelet den Vorſiz zu führen. Der geheiligte Name der Freundſchaft legt mir ein Stillſchweigen auf, und ich laſſe mich mit dem begnügen, was man mir verſpricht.

Ich ſehe jezt ein Duzend Epiſteln, die ich gemacht habe, und einige andre kleinere Gedichte durch, damit Sie bei Ihrer Ankunft weniger Fehler finden.

Sie werden ſchon aus der Ueberſchrift meines Gedichts den Inhalt deſſelben erſehn können. Es hat eine wahre Geſchichte zum Grunde. **Darget**, der damals Valory's Sekretär war, wurde des Nachts durch einen von der Oeſterreichiſchen Partei, aus einem Zimmer neben dem, wo ſein Herr ſchlief, entführt. Franquini wunderte ſich nicht wenig, als er gewahr wurde, daß er ſtatt des Geſandten ſeinen Sekretär hatte. Alles Uebrige in dem Gedichte iſt von meiner Erfindung: Sie ſollen es hier zu ſehn bekommen, denn für's Publikum iſt es nicht geſchrieben. Hätte ich Raphael's Griffel

oder

oder Rubens Pinſel, ſo würde ich verſuchen, Gemälde von den Thaten groſſer Männer zu entwerfen; aber mit Callot's Talenten darf man ſich nur an Karikaturen wagen.

Ich habe jenen Franzöſiſchen Helden, jenen Sachſen, jenen Türenne aus dem Jahrhundert Ludwig's des Funfzehnten hier geſehn. Ich habe mich durch ſeine Unterhaltungen, nicht in der Franzöſiſchen Sprache, aber in der Kriegskunſt unterweiſen laſſen. Dieſer Marſchall ſcheint der Profeſſor aller Europäiſchen Generale zu ſein. Er hat unſer Schauſpiel beſucht, und mir bei der Gelegenheit geſagt, daß Sie das Theater mit einem neuen Luſtſpiele Nanine beſchenkt hätten, welches mit vielem Beifall aufgeführt worden ſei.

Ich wunderte mich ſehr, da ich hörte, daß von Ihnen Arbeiten erſchienen, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne. Ehemals ſah ich ſie; jezt erfahre ich erſt von andern, was man davon ſpricht, und erhalte ſie nicht eher, bis die Buchhändler eine zweite Auflage davon gemacht haben. Fürchten Sie Sich vor meinen Klauen, wenn Sie hierher kommen; wo nicht,

vor meinen Epigrammen: der Zufall könnte mir einmal zu einem guten verhelfen. Ein Dichter, und wenn er noch ſo ſchlecht wäre, iſt immer ein Thier, das man ſchonen mus. Leben Sie wohl. Ich erwarte das Abfallen der Blätter mit eben der Ungeduld, als man gewöhnlicherweiſe bey Annäherung des Frühlings den Augenblik erwartet, wo die Knoſpen aufbrechen.

XIX.

An Denſelben.

In reiner Proſe, nett und ſchön,
Giebſt Du mir höflich zu verſtehn,
Ich ſei ein Automat, ein düſt'rer Stoiker!
Elektren flieſſen meine Zähren,
Mein Herz wird immer gern der Freundſchaft Stimme hören,
Doch dem heroiſchſten Geſpenſt kann ich nichts mehr
Als höchſtens Mitleid nur gewähren.

Ihr Kardinal Quirini iſt der Zeit der Hexereien und der Geſpenſter vollkommen würdig: Sie

Sie kennen Ihre Leute; und Sie kamen grade an den rechten Mann, als Sie ihm ſagten, daß, da jeder Katholik nothwendig Wunder glauben müſſte, das Parterre Gewiſſens halber verbunden ſei, vor dem Schatten des Ninus zu zittern. Ich bin Ihnen gut dafür, daß der Bibliothekar ſeiner Heiligkeit dieſen orthodoxen Lehrſaz ſehr billigen wird. Da ich für meine Perſon aber nur ein verdammter Kezer bin, ſo werden Sie mir erlauben, anderer Meinung zu ſein, und Ihnen ganz offenherzig zu ſagen, was ich von Ihrem Trauerſpiele denke.

Der Knoten Ihrer Semiramis bleibt doch immer der Schatten des Ninus, Sie mögen nun ſo viele Umwege nemen als Sie wollen, um das zu verſtekken. Dieſer Schatten iſt es, der ſeiner meuchelmörderiſchen Wittwe tödtende Gewiſſensbiſſe erwekt: Er iſt es, der ihr ſo galant die Erlaubnis giebt, ſich durch eine zweite Heurat zu tröſten. Der Schatten läſſt aus der Tiefe ſeines Grabes ſeinen Sohn eine ächzende Stimme hören: Er thut noch mehr; er kommt in Perſon, das Konſeil der Königin zu erſchrekken und die Stadt Babylon zu vernichten. Endlich bewafnet er ſeinen Sohn mit

dem Dolche, womit dieſer ſeine Mutter erſticht. Es iſt ſo wahr, daß der Schatten des Ninus den ganzen Knoten Ihres Trauerſpiels ausmacht, daß, ohne die Träume und Erſcheinungen dieſes irrenden Geiſtes das ganze Stük gar nicht ſpielen könnte. Wenn ich eine Rolle darinn nemen ſollte, ſo würde ich die Rolle des Geiſtes wählen: Auf ihn beruht alles.

Das iſt es, was Ihnen die Kritik zu ſagen hat. Die Bewunderung ſezt mit der nämlichen Aufrichtigkeit hinzu, daß die Karaktere vollkommen wohl unterhalten ſind, daß die Wahrheit ſelbſt aus den Perſonen ſpricht, und daß die Scenen mit der gröſſten Kunſt verflochten ſind. Semiramis flöſſt Einem Schauder mit Mitleiden vermiſcht ein. Der wilde und tükkiſche Aſſur im Gegenſaz mit dem ſtolzen und grosmütigen Ninias macht einen bewundernswürdigen Abſtich. Man verabſcheut den erſtern, auch begegnet ihm keine Kataſtrophe während der Handlung, weil ſie keine Wirkung hervorgebracht haben würde. Man intereſſirt ſich für den Ninias, aber man wundert ſich über die Art, wie er ſeine Mutter umbringt. Das iſt der Augenblik, wo man ſich am ſtärkſten täu-

ſchen

ſchen mus. Man iſt ein wenig auf die Agema böſe, daß ſie Poſten trägt, und daß ihre Quiproquos die Kataſtrophe verurſachen. Das ganze Stük iſt mit Stärke verſifizirt, die Verſe ſcheinen mir die ſchönſte Harmonie zu haben, und des Verfaſſers der Henriade vollkommen würdig zu ſein. Indeſſen will ich dieſes Trauerſpiel lieber leſen als ſehen; denn das Geſpenſt würde mir lächerlich vorkommen, und ich würde alsdann Gefahr laufen, dem Geſez, das ich mir gemacht habe, im Trauerſpiel zu weinen und im Luſtſpiel zu lachen, entgegen zu handeln.

Und dies Geſez, durch die Natur bewährt,
Galt zu Euripides und Plautus Zeiten;
Da lies ſich das Parterr noch vom Geſchmakke leiten,
Doch leider! jezt iſt er verjährt!

Darf ich Ihnen noch ein Wort über die Trauerſpiele ſagen? Groſſe Leidenſchaften gefallen mir auf dem Theater; ich fühle eine innerliche Befriedigung, wenn es dem Verfaſſer gelingt, meine Seele durch die Stärke ſeiner Beredſamkeit zu erſchüttern und auſſer ſich ſelbſt zu ſezen: Aber meine Delikateſſe fühlt ſich beleidigt, ſobald die heroiſchen Leidenſchaften die Schran-

ken der Wahrſcheinlichkeit überſpringen. In einem vernünftigen Schauſpiel ſind Maſchinen zu übertrieben; ſtatt zu erſchüttern, verfallen ſie in's Kindiſche. Wenn ich wählen ſollte, ſo ſäh' ich in einem Trauerſpiel lieber weniger Erhabenheit, und mehr Natur.

Das hohe Ueberſpannte verfällt in das Ausſchweifende: Karl der Zwölfte war aus allen Jahrhunderten der Einzige, der dieſen theatraliſchen Karakter hatte, aber zum Glük des menſchlichen Geſchlechts ſind die Karls XII. ſelten. Es giebt eine Mariane von Triſtan, die mit dieſem Verſe anfängt:

Fantome injurieux qui troubles mon repos . . . .

So ſprechen wir wahrhaftig nicht: vermutlich iſt das die Sprache der Leute im Monde. Das, was ich von den Verſen ſage, verſteht ſich eben auch von der Handlung. Wenn mir ein Trauerſpiel gefallen ſoll, ſo müſſen mir die handelnden Perſonen die Leidenſchaften grade ſo ſchildern, wie ſie ſich in lebhaften und rachſüchtigen Leuten äuſſern. Der Dichter darf mir ſeine Menſchen weder zu böſen Geiſtern noch zu Engeln machen, denn ſie ſind weder Eins noch

das

das Andre, er mus jeden Zug aus der Natur ſelbſt ſchöpfen.

Halten Sie mir dieſe Ausſchweifung zu gute, lieber Voltaire. Ich ſchwaze mit Ihnen, wie Molieren's Magd; ich erzähle Ihnen nur den Eindruk, den dieſe Dinge auf meine ungelehrte Seele machen.

In dem Bande, den ich eben von Ihnen erhalte, habe ich die Lobrede auf die Offiziers, die in dieſem Kriege geblieben ſind, gefunden; das iſt Ihrer würdig: Es iſt ſonderbar, daß wir, ohne einer von dem andern zu wiſſen, auf einerlei Gegenſtand gefallen ſind. Ich verlor einige Freunde dabei, die ich ſehr bedaure, und das brachte mich auf den Einfall, ihnen wenigſtens nach ihrem Tode den Tribut der Erkenntlichkeit zu entrichten. Ich ſezte alſo das Gedicht auf, woran das Herz mehr Antheil hat, als der Geiſt. Aber das allerſonderbarſte dabei iſt wohl, daß mein Aufſaz in Verſen, und der des Dichters in Proſe iſt. Racine trug in ſeinem Leben keinen vollſtändigern Sieg davon, als da er mit Pradon einerlei Gegenſtand bearbeitete. Ich habe geſehn, wie tief meine Schmie-

rerei

kerei unter Ihrer Arbeit iſt: Ihre Proſe lehrt meine Verſe wie ſie ſich hätten ausdrükken ſollen.

Ob ich gleich unter allen Sterblichen grade derjenige bin, der die Götter am wenigſten durch Bitten beſtürmt, ſo ſoll dennoch die erſte, die ich an ſie thue, ſo klingen:

Ihr Götter, die Ihr die Poeten
So manche ſchöne Dinge lehrt,
Vollendet Euer Werk, Ihr Götter, und bekehrt
Die Herren doch, daß ſie die Wahrheit reden!

Wenn mich die Götter erhören, ſo werde ich Sie künftiges Jahr in Sansſouci ſehen, und wenn Sie Gefallen daran finden, ſchlechte Verſe auszubeſſern, ſo ſollen Sie Ihren Mann an mir finden. Vale.

In dieſem Augenblik erhalte ich die Nanine.

XX.

An Voltaire.

Berlin den 11ten Januar 1750.

Ich habe den Roman Nanine,
So ſchön dialogirt, geſehn;
Auf einen Augenblik glaubt ich vor jener Bühne –
Der Zufall fügt' es ſo – zu ſtehn,
Wo Molier's des Unnachahmlichen
Bewunderte geliebte Schriften glänzeten.

War ſeine Muſ' auf Frankreichs Bühne
Die erſte, die dem Scherz die muntre Grazie lieh,
So ſei der Himmel vor, daß ſie
Nicht auch die lezte ſei!

Er ſtürzte eure Markis,
Die ſtolzen Spröden, die Aftergenies,
Die Frömmlinge mit gedritter Tonſur,
Die wohlgebohrnen Edelleute
Mit Adelsbriefen von geſtern und heute,
Und ſeine Lehrerin war einzig die Natur.
Ihr ſtets getreu verfolgt er ihre Spur,
Von ihr nur ließ er ſich den Meiſterpinſel leihen
Zu ſeinen kühnen Schildereien.

Der neuere Geſchmak, buntſchäkkig kolorirt,
Den der Mitbuhler Heer, von ſeinen kühnen Zügen
Ermü-

Ermüdet, ſeit ihm eingeführt,
Statt unſre Fehler zu bekriegen,
Durch muntern Tadel unſer Herz
Und unſre Sitten zu verbeſſern,
Weis jezt Thaliens feinen Spott und Scherz
Und ihrer Lehren Kraft gar meiſterlich zu wäſſern;
Und was das ſchlimmſte iſt, man ſchleppet Melpomenen
Vermummt auf unſre kom'ſchen Scenen:
Wenn ſie dann ihre Heldenthräuen
Um nichts und wieder nichts vergieſſt
Und unter einen Schwarm von düſtern Bürgersleuten
Von ekelhaften Süſſigkeiten
Und wäſſrigen Sentenzen überflieſſt,
Nichts als verliebten Unſinn ſpricht,
Ach! wer beklagt die groſſe Muſe nicht?

Und wahrhaftig, dieſe neue Kezerei hat den eigenthümlichen Ton des Luſtſpiels ſo ſehr verdrängt, daß man ſelbſt unter den Zügen der Apoſtaſie die Religion zu finden glaubt!

Da es Ihnen nicht gelungen iſt, mich zu der Sekte des la Chauſſee zu bekehren, ſo wird das wohl niemanden gelingen. Indeſſen geſtehe ich Ihnen, daß Sie aus der Nanine alles gemacht haben, was man verlangen kann. Dieſe Gattung hat mir nie gefallen. Ich begreife gar wohl,

wohl, daß es eine Menge Leute giebt, welche auf dem Theater lieber Süſſigkeiten hören wollen, als ihre Fehler und Gebrechen verſpotten hören, und die ihre guten Urſachen haben, unſinniges Geſchwäz jenem feinen Scherz, der die Thorheiten züchtigt, vorzuziehn. Denn in der That nichts iſt trauriger, als nicht einmal ungeſtraft lächerlich ſein zu dürfen. Wenn dieſer Grundſaz gilt, ſo mus man auf die liebenswürdige Kunſt der Terenze und Moliere Verzicht thun, und das Theater blos zu einem bureau général von fadem Gewäſch machen, wo das Publikum auf hunderterlei verſchiedene Arten: Ich liebe Sie, ſagen lernt. Mein Eifer für die gute Komödie, geht ſo weit, daß ich mich lieber ſelbſt Preis geben und verſpotten laſſen wollte, als dem ungeſchlachten Baſtard, den der ausgeartete Geſchmak unſers Jahrhunderts zur Welt gebracht hat, meine Stimme geben.

Seit der Nanine höre ich gar nichts mehr von Ihnen: geben Sie doch ein Zeichen von ſich, daß Sie noch leben.

Hat Deine Muſe gar des Winters Hand
Erſtarrt? Iſt Deines Geiſtes Feuer
Gar etwa ausgebrannt?

Doch

Doch nein! es iſt ein himmliſch Feuer
Das Held Prometheus einſt den neid'ſchen Göttern ſtahl;
Und dieſe Flammen ſollten allemal
Wir mit gebognen Knieen nennen!
Nein, bei Dir wird ſie ewig brennen:
Doch wenn ich über ſie mich nicht
Beklagen ſoll, verlang' ich von Dir ein Gedicht!

Dies iſt eine Herausforderung nach allen Formen; man wird Sie für einen Feigen halten, wenn Sie Sich nicht ſtellen. Wiz und Verſe koſten Ihnen ja nichts! ahmen Sie alſo die Holländer nicht nach, welche die Gewürznägel nur aus beſonderer Vergünſtigung verkaufen, weil ſie es allein ſind, die welche haben. Horaz, Ihr Vorfahr, ſchikte dem Mäcen ſo viele Epiſteln als dieſer haben wollte. Virgil, Ihr Ahnherr, machte freilich nicht für alle Leute epiſche Gedichte, aber doch Eklogen. Aber Sie, der Sie ſo einen Ueberflus an Wiz haben, der Sie ganze Schäze der glänzendſten Einbildungskraft beſizen, Sie ſind der gröſſte Wizgeizige *) den ich kenne. Wer wird denn

*) Avare d'eſprit im Original. Da man Geldgeiziger, Ehrgeiziger u. ſ. w. ſagt, kann man mir, dächt' ich, meinen **Wizgeizigen** wohl auch durchlaſſen.

Der Ueberſezer.

denn um einige Verſe, die man von Ihrem Ueberfluſſe verlangt, ſo viele Umſtände machen? Machen Sie mich nicht böſe! Meine Ungeduld könnte mir ſtatt des Apolls dienen, und ich könnte vielleicht eine Satire auf die Wizgeizigen ſchreiben. Wenn ich aber einen artigen Brief, wie Sie oft welche ſchreiben, von Ihnen erhalte, ſo werde ich alle Urſachen vergeſſen, die ich etwa haben kann, mich über Sie zu beſchweren, und Sie recht ſehr lieben. Leben Sie wohl.

XXI.

An Denſelben.

Wie Freund? Sie ſchikken mir Ihre Schriften? Mir?
Dem Tadler der Semiramis?
Mir, der ſich von des groſſen Ninus Geiſt
Ungläubig gnug nicht feſſeln lies?
Der gegen Eure ſchönen Geiſter ſich ſo dreiſt
So kek als ſtrenger Kritiker bewies?

Auf einmal iſt mein Zorn durch dieſen Zug verſchwunden!
Voltairen, wie ich ehmals ihn gekannt,

Ihn hab' ich wieder nun gefunden,
In deſſen Herz der Freund die treuſte Liebe fand,
Der auf die Kunſt, die, die mit ihm verbunden,
Noch feſter anzuziehn, ſich ſtets ſo gut verſtand.

Das iſt doch ein Brief, wie ich ehmals von Cirey welche erhielt. Das Verlangen, Sie wiederzuſehn, von Litteratur mit Ihnen zu reden, und mich von Dingen unterrichten zu laſſen, die Sie allein mich lehren können, hat ſich jezt bei mir verdoppelt. Ich danke Ihnen für Ihre neue Ausgabe. Da ich Ihre ältern Epiſteln auswendig wuſſte, ſo erkannte ich ſogleich alle Verbeſſerungen und Zuſäze, die Sie gemacht haben; ich bin darüber entzükt geweſen. Dieſe Briefe waren ſchon ſchön, aber Sie haben wieder neue Schönheiten hinzugefügt, und beſonders einige Uebergänge, welche die Materien noch feſter verbinden. Sollte nicht in der Epiſtel an Maurepas in dieſer Stelle ein Drukfehler ſein?

Il fut cent fois moins fou que ceux dont l'imprudence
Dans d'indignes mortels, *a* mis *ſa* confiance.

Müſſte es nicht *ont* und *leur* heiſſen? Verzeihen Sie mir dieſe gramatikaliſche Grübelei: aber

aber mir iſt es um Reinigkeit der Sprache zu thun, und ich ſuche mich zu unterrichten.

Sie können das Parterr gewöhnen an was Sie wollen. Verſe, die ſo ſchön ſind als die Ihrigen, können einen durch ihre Täuſchung leicht um das Gründliche betrügen. Ich bin ſehr neugierig den Oreſt zu ſehn, und zu erfahren: wie Sie den Palamedes erſezt, und mit was für andern Schönheiten Sie dieſes Trauerſpiel bereichert haben. Wenn Sie an mich denken, ſo ſind Sie gewis ſo galant und ſchikken mir das Stük. Ich bin einmal für Sie eingenommen, und es kommt alſo nur auf Sie an, meinen Beifall zu erhalten. Aber was fragt man in Paris darnach, ob Vandalen und Barbaren in Berlin pfeifen oder klatſchen?

Die Lobſchrift auf die im Kriege gebliebnen Offiziers hat mich an eine Anekdote vom verſtorbnen Zaar erinnert. Peter der Erſte gab ſich ſehr mit der Apotheker- und Arzneikunſt ab; er verordnete ſeinen kranken Hofleuten Arzneimittel; und wenn er einen armen Teufel in die andre Welt abgefertigt hatte, ſo feierte er ſein Leichenbegängnis mit der gröſſten Pracht, und

beehrte den Todtenzug mit ſeiner Gegenwart. Ich bin in Anſehung dieſer armen Offiziere beinahe im nämlichen Falle. Gewiſſe Staatsurſachen zwangen mich, ſie der Gefahr bloszuſtellen, in der ſie umgekommen ſind: konnte ich weniger thun, als ihre Gräber mit einfachen und wahren Aufſchriften auszuzieren? Kommen Sie zum wenigſten dieſen Aufſaz durchzuſehen und zu verbeſſern, der mir mehr am Herzen liegt als alle meine übrigen Arbeiten.

Geſchäfte nötigen mich, im Juni nach Preuſſen zu gehn; aber vom erſten Juli an bis in den September bin ich Herr von meiner Zeit, und ich kann alsdann zu den Füſſen Gamaliel's ſtudieren, und

Kann Dich bewundern, kann Dich hören,
Kann von der ſchönen Kunſt des groſſen Maro mich,
Kann von Thucydides und Tullius Kunſt durch Dich
Mich unterrichten und belehren.
Du wirſt mir dann den Weg zum heil'gen Thale zeigen;
An Deiner Hand wag' ich getroſt den kühnen Schritt:
Dort einen Namen zu erhalten
Theilſt Du gefällig meiner kalten
Vernunft ein Fünkchen Deines Feuers mit,
Dann werd' ich Crebillon erreichen!

Wie

Wie wollen Sie, daß ich entſcheiden ſoll, ob Sie Recht haben oder Madame d'Eguillon? Sobald die Herzogin das Teſtament politique des Kardinal von Richelieu im Original vorbringt, ſo mus man ihr ja wohl glauben. Groſſe Månner ſind nicht zu allen Zeiten und in allen Dingen gros. Ein Miniſter wird bei einem Geſchåft, das er fůr wichtig hålt, ſeine ganzen Kråfte anſtrengen, ſeine ganze Schlauigkeit und Verſtand anwenden, und er wird bei einem andern, das ihm weniger wichtig důnkt, mit ſehr vieler Nachlåſſigkeit zu Werke gehn.

Wenn ich mir den Kardinal von Richelieu vorſtelle, wie er die Groſſen des Kånigreichs daniederſchlug, indem er das Kånigliche Anſehn auf einen ſo dauerhaften Fus grůndete, wie er Frankreichs Ruhm gegen måchtige auswårtige Feinde behauptete, indem er innerliche Unruhen unterdrůkte, die Partei der Kalviniſten zerſtårte, und einen Damm mitten durch's Meer fůhren lies, um Rochelle zu belagern; wenn ich mir dieſen groſſen Geiſt denke, mit den gråſſten Projekten beſchåftigt, der kůhnſten Entſchlieſſungen fåhig, ſo kommt mir das Teſtament politique viel zu kindiſch vor, um ſeine Arbeit zu

ſein. Vielleicht waren es nur Ideen, die er auf das Papier hinwarf, vielleicht wollte er nicht alles ſagen, was er dachte, um ſich deſtomehr vermiſſen und zurückwünſchen zu laſſen. Hätte ich mit dieſem Kardinal gelebt, ſo würde ich entſcheidender davon ſprechen; jezt kann ich nichts als mutmaaſſen.

Kleinheit miſcht ſich oft mit wahrer Gröſſe:
Manche Tugenden und noch mehr Blöſſe
Sind im gröſſten Mann vereint.
Wenn ein Lichtſtrahl noch ſo oft erſcheint,
Ach! die Sonne wahrer Gröſſe
Iſt das Feuer nicht, das ewig brennt!
Oft hat der, den für den Gröſſten man erkennt,
Seine längre oder kürzere Eklipſe
So ſchrieb Richelieu ſein Teſtament,
Neuton die Apokalypſe.

Ich wünſche dem Verfaſſer der Henriade zum neuen Jahr nichts weiter, als Geſundheit, und Geduld. Wenn er mich noch lieb hat, ſo werde ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſehn, werde ihn zu Sansſouci bewundern, und ihm dann noch mehr ſagen.

XXII. An

XXII.

An Voltaire.

Potsdam den 20ſten Februar 1750.

Die Nacht, die Freundin ſtiller Ruh,
Sank jüngſt vom Himmel ſanft hernieder,
Und dekte meine Augenlieder
Mit ihrem ſchwarzen Schleier zu:
Mein Geiſt lag da, verſunken in Unthätigkeit
Und jeder Sinn in Todtengleicher Schläfrigkeit.

Schnell wie der Bliz trug mich des Traum-
gotts leichter Flügel
In die elyſiſchen Gefilde hin:
In einen Bogengang von friſchem Immergrün,
Begränzt von einem Raſenhügel
Glaubt' ich den Schatten des unſterblichen
Des liebenswürdigen Ceſarion's zu ſehn.

Entzükt ſtürzt' ich mich auf ihn zu:
„Wie?“ ſchrie ich voller Freude, „Du?
„Du hier? mir ewig theurer Freund,
„Den ich ſo oft mit immer neuem Schmerz be-
weint?“.

Dreimal ſtrekt' ich die ofnen Armen nach ihm
hin,
Doch ach, vergebens! dreimal ſchien
Das Schattenbild mir zu entfliehn,
Und meinem Arm gleich einem Dunſt ſich zu entziehn.

„Wir, die des Schikſals Schlus in dieſes
Schattenland –“
So ſprach der Geiſt zu mir – „verbannt,
„Wir dürfen keinem Lebenden uns nahn;
„Doch alles, was ich für Dich kann,
„Iſt, Dich als Führer zu begleiten:
„Ich will Dich hin zum Wohnplaz ew'ger Freuden,
„Wo man die Tugend krönet, leiten.
„Auf folge mir!“

Ich that's. Ein dunkler Hain,
Wo ſtolze Lorbeern ſich zum Myrthenzweig ge-
ſellten,
Schlos uns in ſeine Schatten ein.
Die Geiſter ſah ich hier von einſt berühmten Helden:
„Las,“ ſprach er, „uns die groſſen Mörder fliehn!
„Und folge mir zum Siz der ſchönen Geiſter hin:
„Das iſt er dort, der ſchöne Hain,
„Wo ſich die Pappeln mit Olivenbäumen gatten!“

Wir eilten hin; ich ſah Homer's und Maro's
Schatten,
Sie ſchienen mir in Zorn zu ſein;
Auch in Horazens Blik glänzt eine Unmuthszähre,
Und grämlich murmelte Freund Sophokles vor ſich.

Ein Schatten, der, getrennt von unſrer Sphåre,
So eben erſt aus Charon's Nachen ſtieg
Beſprach mit allen Vieren ſich;
Ich trete nåher hin, und hőre
Wie er erzåhlt: daß ein gewiſſer Herr Voltaire
Auf unſrer Oberwelt an Wiz, an Fleis und Ehre
Sie alle Viere überſtieg.

Es war die gőttliche, die ſchőne Emilie,
Die deſſen Bild, den lebend ſie
So ſehr geliebt, der all' ihr Glůk und Freude
machte
Mit in das Reich der Schatten brachte.

Ich ſeh die Schatten jezt vor Wut und Bos-
heit beben,
Denn Dichter ſollen noch ſogar in jenem Leben
Voll Eiferſucht und Misgunſt ſein:
Sie fingen Rache! an zu ſchrein.

Ein Unthier trat hervor, das Flamm' und Gei-
fer ſpie;
N e i d hies es: eine ausgemergelte Harpye,
Stets fertig Unheil anzuſtiften,
Stets fertig, auf den Ruhm und Schriften
Der Lieblinge Apoll's und Mars ſein Gift zu ſpein.

„Geh," ſchrieen ſie, „nach Paris! mit Baſi-
liskenblikke
„Entflamme jedes Herz! hauch allen Misgunſt ein!
„Las keine Bosheit, keine Tůkke
„Und keine Schandthat unverſucht!

„Geh! wiegle Schriftler auf! Empöre Stupor's
Zucht!
„Erfüll der Reimer Bruſt mit Wut und Eiferſucht!
„Auf! eil' und räch' uns an Voltairen!
„Der Freche will uns im Beſiz des Nachruhms
ſtören!
„Geh, hemme ſeines Ruhmes Lauf:
„Spei Deine Eiferſucht und Deiner Misgunſt
Geifer
„In jedes Herz: beſonders wiegle alle Pfeifer
„Nur gegen den Oreſt, zu unſerm Vortheil, auf!“

Das Unthier eilte ſchnell zur Oberwelt hinauf:
Mein Traum verſchwand, und zitternd wacht'
ich auf.

Sehen Sie, das träumte ich lezthin; und ich hatte ſogar nicht übel im Willen, auf die Seite dieſer guten abgeſchiedenen Dichter zu treten. Sie haben gar nicht Unrecht, wenn ſie böſe auf Sie ſind. In der That, Sie misbrauchen das Privilegium eines groſſen Genies gar zu ſehr! Sie ſchlagen ſo viele Wege zum Tempel des Ruhms ein, als es nur giebt. Sie kommen mir vor, wie jener Eroberer, welcher glaubte noch nichts gethan zu haben, ſo lange es noch einen Theil der Welt zu erobern gäbe. Sie fallen ſogar in **Molier's** Staaten ein: und wenn es bei Ihnen Ernſt iſt, ſo wird ſeine kleine Provinz bald erobert ſein.

ſein. Ich danke Ihnen für dieſen neuen Harpagon; er iſt meines Erachtens eine Sittenkomödie. Wenn Sie ſie länger gemacht hätten, ſo würde vermuthlich noch mehr Intereſſe darinn ſein.

Sehen Sie, wie ich Sie ſchone: jezt quäle ich Sie nicht, mich zu beſuchen. Ich warte, bis Flora unſern Himmelsſtrich verſchönert hat, und bis Pomona uns reiche Aerndten verheiſſt, alsdann will ich Sie bitten, dieſe Reiſe zu unternemen. Ich warte bis meine Lorbeerbäume neue Zweige werden getrieben haben, um Sie damit zu krönen. Erinnern Sie ſich wenigſtens, daß nach dem Herzog von Richelieu niemand unſtreitigere Rechte auf Sie hat, als Ihr altteutſcher Bruder im Apoll. Vale.

XXIII.

An Denſelben *).

Selowiz den 23ſten März 1742.

Ich fürchte mich, an Sie zu ſchreiben, mein lieber Voltaire, da ich Ihnen keine andre Neuigkeiten berichten kann, als ſolche, um die Sie Sich wenig kümmern, oder die Sie gar verabſcheuen. Wenn ich Ihnen zum Beiſpiele meldete, daß Völker aus zwei verſchiednen Gegenden Teutſchlandes das Innere ihrer Wohnungen verlaſſen haben, um andre Völker zu morden, deren Namen ſie nicht einmal wiſſen, und die ſie ſogar in einem ſehr entfernten Lande aufſuchen, und das aus keinem andern Grunde, als weil ihr Oberherr mit einem andern Fürſten einen Traktat geſchloſſen hat, einen Dritten zu erwürgen, ſo würde Ihre Antwort ſein: Dieſe Leute ſind Thoren und Wahnſinnige,

*) Dieſer und die ſechs folgenden Briefe waren dem umherforſchenden Auge des Ueberſezers entwiſcht. Als er ſie fand, hielt er dafür, es ſei beſſer, gegen die chronologiſche Ordnung zu ſündigen, als ſie gar nicht zu liefern.

ſinnige, ſich ſo den Launen und der Unmenſchlichkeit ihres Oberherrn zu leihen.

Wenn ich Ihnen ſagte, daß wir die ſorgfältigſten Zurüſtungen treffen, um einige mit groſſen Koſten erbaute Mauern zu zerſtören, daß wir da einärnten, wo wir nicht geſäet haben, und dort den Herrn ſpielen, wo man nicht ſtark genug iſt, uns zu widerſtehen, ſo würden ſie ausrufen: O Ihr Barbaren! Ihr unmenſchliches Raubgeſindel! Wiſſt Ihr nicht, daß die Ungerechten nicht das Himmelreich ererben werden, wie Mathäus ſpricht, Kap. XII. V. 34.

Da ich nun ſchon voraus ſehe, was Sie mir auf dergleichen Materien antworten würden, ſo will ich ſie fernerhin unerwähnt laſſen, und Ihnen blos melden, daß ein Mann, von dem Sie unter dem Namen des Königs von Preuſſen werden gehört haben, auf das Gerücht, daß die Staaten ſeines Bundsgenoſſen des Kaiſers durch die Königin von Ungarn verwüſtet würden, Lezterm zu Hülfe geflogen iſt, ſeine Truppen zu denen des Königs von Polen hat ſtoſſen laſſen, um eine Diverſion in Niederöſtreich zu bewirken, und daß ihm dies ſo gut gelungen iſt, daß

er in Kurzem die Hauptmacht der Königin von Ungarn zum Beſten ſeines Bundsgenoſſen zu ſchlagen hoft.

Edelmütig! wie ein wahrer Held gedacht! hör' ich Sie rufen. Gleichwohl, mein lieber **Voltaire**, iſt das erſte Gemälde und dieſes nur Eins; das nämliche Frauenzimmer. Dort erſchien es in ſeinem Nachtzeuge, aller ſeiner Reize entladen, und hier mit ſeiner Schminke, geborgten Zähnen, Schönpfläſterchen und Pompons.

Aus was für verſchiednen Geſichtspunkten man die Gegenſtände zu betrachten pflegt! Wie veränderlich man in ſeinen Urtheilen iſt! Am Abend verdammen die Menſchen das, was ſie am Morgen billigten; und eben die Sonne, die bei ihrem Aufgange ihnen behagte, iſt ihnen beim Untergange läſtig. Daher kömmt's, daß der Ruf bald entſteht, bald vergeht, und demungeachtet wieder auflebt. Und wir ſind thöricht genug, uns unſer ganzes Leben hindurch, um dieſes Rufs willen zu bemühen! Wie iſt es möglich, dieſe Münze ſchon ſo lange als falſch zu kennen, und ſich doch immer durch ſie hintergehen zu laſſen.

Ich ſchreibe nicht in Verſen, weil ich nicht Zeit habe, Sylben abzumeſſen, und weil das hieſſe, die Nachtigall durch das Gekrächze eines Raben ergezen zu wollen, wenn man Verſe Ihnen zuſendete, der Sie ſo göttlich ſchöne machen.

Erlauben Sie mir, Sie an die Hiſtoire de Louis XIV. zu erinnern. Ich drohe Ihnen mit der Exkommunikation vom Parnas, mit der Rache der Tiſiphone, mit dem ſcheuslichen Gebelle des Cerberus, und den grauſamen Strafen des Irions, wenn Sie dies Werk nicht vollenden. Ich leſe es unaufhörlich, allein die zweihundertſechsundzwanzigſte Seite hält mich immer feſt.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire, und lieben Sie, ich bitte, den Ueberläufer Apoll's ein wenig, der ſich zu Bellonen hingeflüchtet hat, und der vielleicht dereinſt zu ſeinen ehemaligen Fahnen wieder zurükkehrt. Ich bin ſtets

Ihr Bewunderer und Freund

Friedrich.

XXIV. An

XXIV.

An Denſelben.

Wären die Geſchichtsbücher der Welt insgeſamt ſo geſchrieben, wie das, welches Sie mir anvertrauet haben, ſo würden wir von den Sitten aller Jahrhunderte beſſer unterrichtet, und von den Geſchichtſchreibern minder getäuſcht worden ſein. Je mehr ich Sie kennen lerne, deſto mehr find' ich, daß Sie einzig ſind. Nie iſt mir ein ſchönerer Styl in einem Werke vorgekommen, als in der Hiſtoire de Louis XIV. Er bezaubert mich ſo, daß ich jeden Paragraph zwei, dreimal leſe. Jede Zeile iſt treffend; überall ſind die vortreflichſten Bemerkungen eingewebt, nirgends trift man einen falſchen Gedanken noch Kindereien, und bei alle dem die gröſſte Unparteilichkeit.

Sobald ich das ganze Werk durch habe, werd' ich Ihnen einige kleine Anmerkungen ſchikken, zumal über die Teutſchen Namen, die oft etwas ſind gemishandelt worden. Dies könnte einige Dunkelheit über das Werk verbreiten, weil verſchiedne

Namen

Namen ſo entſtellt ſind, daß man ſie nur mit Mühe erräth.

Ich wünſchte, daß alle Werke, die nur einigermaaſſen zum Unterricht dienen ſollen und können, Ihrer Feder entfloſſen wären. Alsdann könnte man aus deren Lektüre vielen Nuzen ſchöpfen.

Die unnüzen Dinge, die armſeeligen Bemerkungen und die Trokkenheit, die man in gewiſſen Büchern trift, machen mich bisweilen ſehr ungeduldig. Dergleichen mus dann der Leſer verdauen; allein Sie erſparen dem Ihrigen dieſe Mühe. Er mag Urtheilskraft haben oder nicht, ſo zieht er gleichen Nuzen aus Ihren Schriften; denn er braucht nur Gedächtnis.

Ich bitte Sie angelegentlichſt, geliebter Freund, mir alles zu überſenden, was Sie zu Cirey verfertigen; einen Ort, den ich beneide.

Friedrich.

XXV.

An Algarotti.

Rheinsberg 173.

Glüklich ſind diejenigen, die der Geſellſchaft geiſtreicher Männer genieſſen können! Noch glüklicher die Fürſten, die im Stande ſind, ſolche zu beſizen! Ich werde nie die acht Tage vergeſſen, die Sie bei mir zugebracht haben. Viele Ausländer folgten auf Sie, aber keiner davon kam Ihnen gleich, und ich glaube feſt, daß Ihnen keiner gleich kommen wird. Ich werde meinen jezigen Aufenthalt ſobald nicht verlaſſen; ich lebe hier in Ruhe und zwiſchen Studieren und ſchönen Künſten getheilt. Laſſen Sie, ich bitte, die Bewohner Rheinsbergs durch nichts aus Ihrem Gedächtniſſe verlöſchet werden. Nemen Sie ſie übrigens, wofür es Ihnen beliebt; doch ſein Sie gegen die Freundſchaft und Achtung, die ſie für Sie hegen, nie ungerecht. Ich bin, mein theurer Algarotti,

Ihr

ſehr affektionirter

Friedrich.

XXVI. An

XXVI.

An Algarotti.

Rheinsberg 173.

Ich rechne darauf, meinen Fürſten des Machiavel in drei Wochen zu enden. Befinden Sie Sich alsdann noch in London, ſo werd' ich Sie bitten, die Beſorgung des Druks über Sich zu nemen. Ich habe mein Möglichſtes gethan, dem menſchlichen Geſchlechte Abſcheu vor der Afterweisheit dieſes Politikers einzuflöſſen. Ich habe die plumpen Widerſprüche, worinn er mit ſich ſelbſt ſteht, der Welt vor Augen gelegt, und mich bemühet, wo es ſich nur thun lies, die Materie aufzuheitern. Belehrungen ſchlagen ſtets übel aus, ſobald man ennüyrt, und die groſſe Kunſt beſteht darinn, den Leſer nicht gähnen zu machen.

Es gehörten nicht die Kräfte eines Herkules dazu, Machiavel's Ungeheuer zu bändigen, noch Boſſuet's Beredſamkeit, denkenden Weſen zu beweiſen, daß ſchrankenloſer Ehrgeiz, Verräterei,

Treuloſigkeit und Mord Laſter ſind, die der Wohlfahrt der Menſchen entgegenſtehen, und daß die echte Politik der Könige und des Biedermanns darinn beſteht, gut und gerecht zu ſein.

Ich bin entzükt, daß die Erinnerung eines Orts noch in Ihnen fortlebt, wo man Ihr Andenken ewig erhalten wird. Sie ſind bei uns unſterblich; und der Name Algarotti wird ſo wenig in Rheinsberg untergehn, als der Name des Gottes Terminus bei den Römern. Ich betrachte die Männer von Kopf wie Seraphine in Vergleich mit jenem niedrigen, verächtlichen Haufen von Menſchen, die nicht denken. Ich liebe es, mit dieſen höhern Weſen in Briefwechſel zu ſtehn, mit jenen Intelligenzen, die ganz geiſtig wären, wenn ſie keine Körper hätten; ſie ſind der Kern der Menſchheit.

Ich erſuche Sie, mein freundſchaftliches Kompliment dem Mylord Baltimore zu ſagen, deſſen Karakter und Denkart ich in der That ſchäze. Ich hoffe, daß er meinen Brief über die Denkfreiheit der Engländer ſoll erhalten haben. Erinnern Sie Sich der Freunde, die Sie Sich hier erwarben, indem Sie Sich blos zeigten;

und ſchlieſſen Sie daraus, was erſt geſchehen würde, wenn wir das Vergnügen hätten, Sie immer zu beſizen. Ich bin mit wahrer Achtung, mein theurer Algarotti,

Ihr

ſehr affektionirter

Friedrich.

XXVII.

An Algarotti *).

Otmachau 1741.

Auf all' den ſechzig Meilen, die ich zurükgelegt, hab' ich keinen Sterblichen angetroffen, der mit Padua's Schwane zu vergleichen wäre. Gern gäb' ich zehn Kubikmeilen Landes für ein Genie hin, das mit dem Ihrigen Aehnlichkeit hätte. Doch

 ich

*) Er war auf der Reiſe nach Turin, um daſelbſt einen geheimen Auftrag für den König auszurichten; dieſer befand ſich in Schleſien im Kriege befangen.

Anm. des Ueb.

ich werde gewahr, daß ich im Begrif bin, Sie zu bitten, wieder zu mir zurükzukehren, da Sie noch nicht angekommen ſind. Eilen Sie ſonach anzukommen, Ihren Auftrag zu beſorgen und wieder zu mir zurükzufliegen.

Ihr

ſehr affektionirter

Friedrich.

XXVIII.

An Wolf.

Ruppin den 23ſten Mai 1740.

Mein Herr,

Jedes vernünftige, Wahrheit liebende Weſen mus an dem Werke Theil nemen, das Sie vor Kurzem herausgegeben haben; allein jeder edle Mann und jeder wahre Bürger des Staats mus es als einen Schaz betrachten, den Ihre Freigebigkeit der Welt ſchenkt, und den Ihr Scharfſinn entdekt

dekt hat. Auf mich hat es um ſo mehrern Eindruk gemacht, da Sie es mir zugeeignet haben.

Die Philoſophen müſſen die Lehrer der Welt und die Vorgeſezten der Fürſten ſein; mithin iſt ihre Pflicht zu denken, die unſrige aber ihren Vorſchriften gemäs zu handeln. Sie müſſen die Welt durch Räſonnements unterrichten, wir aber durch unſer Beiſpiel; ſie müſſen erfinden, wir ausüben.

Schon längſt leſ' und ſtudir' ich Ihre Schriften, und bin überzeugt, daß wer ſie geleſen hat, deren Verfaſſer notwendig hochſchäzen mus. Niemand wird Ihnen dieſe Geſinnungen verweigern können; ich bitte daher zu glauben, daß ich mit all' der Achtung, die Ihre Verdienſte von mir heiſchen, bin,

mein Herr,

Ihr wolaffektionirter

Friedrich.

XXIX.

An die Marquiſe dú Ribeauté d'Alais in Languedoc.

Potsdam den 10ten März 1748.

Madame,

Mir iſt es ſtets ein ungemeines Vergnügen, wenn die Wahrheit bis zu mir gelangt, und die ſinnreiche und feine Art, wie Sie dies bewerkſtelligt haben, würde mich bewegen, dieſen Grundſaz mit Eifer zu ergreifen, wenn ich ihm nicht ſo ſtandhaft ergeben wäre, als ich es bin. Die Lage der Kinder des Majors de Beaucel, Ihres Bruders, war mir bis jezt gänzlich unbekannt. Ich werde mich davon unterrichten laſſen, und nach Masgabe ihrer Bedürfniſſe und ihres Genies für ihre Erziehung und für ihren Unterhalt Sorge tragen. Sie haben nicht umſonſt zu ihrem Beſten mich zu erweichen geſucht; und ich will Sie überzeugen, daß ich die Dienſte und den Amtseifer des

Vaters auch an den Kindern zu belohnen weis. Ihre Empfehlung wird nicht wenig zu meiner Aufmerkſamkeit für ſie beitragen. Die Empfindungen, wonach Sie handeln, ſind zu ſchäzbar, als daß ſie nicht meine Achtung verdienen ſollten. Ich bitte Gott, Sie, Madame, in ſeinen heiligen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XXX.

An Lord Marſchall.

Berlin 174 . .

Wär' ich eine Seemacht, ſo würd' ich Sie aufheben, und Sie den Schottländern entführen; ſo aber, lieber Mylord, kann ich Ihnen nur freundſchaftliche Arme entgegenſtrekken. Werfen Sie Sich wieder in den Schoos der Freundſchaft, und leben Sie mit ihr.

Ihr

ſehr affektionirter

Friedrich.

XXXI.

An Denſelben *).

Nach der Schlacht bei Kollin.

Die Kaiſerlichen Grenadiere ſind ein unvergleichliches Corps. Sie vertheidigten eine Anhöhe, die meine beſte Infanterie nicht wegnemen konnte. Siebenmal grif **Ferdinand** ſie an, aber vergebens!

Beim erſten Angrif bemächtigte er ſich einer Batterie; er konnte ſie aber nicht behaupten. Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und wolbedienten Artillerie; ſie macht Lichtenſteinen Ehre, der die Aufſicht darüber hat. Die Ruſſiſche Artillerie allein kann ihr den Vorzug ſtreitig machen.

Ich hatte zu wenig Infanterie. Meine ganze Kavallerie war gegenwärtig und ſtand müſſig, einen einzigen Angrif ausgenommen, den ich mit meinen Gensd'armes und einigen Dragonern that.

Fer-

*) Er war damals Gouverneur von Neufchatel.

Anm. des Ueb.

Ferdinand grif an ohne zu feuren, dagegen aber ſparten die Feinde ihr Feuer nicht. Sie hatten Anhöhen, Verſchanzungen, von der Natur ſelbſt angelegt, und eine erſtaunlich groſſe Artillerie für ſich. Verſchiedne von meinen Regimentern wurden zuſammengeſchoſſen. **Heinrich** that Wunder. Ich zittere für meine würdige Brüder, ſie ſind zu brav.

Das Glük drehte mir heute den Rükken. Ich hätt' es erwarten ſollen; es iſt ein Weib und ich bin nicht galant. Es nam die Partie der Damen, die mit mir Krieg führen. Ich hätte freilich mehr Infanterie nemen ſollen; dreiundzwanzig Bataillone waren nicht hinlänglich, ſechzigtauſend Mann aus einem vortheilhaften Poſten zu vertreiben. Glükliche Erfolge, mein lieber Lord, erwekken zuweilen ſchädliche Zuverſicht. Ein andermal wollen wir es beſſer machen.

Was ſagen Sie zu dem Bündnis, das blos den Marquis de Brandebourg zum Gegenſtand hat? Der groſſe Kurfürſt würde ſehr erſtaunen, wenn er ſeinen Enkel mit den Ruſſen, Oeſterreichern, faſt ganz Teutſchland und hunderttauſend Mann Franzöſiſcher Hülfstruppen im Handgemenge ſähe.

Ich weis nicht, ob es für mich Schande ſein wird, zu erliegen; aber ſo viel weis ich zuverläſſig, daß es jener furchtbaren Menge wenig Ruhm erwerben wird, mich zu überwinden.

Ich bitte Gott, Sie, mein lieber Lord, in ſeinen heiligen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XXXII.

An d'Argens.

Hermannsdorf bei Breslau den 27ſten
August 1760.

Ehemals würde das Treffen vom funfzehnten Auguſt den Feldzug entſchieden haben; jezt aber iſt es weiter nichts als eine leichte Streifwunde für den Feind. Zur Beſtimmung unſers Schikſals bedarf es einer groſſen Schlacht. Allem Anſehn nach werden wir ſie bald liefern, und fällt ſie vortheilhaft für uns aus, ſo iſt es dann Zeit zur Freude. Inzwiſchen dank' ich Ihnen für den aufrichtigen Antheil, den Sie an dem erfochtnen

Sieg nemen. Es gehörte viel Liſt und Geſchik-lichkeit dazu, es bis dahin zu bringen.

Sagen Sie mir nichts von Gefahren. Das lezte Gefecht koſtete mir nur ein Kleid und ein Pferd; das heiſt den Sieg wohlfeil genug erkaufen.

Ich habe den andern Brief, wovon Sie mir ſchreiben, nicht erhalten. In Abſicht des Brief-wechſels ſind wir von der einen Seite der Oder durch die Ruſſen und von der andern durch die Oeſterreicher wie blokirt. Es war ein kleines Gefecht nötig, um Kocceji'n einen Weg durch ſie zu bahnen. Ich hoffe, daß er Ihnen mei-nen Brief eingehändigt hat.

In meinem Leben hab' ich in keiner misli-chern Lage mich befunden, als im gegenwärti-gen Feldzuge. Glauben Sie mir, daß Wunder erfordert werden, wenn ich all' die Schwierigkei-ten überſteigen ſoll, die ich vorausſehe. Meine Schuldigkeit werd' ich gewis bei ſich ereigender Gelegenheit thun; aber erinnern Sie Sich, mein lieber Marquis, daß ich dem Glükke nicht ge-bieten kann, und daß ich eine zu groſſe Menge Zufälligkeiten in meinen Planen zulaſſen mus,

weil

weil mir's an Mitteln fehlt, gründlichere zu entwerfen. Ich ſoll Herkulesarbeiten in einem Alter enden, wo die Kräfte mich verlaſſen, wo meine Schwachheiten ſich häufen, und wo, die Wahrheit zu geſtehn, ſelbſt die Hofnung, der einzige Troſtquell der Unglüklichen, mir zu gebrechen beginnet. Sie kennen die Lage der Sachen nicht genugſam, als daß ich Ihnen einen klaren Begrif von all' den Gefahren machen könnte, die den Staat bedrohen. Ich weis und ich bemäntle ſie. Alle Beſorgniſſe behalt ich für mich, und dem Publikum theil' ich nur Hofnungen oder die wenigen guten Neuigkeiten mit, die ich ihm mittheilen kann. Gelingt der Coup, den ich ausgedacht habe, ſo wird es dann Zeit ſein, mein lieber Marquis, ſeine Freude ausſtrömen zu laſſen; bis dahin aber wollen wir uns mit nichts ſchmeicheln, damit eine unerwartete ſchlimme Nachricht uns nicht zu ſehr niederbeuge.

Ich lebe hier wie ein kriegriſcher Karthäuſer. Die Ueberdenkung meiner Angelegenheiten nimmt mir viel Zeit hinweg, und den Ueberreſt weih' ich den Wiſſenſchaften. Sie ſind mein Troſt, ſo wie ſie es jenem Konſul waren, dem Vater des Vaterlandes und der Beredſamkeit. Ich weis nicht,

ob ich dieſen Krieg überleben werde, ſollt' ich es aber, ſo bin ich feſt entſchloſſen, den Reſt meiner Tage, von der Welt abgeſchieden, im Schooſſe der Philoſophie und der Freundſchaft zuzubringen.

Sobald die Hemmketten des Briefwechſels zerſprengt ſind, werden Sie mir ein Vergnügen machen, wenn Sie öfterer ſchreiben. Ich weis noch nicht, wo wir unſre Winterquartiere haben werden. Mein Haus in Breslau iſt bei dem Bombardement mit in die Aſche gelegt worden. Unſre Feinde beneiden uns alles, ſogar das Licht des Tages und die Luft, die wir athmen. Demungeachtet müſſen ſie uns doch Einen Plaz laſſen, und iſt dieſer ſicher, ſo wird es mir ein wahres Feſt ſein, Sie wiederzuſehn.

Nun, mein lieber **Marquis**, was wird denn aus dem Frieden mit Frankreich? Sie ſehn, daß Ihre Nation verblendeter iſt, als Sie geglaubt haben. Dieſe Thoren werden Canada und Pondichery verlieren, um der Königin von Ungarn und der Zaarin ſich gefällig zu erzeigen. O gebe doch der Himmel, daß **Ferdinand** ſie für ihren Dienſteifer bezale!

Die

Die an all' dieſen Drangſalen unſchuldigen Officiere und Soldaten werden die Schlachtopfer dafür ſein müſſen, und die erlauchten Verbrecher werden frei ausgehn.

Ich weis einen Zug vom Düc de **, den ich Ihnen erzälen werde, ſobald ich Sie ſehe. Nie hat ein falſcheres, inconſequenteres Verfahren einen Miniſter Frankreichs gebrandmarkt, ſeitdem dieſe Monarchie deren hat. . . Eben kommen mir Geſchäfte vor; ich war im Zuge zu ſchreiben, aber ich ſehe wol, daß ich enden mus, ſowol um Ihnen nicht läſtig zu werden, als auch um meine Schuldigkeit nicht zu verſäumen. Leben Sie wol, lieber **Marquis**, ich umarme Sie.

XXXIII.

An Algarotti *)

Im April 1764.

Ich habe aus dem Briefe, den Sie mir geſchrieben haben, Ihre Krankheit geſchloſſen. Dieſe zitternde Hand ſezte mich in Erſtaunen und verurſachte mir unendlichen Kummer. O möchten Sie Sich doch bald wieder erholen! Was für Vergnügen würde mir dieſe gute Nachricht machen! Wiewohl die hieſigen Aerzte nicht mehr verſtehen, als Ihre dortigen, um das Leben der Menſchen zu verlängern, ſo hat dennoch einer unſrer Aeſkulape, eine Hektik geheilt, welche die Lungen weit heftiger angegriffen hatte, als bei Maupertuis, wie Sie ihn hier ſahen. Sie würden mir ein Vergnügen erzeigen, wenn Sie mir

*) Der Graf lag zu Piſa faſt in den lezten Zügen, als er dieſen zärtlichkeitsvollen Brief erhielt. Kaum konnt' er ihn ſich vorleſen laſſen, und er vergos bei deſſen Anhörung Thränen der Erkenntlichkeit.

Anm. des Ueb.

mir Ihren Statum morbi ſchikten, um zu ſehen, ob die Konſulirung dieſes Arztes Ihnen nicht einige Hülfe verſchaffen kann. Ich würde unter die angenemſten Augenblikke meines Lebens den zählen, wo ich im Stande wäre, die Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit zu bewirken. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß ſie ſtark genug ſein möchte, damit Sie in dies Land zurükkehren könnten. Ich würde Ihnen alsdann eine Sammmlung zeigen, die ich von den Gemälden Ihrer Landesleute gemacht habe. Ich ſage in Rükſicht ihrer und der Franzöſiſchen Maler, was Boileau von den Dichtern ſagte: jeune j'aimois Ovide, vieux j'eſtime Virgile.

Für den Antheil, den Sie an allen meinen Angelegenheiten nemen, bin ich Ihnen ſehr verbunden. Sein Sie übrigens feſt überzeugt, daß die angenemſte Nachricht für mich die ſein wird, wenn ich durch Sie ſelbſt erfahre, daß Sie völlig wiederhergeſtellt ſind.

Ihr

ſehr affektionirter

Friedrich.

XXXIV. An

XXXIV.

An den Prediger Steinbart *)
in Züllichau.

Potsdam den 16ten März 1770.

Ihre Schrift und den beigeſchloſſenen Brief hab' ich erhalten. Ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie in meine Abſichten eintreten, und die Gerechtſame und Vorzüge der Tugend mit Stärke und Klarheit vertheidigen. Indem ich die Eigenliebe zum Grundſaz in der Moral annam, bin ich nicht geſonnen geweſen, die andern Prinzipien davon auszuſchlieſſen. Ich weis nur zu gut, daß man zu ihrer Aufrechthaltung nicht Stüzen, und zur Antreibung der Menſchen, ſie auszuüben, nicht Beweggründe genug haben kann; daß ein Grundſaz, der bei Einigen völlige Wirkung thut, bei andern gar nichts ausrichtet. Mithin billige ich Ihre Methode und die Prinzipieen, die Sie hinzufü-

*) Seit dem März 1774 Profeſſor in Frankfurt an der Oder an Töllner's Stelle.

Anm. des Ueb.

zufügen, um wenigſtens dieſem leztern den Grad der Stärke zu geben, den Sie ihm wünſchen. Wenn aber, wie Sie ſagen, den Geſezen des Gewiſſens eine gröſſere Autorität nöthig iſt, um die Menſchen den willkührlichen Einſchränkungen zu entziehen, welche der Verſtand zu erſinnen ſich beſtrebet; weshalb erklären und beſchränken denn diejenigen, welche dieſe Autorität in der Religion finden, die ſie glauben und bekennen, nach ihrer Grille und dem mehr oder weniger anſcheinenden Nuzen, die Verbindlichkeiten, welche die Religion ihnen auflegt. Nemen Sie Ihren Seelſorger zum Beiſpiel. Er iſt Chriſt, entweder Kalviniſt oder Lutheraner, und er erſchaft ſich unter gewiſſen Umſtänden eine Moral, die derjenigen ganz entgegengeſezt iſt, die er als die göttliche betrachtet.

Es würde von Nuzen ſein, dieſe Schwierigkeit völlig wegzuräumen, und die beſte Art aufzuſuchen, die Menſchen ſo zu bilden, daß die Selbſtliebe, unterſtüzt wenn Sie wollen, durch Ihr Prinzip, den ſicherſten, allgemeinſten und haftendſten Eindruk auf ſie mache. Ich bitte Gott, Sie in ſeine heilige Obhut zu nemen.

Friedrich.

XXXV.

An d'Alembert.

Potsdam den 28ſten Juli 1770.

Voltair's ſchönſtes Denkmal iſt das, daß er ſich ſelbſt errichtet hat — ſeine Werke. Sie werden länger dauern, als die St. Peterskirche, das Louvre und all' die Gebäude, welche die Eitelkeit für ewige Zeiten errichtet hat. Man wird nicht mehr Franzöſiſch ſprechen, wenn Herr von Voltaire noch immer in die Sprache wird überſezt werden, die an deren Stelle einſt kommen wird.

Da ich indes von dem Vergnügen über die verſchiednen Werke ſeines Geiſtes, deren jedes in ſeiner Art ſo vollkommen iſt, durchdrungen bin, ſo würd' ich Ihren Vorſchlag zu jenem Denkmale, das die öffentliche Dankbarkeit ihm errichtet, nicht ohne Undankbarkeit ausſchlagen können. Sie dürfen mich ſonach nur von dem benachrichtigen, was von mir verlangt. Ich werde gewis wegen dieſer Bildſäule nichts ausſchlagen;

da ſie für die Gelehrten, die ſie ihm errichten, viel rühmlicher iſt als für Voltairen ſelbſt. Denn man wird ſagen: daß in dieſem achtzehnten Jahrhunderte, wo ſo viele gelehrte Männer einander aus Neid beſchimpfen, es dennoch edle und grosdenkende Seelen genug darunter gegeben habe, die einem Manne von Genie und vorzüglichen Talenten, die es allen Jahrhunderten ſein müſſen, Gerechtigkeit wiederfahren lieſſen. Man wird ſagen, daß wir es nicht verdienten, einen Voltaire zu beſizen, und die fernſte Nachkommenſchaft wird uns dieſen Vorzug beneiden.

Berühmte Leute zu unterſcheiden und das Verdienſt zu rechtfertigen, heiſſt Talente und Tugenden ermuntern; dies iſt die einzige Belohnung ſchöner Seelen. Sie gehört denjenigen, die es in den Wiſſenſchaften höher bringen als andre. Denn dieſe verſchaffen uns Vergnügungen des Geiſtes, die weit dauerhafter ſind, als die des Körpers. Sie verfeinern die wildeſten Sitten; verbreiten Annemlichkeiten über unſer ganzes Leben; machen unſer Daſein erträglich und ſelbſt den Tod minder grauſenvoll. Fahren Sie alſo fort, diejenigen zu beſchüzen und zu verherrlichen, die ſich auf die Wiſſenſchaften legen, und das Glük

haben,

haben, ſich in Frankreich darinn hervorzuthun. Dies wird die rühmlichſte That ſein, die Sie für Ihr Volk unternemen können.

Friedrich.

XXXVI.

An Herrn Milon aus Lüttich.

Potsdam den 5ten Jänner 1775.

Freund der Muſen, mit dem innigſten Vergnügen ſeh' ich in unſerm Jahrhunderte Homere und Pindare wieder auferſtehn. Die poetiſchen Verſuche, die Sie mir im Anſchlus Ihres Briefes von zweiten December verwichnen Jahres überſandt haben, tragen meines Bedünkens hie und da das Gepräge jener groſſen Sänger, und ich habe ſie aufgenommen, wie ſie es verdienen. Ich würde mir ſehr Glük wünſchen, wenn meine Werke, wie Sie ſagen, einigen Antheil an dem Geſchmak hätten, den Sie der Dichtkunſt angewonnen haben, in der Sie ſo ſtarke Fortſchritte

zu machen ſcheinen. Ich bin indeſſen durch die Huldigungen, die Sie mir erzeigen, ſehr lebhaft gerührt, und werde dafür mich Ihrer ſtets dankbar erinnern. Ich bitte Gott, Sie in ſeinen heiligen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XXXVII.

An d'Alembert.

(Fragment.)

Jegliche Nation nimmt wechſelſeitig den Schauplaz ein. Rusland, Pohlen, Dännemark, Schweden, England, Holland haben jene vorübergehende Zukkungen erlitten und erleiden ſie noch, die groſſe Staatskörper zu erſchüttern pflegen. Frankreich, Oeſterreich, Spanien, befinden ſich im Augenblikke des Ruhms. Die Türkei holt wieder Odem, Pohlen gewöhnt ſich an ſein ſchwankendes Schikſal, Italien harret auf Glükſeeligkeit, die Schweiz iſt deren müde, Venedig bereichert, Amerika bildet ſich; die Könige beſchäftigen

tigen ſich mit den Angelegenheiten des Staats, die Miniſter mit ihren Obliegenheiten, die Prie-ſter mit ihrer Erhaltung, die Truppen mit ihrem Metier u. ſ. w.

Geiſt, Talente, Sitten, Tugend, Verſtand kann man ungeſtraft beſizen, doch nicht Ruhm, gute Erfolge, Glük, und zumal Gunſt. Eine Schlacht gewinnen, bedeutet nichts, eine Terne etwas, viel Geld, Alles. Die Reichthümer ha-ben eine erſtaunliche Obergewalt über das menſch-liche Geſchlecht, weil ſogar Könige am Ende die-jenigen fürchten oder reſpektiren, die ſie reich gemacht haben. Die Moraliſten arbeiten an der Verbeſſerung ſo vieler Misbräuche; iſt es denn aber ganz zuverläſſig, daß die Menſchen einer ge-wiſſen Vollkommenheit fähig ſind? Man hat alles geläutert, Kenntniſſe, Künſte, ja ſelbſt die Na-tur; allein der Menſch iſt immer auf dem nämli-chen Punkte geblieben. Steigen wir in die fern-ſten Zeiten hinauf, und wir finden ihn rachſüch-tig, falſch, abergläubiſch. Homer hat den Ulyß, Agamemnon, Kalchas, Therſites gemalt. Der Maler ſcheint vorgeſtern gelebt zu haben, denn noch leben ſeine Originale.

Könnte man aus dieſer Unwandelbarkeit nicht ſchlieſſen, daß der Menſch im Moraliſchen ſo wenig als im Phyſiſchen einer Veränderung fähig ſei, und daß er ſich ſo wenig eine Tugend erwerben könne, als einen ſechsten Sinn? Iſt es ferner ganz ausgemacht, daß es eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen unſern Tugenden und unſern Fehlern giebt? Wer kann ſich rühmen, die Linie zwiſchen Stolz und Selbſtachtung, zwiſchen Beſcheidenheit und Schüchternheit, zwiſchen Nachſicht und Schwäche, zwiſchen Halsſtarrigkeit und Veſtmütigkeit zu ziehen?

XXXVIII.

An Denſelben.

Potsdam den 9ten Juli 1775.

Ich habe Mitleiden mit Ihrem Unglük *). Die Wunden des Herzens ſind die empfindlichſten unter

*) D'Alembert hatte eine vieljährige vertraute Freundin, die Molle. D'Epinaße verloren. Ein Verluſt, woran ganz Paris Antheil nam.

Anm. des Ueb.

ter allen. Und der ſchönen Sprüche der Philoſophie ungeachtet, iſt es die Zeit allein, die ſie heilt. Der Menſch iſt mehr empfindbares, als vernünftiges Thier. Ich habe nur zu ſehr erfahren, zu meinem Unglük, was man in ſolchen Fällen leidet — — Unſre Vernunft iſt zu ſchwach, über den Schmerz einer tödlichen Wunde zu ſiegen. Man mus der Natur etwas zugeben, und vor allem bedenken, daß in Ihrem Alter, wie in dem meinigen, man ſich faſſen ſoll, da wir nicht lange ſäumen werden, mit den Gegenſtänden unſrer Sehnſucht uns wieder zu vereinigen.

Mit Vergnügen nem' ich die Hofnung an, daß Sie einige Monate des nächſten Jahres bei mir zübringen wollen. Wir wollen miteinander über das Nichts des Lebens philoſophiren, über die Thorheit der Menſchen, über die Eitelkeit des Stoicismus, und über das Wenige, was wir ſind. Thun Sie, ich bitte, unterdeſſen alles, was Sie vermögen, daß Ihr Schmerz Ihrer Geſundheit nicht nachtheilig werde. Es iſt mir zuviel daran gelegen, um mit Gleichgültigkeit, Sie in der Gefahr zu ſehn, dieſelbe zu verlieren.

Friedrich.

XXXIX.

An Denſelben.

Potsdam den 7ten September 1775.

Ich ſeh' aus Ihrem lezten Briefe, daß Ihr Herz noch immer leidet, und ich verdenk' es Ihnen nicht. Unſre Vernunft ſoll uns dazu dienen, alle ausſchweifende Affekten und Triebe in uns zu mäſſigen, doch nicht dazu, den Menſchen im Menſchen zu erſtikken. Bedauern Sie ſonach Ihren Verluſt, mein lieber D'Alembert; ich ſeze ſogar hinzu, daß die Verluſte der Freundſchaft unerſezlich ſind, und daß man Sie des Beſizes wahrer Freunde würdig halten mus, weil Sie zu lieben wiſſen.

Da es aber über die Kräfte des Menſchen geht, das Vergangne zu ändern, ſo müſſen Sie darauf bedacht ſein, Sich den Freunden zu erhalten, die Ihnen noch übrig ſind, damit Sie dieſen nicht den tödlichen Kummer verurſachen, den Sie jezt empfinden. Ich habe Freunde und Freundinnen gehabt. Ich habe deren fünf bis

ſechſe

ſechſe verloren. Ich dachte vor Schmerz darüber zu ſterben. Der Zufall wollte, daß ich ſie während der Kriege verlor, worinn ich mich verwikkelt befand und wo ich genötigt war, unaufhörlich mannichfaltige Anordnungen zu treffen. Dieſe unvermeidlichen Zerſtreuungen haben mich vielleicht verhindert, meinem Schmerz zu erliegen. Ich wollte, daß man Ihnen irgend ein ſchweres Problem zur Auflöſung vorlegte, damit dieſe Arbeit Sie nötigte, an etwas anders zu denken. Es giebt in Wahrheit ſonſt kein Mittel als dieſes und die Zeit.

Wir ſind wie die Flüſſe, die ihren Namen behalten, deren Gewäſſer aber ſich beſtändig ändert. Wenn ein Theil der Blutkügelchen, woraus wir beſtehen, durch andere erſezt wird, ſchwächt ſich das Andenken der Gegenſtände, die uns Vergnügen oder Schmerz verurſacht haben, weil wir in der That nicht mehr die nämlichen ſind, und weil uns die Zeit unaufhörlich erneuert. Dieſe Bemerkung iſt ein Troſtquell für Unglükliche, und denkende Geſchöpfe müſſen hiervon Gebrauch machen. . . .

Ich freute mich für mich ſelbſt über die Hofnung, die Sie mir machen, Sie zu ſehn; jezt

freu'

freu' ich mich darüber auch für Sie. Ich werde alles thun, was von mir abhängt, um traurige und verdrüsliche Gegenſtände von Ihnen zu entfernen, und eben ſo viele Freude empfinden, Sie zu beruhigen, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte. Nicht, daß ich mich für einen groſſen Philoſophen hielte, ſondern weil ich eine unglükliche Erfahrung von der Lage habe, worin Sie Sich befinden, und weil ich glaube dadurch fähiger zu ſein, als ein andrer, Ihren Kummer zu lindern. Kommen Sie, mein lieber d'Alembert, und ſein Sie verſichert, wol aufgenommen zu werden. Gänzliche Heilung Ihrer Uebel werden Sie wol nicht finden, aber doch beſänftigende, ſtillende Mittel.

Friedrich.

XL.

An Denſelben.

Potsdam den 16ten Oktober 1775.

Es giebt, mein lieber d'Alembert, ein altes Sprüchwort: Ein Unglük kömmt ſelten allein. Ich würde ſehr verlegen ſein, wenn ich eine erträgliche Urſach davon angeben ſollte, aber die Erfahrung beweiſt, daß dies ſich öfters zuträgt. Da hat nun die Madame Geoffrin der Schlag gerührt *)... Es geht mir ſehr nahe, ſowohl Ihretwegen, als um der Wiſſenſchaften willen, denen ſie Ehre macht; allein, mein theurer d'Alembert, Sie wiſſen, daß ſie nicht unſterblich iſt. Genau erwogen, ſo ſind nicht die Tod-

*) Eine wahrhaft ſchäzbare Dame, die durch die Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens der Welt und ihren Freunden theuer iſt, und deren Krankheit und traurigen Zuſtand d'Alembert in einer Antwort auf die vorigen Briefe dem Könige gemeldet hatte. Ihre Biographie können die Leſer teutſch finden im 23 und 24ſten Stük der Gothaer gelehrten Zeitung von 1778.

Anm. des Ueb.

Todten zu beklagen, wohl aber die Freunde, die nachbleiben. Der Menſchen Leben iſt ſo vielen ſchreklichen Zufällen unterworfen, daß man ſich eher über den Augenblik freuen ſollte, der ihre Quaalen endet, als über den Tag ihrer Geburt. Aber dergleichen Betrachtungen über ſich ſelbſt ſind niederſchlagend.

Unſer Herz wird zerriſſen, ſich auf immer von denjenigen getrennt zu ſehn, die unſre Hochachtung durch ihre Tugend, unſer Vertrauen durch ihre Rechtſchaffenheit und unſre Zuneigung durch ich weis nicht welche Sympathie verdienten, die ſich zuweilen im Karakter und der Denkart trift. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß in unſerm Alter ſich nicht mehr dergleichen Vereinigungen ſtiften laſſen. Sie müſſen in der Jugend ſich bilden, durch den Umgang ſich verſtärken, und durch ſtandhafte Treue ihre Feſtigkeit erhalten. Wir haben nicht mehr die Zeit, dergleichen zu errichten. Die Jugend iſt nicht gemacht, ſich nach unſrer Denkart zu bequemen; jedes Alter hat ſeine Erziehung; man mus ſich an ſeine Zeitgenoſſen halten, und wenn dieſe abgehn, ſich fähig machen, ihnen zu folgen.

Frei-

Freilich ſind gefühlvolle Seelen unterworfen, von den Leidenſchaften der Freundſchaft umhergetrieben zu werden; aber wie viel unſägliche Freuden genieſſen ſie nicht, die ewig jenen Herzen von Stein unbekannt ſein werden, jenen verſchloſſenen Seelen, (wiewol ich zweifle, daß es deren giebt.) Alle dieſe Betrachtungen, mein lieber d'Alembert, tröſten nicht. Wenn ich Todte erwekken könnte, ich thäte es. . . . Wir müſſen bei dem bleiben, was wir vermögen. Wenn ich niedergeſchlagen bin, leſ' ich das dritte Buch des Lukrez, und das ſchaft mir Linderung; es iſt nur ein Palliatif, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine andere Mittel.

Ich hatte Ihnen vorgeſtern geſchrieben. Ich weis nicht, wie ich mir erlaubte, in etwas zu ſcherzen. Ich hab' es mir heute vorgeworfen, als ich Ihren Brief las. — — Meine Geſundheit iſt noch nicht ſo, wie ſie ſollte. Die Natur ſchikt uns Krankheiten und Gram, um uns dies Leben zu verleiden, das wir verlaſſen müſſen. Ich verſtehe ſie mit halbem Worte, und ergebe mich in ihren Willen.

Sie reden mir vom Kriege; von den Vorläufern, die Sie die Ankunft des Gottes Mars

fürchten machen. Sie wiſſen, daß meiner Flotte Schiffe fehlen, Steuermänner, Admiräle und Matroſen. Wahrſcheinlicherweiſe wird ſie nicht mit agiren; und was den Krieg auf dem feſten Lande betrift, ſo ſeh' ich nicht, wie er ſtatt haben ſollte. Ihr junger König will gern mit ſeinen Nachbaren in gutem Verſtändniſſe leben. Wenn es Mächte giebt, welche das haben, was die Italiener rabbia d'ambizione heiſſen, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie Ihren jungen Monarchen von ſeinen guten und weiſen Geſinnungen nicht abbringen werden.

Bedenken Sie, indem Sie dies leſen, daß es kein Orakel von Delphos oder aus der Höle des Trophonius iſt, ſondern menſchliche, Irrungen unterworfene, Räſonnements über Zufälligkeiten der Zukunft. Unterdeſſen freu' ich mich herzlich darauf, Sie einmal wieder hier zu ſehn. Ich hoffe ſelbſt, daß Ihnen dieſe Reiſe heilſam ſein werde, denn alles iſt heilſam, was den Schmerz zerſtreut. Immer komm' ich auf die Arbeit zurük, die ich Ihnen empfele. Mein Freund Cicero, als er ſeine Tochter verloren hatte, die er anbetete, gab ſich an's Schreiben. Er ſagt uns, daß er anfangs ſich habe müſſen Gewalt anthun, daß er nachher Vergnügen in ſeiner Arbeit gefun=

gefunden, und endlich ſo viel über ſich ſelbſt gewonnen habe, um zu Rom zu erſcheinen, ohne daß er Freunden ausnemend niedergeſchlagen vorgekommen. Das wäre ein Beiſpiel für Sie, mein lieber d'Alembert; wenn ich ein beſſers hätte, ich ſchlüg' es Ihnen vor.

Wir fühlen unſern Verluſt nach dem Wert, den die Sache für uns hatte. Das Publikum, das nichts verloren hat, urtheilt davon anders, und tadelt manchmal ſogar, was ihm das zärtlichſte Mitleid einflöſſen ſollte. Alle dieſe Betrachtungen reizen eben nicht, dies Publikum zu lieben. Thun Sie Sich Gewalt an, mein lieber d'Alembert. Leben Sie, und daß ich noch einmal das Vergnügen habe, Sie zu ſehen und zu hören, bevor ich ſterbe. *)

Friedrich.

*) Das Vergnügen, **d'Alembert** hier wiederzuſehn, iſt dem erlauchten Verfaſſer ſeit Kurzem benommen. Der würdige **Franzöſiſche** Gelehrte ſtarb den 29ſten Oktober dieſes Jahres im 66ſten ſeines Alters an Steinſchmerzen. Sein Tod war der Tod eines Philoſophen; er ſtarb im Zirkel ſeiner Freunde und Verehrer mit Ruhe und Geiſtesgegenwart, die ihm noch manchen gutartigen Scherz erlaubten.

Anm. des Ueb.

XLI.

An den Grafen von Zannowick.

Potsdam den 7ten November 1775.

Mein Herr Graf, ich bin ſehr fühlbar gegen die Geſinnungen, die Sie noch immer gegen mich hegen und wovon Ihre Zuſchrift vom 22ſten Oktober mir ein neuer, ſehr angenemer Dolmetſcher iſt. Das Gedicht, ſo wie die übrigen litterariſchen Aufſäze, die Sie an mich gerichtet und jenem Briefe beigeſchloſſen hatten, fanden gleichfalls die Aufname, die Sie wegen Ihres glänzenden kenntnisvollen Genie's verdienen. Ich danke Ihnen für all' Ihre Achtſamkeiten, und bitte Gott mit der gröſſten Inbrunſt, Sie, mein Herr Graf, in ſeine heilige Obhut zu nemen.

Friedrich.

*) Auch unter dem Namen des Prinzen von Montenegro bekannt.

Anm. des Ueb.

XLII.

An den Abt dü Valpyrau *).

Potsdam den 9ten Julii 1777.

Mein Herr Abt, Ihr Ariſtide wird ſicher ein neues Blatt in Ihren litterāriſchen Kranz flechten. Die Menſchen lehren, ihren Urſprung und ihre Beſtimmung in Ehren zu halten, und ſie durch māchtige Beweggrūnde vermögen, darnach all' ihre Handlungen einzurichten, iſt die rühmlichſte Beſchäftigung für den menſchlichen Geiſt. Ich wünſche ſehr inbrünſtig, daß Ihr Werk einen gleichglüklichen Erfolg haben und dazu beitragen möge, die Anzahl verdienſtvoller Männer und Staatsbürger in der Welt zu vermehren. Dies wird die reichlichſte Belohnung für Ihre Anſtrengungen ſein! Inzwiſchen weis ich Ihnen unendlichen Dank für das Exemplar dieſes neuen Pro-

*) Damals Hofrat in Dienſten des Landgrafen von Heſſen-Homburg, ſeit 1778 oder 79 Vorleſer bei dem Könige. Anm. des Ueb.

duktes Ihres patriotiſchen Geiſtes, das Sie mir übermacht haben, und bitte Gott, Sie, mein Herr Abt, in ſeinen gnädigen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XLIII.

An den Miniſter von Hertzberg.

(Eine halbe Stunde nach Empfang eines Briefes von dieſem groſſen Miniſter, auf den Rand deſſelben eigenhändig geſchrieben *).

Breslau den 29ſten April 1779.

Ich habe Ihren Verſuch einer Ueberſezung des Tacitus geleſen. Es läſſt ſich dagegen nichts einwenden. Doch es iſt eine Beſchreibung der Sitten der alten Teutſchen, und nicht dies iſt das Schwer-

*) Das Umſtändlichere hiervon findet man in der ſehr leſenswürdigen Vorrede des Herrn Geheimerat Dohm's zu den dreien vortreflichen Abhandlungen des ebengedachten Miniſters, die 1782 bei Decker Teutſch erſchienen.

Anm. des Ueb.

Schwerſte bei einer Ueberſezung dieſes Schrift-ſtellers, ſondern ſein ſententiöſer und energiſcher Styl, womit er in wenig Worten die Karaktere und Laſter der Römiſchen Kaiſer malt. An dem Leben des Tiber's, des Claudius müſſen die Ueberſezer ſich verſuchen! Dieſer lakoniſche und zugleich maleriſche Styl, wo er mit zwei Worten ſo viele Sachen umfaſſt, der verdient von unſern Autoren nachgeahmt zu werden. Wenig Worte und viel Inhalt! Das ſollte unſern Schriftſtellern eine unverbrüchliche Vorſchrift bei ihren Arbeiten ſein. — Quot verba, tot pondera. Verzeihen Sie, daß meine Ignoranz die Kühnheit hat, gegen Ihre Sapienz Latein anzuführen. Doch ich hoffe, Sie ſollen mir dieſe Anmaaſſung vergeben.

Friedrich.

XLIV.

An Denſelben.

Sansſouci den . . November 1780.

Das iſt gutes Teutſch, und einer der beſten Aufſäze, den ich bisher in dieſer Sprache geſehn habe. Verzeihen Sie meiner neulichen Kritik, die vielleicht zu ſtrenge war — Es iſt ſicher, daß wenn Männer von Ihren Fähigkeiten und Kenntniſſen die Bildung der Teutſchen Sprache übernämen, es ihnen unſtreitig gelingen würde. Ich danke Ihnen indeſſen, daß Sie mir dieſe Arbeit haben mittheilen wollen. *)

Friedrich.

*) Es war die Rede des Seneca an den Kaiſer Nero, worinn er ihn bittet, die ihm geſchenkten Güter wieder zurükzunemen. (Annal. L. 14, c. 53.) Das Mehrere ſehe man in der ebenerwähnten Vorrede.

Anm. des Ueb.

XLV.

An die Gräſin von Beauharnois.

Berlin den 5ten Jänner 1781.

Die an mich gerichtete Epiſtel, die Sie durch Ihren Brief vom zwanzigſten November verwichnen Jahres, wegen der für Voltair's Seelenruhe zu Breslau gehaltnen groſſen Meſſe mir zugeſchikt haben, iſt mir eben eingehändigt worden. Sie vereinigt mit vieler Leichtigkeit den Geſchmak, der das Genie eines liebenswürdigen Geſchlechts karakteriſiret, und Voltaire ſelbſt würde nicht ermangelt haben, Ihnen darüber ein Kompliment zu machen, indem er ſeine Bewunderung mit der meinigen vereinigt hätte. Ich begnüge mich mit bloſſen Dankſagungen, und bitte Gott, die Frau Gräſin in ſeinen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XLVI.

An Lion Gomperz
zu Danzig.

Potsdam den 6ten September 1781.

Die Briefe: Ueber die Teutſche Sprache und Litteratur, von den Mängeln u. ſ. w., die Sie unterm dreiſſigſten März mir zugeeignet haben, ſind mir nur erſt dieſer Tage eingehändigt worden. Sie enthalten richtige Bemerkungen, die Ihnen zur Ehre gereichen. Ich danke Ihnen für die Aufmerkſamkeit, die Sie mir durch deren Zueignung bezeigen, und kann davon nicht anders als gerührt ſein. Ich bitte Gott, Sie in ſeinen heiligen Schuz zu nemen.

Friedrich.

XLVII.

An den Ritter Roſa,

Präſident der mediciniſchen Fakultät in Modena.

Potsdam den 3ten April 1783.

Herr Ritter Roſa, die Titel, welche Sie mir in Ihrer Zuſchrift vom achten December 1782 beilegen, die mir dieſen Morgen eingehändigt worden, haben ſtets ſehr viel Reizendes für mich gehabt. Ich habe mich jederzeit beſtrebt, die wahren Gelehrten und ihre Talente zu beſchüzen, und deren Werke ſind mir immer ſchäzbar geweſen, wenn dieſelben die Angelegenheiten und das Wohl des Publikums zum Gegenſtand hatten.

Das gegenwärtige über den Urſprung, die Wirkungen und die Mittel, die epidemiſchen Krankheiten zu heilen, welches Sie mir zugeſandt haben, ſcheint zu dieſer Klaſſe zu gehören

und deshalb meines ganzen Beifalls würdig zu ſein. Ich ertheile Ihnen ſolchen mit dem gröſſten Vergnügen, nebſt meinem Dank für Ihre groſſe Aufmerkſamkeit. Ich verſichere Sie meiner Achtung, und bitte Gott, Sie in ſeinen heiligen Schuz zu nemen.

Friedrich.

Epiſteln.

Epiſteln.

I.

An
meinen Bruder Heinrich.

Wo eilſt Du hin?

„Ich flieh das Land!
„Denn ach, was kann das wohl für Reize für
mich haben?
„Ich will mich nicht lebendig dort vergraben!
„Dort feſſelt mich des Ueberdruſſes kalte Hand.
„Da lob' ich mir Berlin; da ſtrömt die Fröh-
lichkeit
„In unaufhaltſamſtarken Güſſen

In

„In jedes Herz: da kann man doch die Welt ge-
nieſſen!
„Der jungen Schönen Reiz, der Feſte Ueppigkeit,
„Der Bälle Glanz — ach, alles beut
„Den Becher ſüſſer Trunkenheit,
„Verſteht ſich, denen nur, die ihn zu leeren
wiſſen.“

Du kannſt Dich, Freund, ſo viel Du willſt,
vergnügen;
Die ſchöne Welt bei uns iſt, ſagt man, leicht zu
biegen:
Berlin iſt ſchon ein Ort, wo man die Welt ge-
nieſſt. —
Doch ſage, lieber Freund, was iſt
So reizendes in dieſen Freuden?

„Milo giebt heut' ein Feſt; der Gäſte Zahl
iſt klein:
„Nur ſo etwa von achtzig Leuten.“ —

Das

Das geht ſchon an! — Du trittſt hinein;
Bůklinge ohne Zahl! Man freut ſich, iſt entzůkt,
Einander hier zu ſehn; erſtikt,
Ertrånkt ſich faſt in tauſend Freundſchaftskůſſen.

Jezt laden dreiſſig Tiſche Dich zum Spiel:
Du ſpielſt doch? Ja! Du můſſteſt nicht zu leben
wiſſen!

Nun meditirt man ſcharf; die Herrn ſind
måuschenſtill:
Dort ſchwizt ein gallonirter Herr,
Und lauert auf das As von Coeur;
Der hier, der Vole ſchon ſo nah,
Flucht, daß er ſich um einen Trumpf verſah.
Was giebt's denn dort? darf man es wiſſen?
Wird jener Herr am hiz'gen Fieber krank? —
Weit ſchlimmer noch als das! — Iſt das nicht zum
erſchieſſen? —
So hört, und ſtaunt: Er krigt' den Carreau-
kónig blank!

Im Winkel, vom Geräuſche fern,
Steht dort ein Trupp von Geldbegier'gen Herrn
Rund um den Altar her, wo lächelnde Dukaten
Oft zum Gewinn, noch öfter zum Verderben laden.
Mit tauſendfarb'gen Schwingen hängt
Der Zufall über ihm; der Oberprieſter mengt
Ehrwürd'gen Angeſichts mit ſchneller Hand das
Glük:
Auf ihn iſt unverwandt der aufmerkſame Blik
Der ehrfurchtsvollen Opferer gekehret.
Das Publikum thut oft in ſolchen Fällen recht;
Doch dem ehrwürd'gen Herrn behagt die Ach-
tung ſchlecht:
Denn wie man wiſſen will, ſo lehret
Er mit zehn Fingern oft dem Glük den rechten Weg.

Jezt rollt ein Feuer ſchnell durch ſeine Adern
hin,
Sein Blik wird wild, und ſchärfer jeder Sinn;
Die Stirne runzelt ſich, und ſeinem Mund' ent-
fliehn

Nur halb verſtändliche, halb unterdrükte Flüche:
Die Menge lauſcht darauf, wie auf Orakelſprüche;
Ein Talisman ſoll jede Sylbe ſein,
Und jede ſoll im Hui den Uebermüt'gen klein,
Den Kleinen übermütig machen.

Der Eine hört nicht auf zu hüpfen und zu
lachen,
Der Andre nicht, dem Spiel und ſich zu male-
dein:
Der Eine bietet jezt in wilden Schmerz ver-
ſunken
Den Reſt verlorner Güter zum Verkauf:
Der Andre kaufet ſie von ſüſſer Wonne trunken,
Und ſchwillt von Uebermut, von Stolz und Freu-
de auf.

Nun ſchlägt es Neun, und jeder eilt beim
frohen Mahl,
Voll Pracht und Glanz und Zauberei für alle
Sinnen,

So viel verlorne Zeit nun wieder zu gewinnen,
Die ihm der leid'ge Spieltiſch ſtahl.

Apicius Schüler führt jezt einen langen Reihn
Von dreiſſig glänzenden Lakain
Mit vollen Schüſſeln in den Speiſeſaal herein:
Genug, die Stadt damit erſättigen zu können!
Hemoch tritt ſtolzer hier als Paul Emil einher,
Und führt das Gaſtmal, das Lucullen's würdig wär;
Er war es, der es ſchuf: Willſt Du die Speiſen kennen?
Er wird Dir jede, auch die kleinſte, Schüſſel nennen!
Zwar freilich wol mit Namen ohne Sinn;
Doch ſchmekken ſie Dir nur, ſo las das immerhin!
Daß ſie Dir ſchmekken — nun dafür
Stehn Hemoch's eigene Apologieen Dir!

Wie ekelhaft der Duft ſo vieler Speiſen
riecht! —
Mit einmal heitert ſich Freund Milo's Ange-
ſicht:
Hemoch hat heute, wie er ſpricht,
Sich ſelbſt und jedes Gaſt's Erwartung über-
troffen:
Man ſezt ſich; mürriſch zwar, und doch, was
kann man nicht
Von Gäſten, ſo gewählt, für Unterhaltung hof-
fen?

Was heiſſt das? — Alles iſt ſo düſter? Nie-
mand ſpricht?
Ah! jenes Paar, wie gut es ſich zuſammen paſſet!
Der magre, kränkliche Baron
Führt mit der Alten, ihm zur Seite, lange ſchon
Den hizigſten Prozes: die alte Kaze haſſet
Ihn wie — ein altes Weib; o ſeht,
Wie freundlich ſie ihm jezt den hohen Rükken
dreht!

Vergraben ſtekſt Du nun in goldnen Rei-
ſenrökken,
Verſchanzt in florne Berge: kaum
Findſt Du auf halbem Stuhle Raum,
Die feſtgeſchloſſ'nen Kniee ſteif vor Dich hin zu
ſtrekken.

Wie gern ſpräch' der geſchwäz'ge Damis dort
allein!
Doch voller Tiefſinn ſizt er da, und ſchweiget
lieber:
Ja, müſſt' er nicht des Herrn da gegenüber
Geſpizte Natterzunge ſcheun!

Mit Aerger ſieht der Wirth die Gäſte alle
ſtumm;
Er zeigt nun ſeinen Wiz in ſeiner ganzen
Gröſſe,
Macht tauſend abgeſchmakte Späſſe,
Schikt hundert Schüſſeln rund um ſeinen Tiſch
herum:

„Wir

„Wir wollen,“ ſchreit er, „uns der holden Freu-
de weihn!
„Bei mir, Ihr Herrn, mus alles luſtig ſein!“

Corinne äſſ' die Brüh, die ihr ihr Nach-
bar gab? —
Ei ja doch! daß ſie das nicht thäte!
Sie ſpülte ja damit die ganze Roſenröthe
Von ihren ſchönen Lippen ab!

Euch wundert's, daß Marie vom ſchwarzen
Brod nicht iſſt?
O, wundert Euch vielmehr, daß ſie ſo weiſe iſt!
Es könnte bräunlich ja ihr Puppenantliz färben!
Und das gepfefferte Ragout?
Und nöthigt Ihr Euch tod, Ihr bringt ſie nicht dazu!
Wie bald kann ſo was nicht die Taille ihr ver-
derben!
Und ſeht Ihr nicht? Ihr Leib iſt ja ſo eingepreſſt,
Daß ihr die Schnürbruſt kaum zehn Biſſen h'nun-
terläſſt.

Von ſolcher Sorge frei arbeitet jener Graf
Mit naſſer Stirn und aufgeknöpfter Weſte;
Er iſſt und trinkt für funfzehn Gäſte,
Nennt jede Schüſſel gut und brav,
Läſſt ſich, weil Hemoch ſeinen Guſto glüklich
traf,
In kunſtverſtändige Geſpräche mit ihm ein:
Und ſeine Hochgeborne Gnaden,
Giebt ſelbſt Apicius beſtem Schüler aufzura-
then,
Und könnte Nevers Lehrer ſein.

Am End' ermüdet doch das Stummſein Ju-
lien;
Sie dreht zum Nachbar ſich: „Das müſſen Sie
geſtehn,"
Spricht ſie, „das Wetter iſt jezt ganz abomi-
nable!
„Beſtändig regnet es, und man iſt nicht capa-
ble
„Zehn Schritte weit vom Hauſe wegzugehn!"
„Ja!"

„Ja!“ gähnt Merlin, „das gnäd'ge Fräu-
lein haben Recht!
„Und was das ſchlimmſte iſt: ſobald wird ſich's
nicht ändern,
„Denn der Kalender tröſtet ſchlecht!“

Der wakkere Merlin antwortet, wie er kann;
An ſeiner Stelle hätt' ein jeder weiſe Mann
Nicht wen'ger und nicht mehr gethan:
Denn Merlin's Wisbegier nährt ſich blos aus
Kalendern.

Jezt ſinket das Geſpräch; man gähnt, ſpinnt's
wieder an,
Spricht von Pompons, von Puz und tauſend
ſchönen Sachen,
Fängt Anekdoten an zu machen:
Die ſchwarze Silvia frägt mit verbuhltem La-
chen,
Wie man Roſalien's Teint ſo blendend finden
kann?

Ihr glaubt wohl gar, der Neid hat Theil hieran?
Um's Himmelswillen glaubt das nicht!
Die gute Silvia iſt ja, ſo wie ſie ſelber ſpricht,
Die Menſchenliebe ſelbſt; nur heiſcht es ihre Pflicht,
Die Sache des Geſchmaks zu retten,
Und um wie Vieles lies ſie nicht
Der Wahrheit Einen Schritt zu nahe treten.

Nun fängt man vom Theater an zu reden:
„Die Merville? — Pfui! die hat ja ein Geſicht,
„Juſt wie ein Elephant: das Weib gefällt mir nicht!
„Sie iſt die ſchlechteſte Aktrice.
„Da lob' ich mir die kleine, liebe, ſüſſe,
„Charmante Rouſſelois! die iſt recht meine Delice!
„Sie zieht ſo ſchön ſich an; man mus ſie gerne ſehn! —

„Wahr

„Wahr iſt es zwar, man kann ihr nicht ein
Wort verſtehn;
„Doch wer wird in ein Stük, es zu verſtehen,
gehn?“

Valer weis ſicher, daß aus Noth in kurzer
Zeit
Der Sachſen Plutus bis aufs allerlezte Kleid.
Die Garderobe wird verkaufen.
Ein jeder wundert ſich ob dieſer Neuigkeit,
Läſſt manchen ſchiefen Scherz auf Plutus Ko-
ſten laufen,
Und jeder fängt nunmehr, ſo gut er weis und
kann,
Auf jenen bald und bald auf den zu läſtern an.

Faſt hätte jezt der Schlaf die Gäſte über-
mannt!
Der Wirth weis dafür Rath: Er ſchikt von
Hand zu Hand
Deviſen, die ſo gern die ſchlauen Schönen leſen,
Denn

Denn bei dergleichen Abendeſſen
Treibt man Oekonomie mit Wiz und mit Ver-
ſtand,
Und gnügt ſich gern an abgeſchmakten Späſſen,
Die des Konditors Wiz erfand.

Die ſchlüpfrige Zweideutigkeit
Des Verschens, das der Herr dem Nachbar zu-
getrunken,
Kommt juſt zurecht, und ſcheucht auf kurze Zeit
Den Schlaf, in den man halb verſunken;
Nun will ein jeder luſtig ſein,
Und ſchwazt in das Gelag hinein:
Doch wahre Heiterkeit will nicht erzwungen
ſein!
Ein jeder thut indes ſo viel er weis und kann,
Blikt ſcheu bei jedem Wort den andern Nach-
bar an,
Und jedes Wort erſtirbt im halbverſchloſſnen
Munde.

Der Wirth tiſcht zum Behuf der Fröhlichkeit
Jezt ein Geſchichtchen auf von einer halben
Stunde;
Umſonſt belacht er's ſelbſt: Man hört es halb-
zerſtreut
Und lächelt aus Gefälligkeit,
Schwört gähnend, daß man ſo ſich über nichts
gefreut,
Und flucht bei ſich aus Herzensgrunde
Auf's Gaſtgebot und auf ſo viel verlorne Zeit,
Und ſehnt ſich nach der Abſchiedsſtunde.

Chloris hebt an in einem ſchneidenden
Verſtimmten Ton ein Vaudeville zu krähn,
Und kreiſcht in unfranzöſiſchem Accente
Manch widriges Hélas! das man am andern
Ende
Der längſten Straſſe hören könnte:
Worauf Aglaja, die ſo ſchön
Zu ſingen glaubt, in Tönen zum Verrükken
Ein ſcherzend Lied von Campre ſingt,

Das allen durch die Zähne dringt.
Hier ſchreit ein Narr: „So ſchön hab' ich's
noch nie gehört!“
Und dort ſtirbt Einer! — Denn er ſchwört
Bei allen Teufeln Euch, er ſtürbe vor Entzük-
ken! —
Weh unſerm Ohr! — Wird denn das ewig wäh-
ren? —

„Sie lieben den Geſang? o brav! dann
müſſen Sie,“
Spricht ſie, „noch dieſe Bergerie,
„Die wie für mich geſezt iſt, hören!
„Franzöſiſche Muſik, das iſt ſo recht mein Fach,
„Zum höchſten Ton hinauf mit kühner Stimme
ſchlagen,
„Mit ſanftem Beben jede Note vorzutragen,
„Und Trillos, wenigſtens von zehn Minuten
machen,
„Darin thut's, ohne Ruhm, ſo leicht mir nie-
mand nach:

„Und

„Und wollt' ich mit der Stimme vollen Stärke
ſingen,
„Des Saal's Gewölbe ſollte ſpringen!“

Der Wirth erblaſſt; ihn dünkt, er höre die
Trompeten
Vor Jericho: Ihm bangt für ſeinen ſchönen
Saal!
Vor Angſt fängt er was ihm juſt einfällt an zu
reden,
Und leider ſind's Sentenzen voll Moral!

Allein Madam ſchlägt jezt, die Gäſte zu ent-
zükken,
Ganz andre ſchönre Mittel ein.
Kramt ihre Reize aus und buhlt mit ſchlauen
Blikken.
Die gute Frau! Statt angenem zu ſein,
Statt mit der Wolluſt Zauberei'n
Der Gäſte Herzen zu beſtrikken,
Vergreift ſie ſich, und führt mit allen ihren Blikken

Anſtatt des raſchen Gotts der ſüſſen Schäkerei'n
Den trägen Gott des Ueberdruſſes ein!

Genug der Gähner müde Reihn
Geſchwind vom Tiſche aufzutreiben!
Die Geige ruft zum Tanz: Wer wollte ſizen blei-
ben? —

Nun kann man, denkſt Du, doch wol endlich
fröhlich ſein? —
Wir wollen ſehn! —

Den Menuets, den Polonoiſen
Folgt jezt ein ganzer Schwarm mutwilliger An-
gloiſen:
Die Tänzer ſchweben ſtumm, wie Fiſche, durch die
Reihn;
Die Andern raunen wohl des lieben Wohlſtands
wegen
Den Damen eine Süſſigkeit in's Ohr,
Doch preſſen ſie ſo froſtig, mit ſo trägen

Gleich-

Gleichgült'gem Ton ein jedes Wort hervor —
Man ſchwört, daß ihre Lieb' in ihrem Mund gefror.

Der Schwarm von Herrn, die dort längſt der Kolonne ſtehn,
Dem bunten Tanze zuzuſehn,
Fängt oftmals über Nichts bacchantiſch an zu lachen,
Bis endlich Phöbus Stral hervor in Oſten bricht,
Und Alle dann vor Müdigkeit nach Hauſe gehn:
Und jeder möchte gern den Andern glauben machen,
Daß er ganz königlich ſich bei dem Ball vergnügt.

Und Freuden dieſer Art, mein Bruder, reizen Dich?
Sie hatten längſt ſchon keine Reize mehr für mich!

Ein kleiner Freundſchaftskreis, den gleicher Geiſt beſeelet,
Um deſto reizender, je klüger man ihn wählet,
Wo der erſchöpfte Geiſt in ſüſſer Ruh ſich lezt,
Wo man ſich oft belehrt, indem man ſich ergözt,
Wo man bacchantiſch nie, doch ſtets mit Anlas lacht,
Wo kein zweideut'ger Spas der Tugend Wangen rötet,
Wo nie ein Natterſtich des Nächſten Ehre tödtet,
Wo ofner feiner Scherz die Unterhaltung macht:
O ſprich, iſt ſolch ein Kreis nicht Euern Kotte-rieen,
Vor deren Namen ſchon die Huldgöttinnen fliehen,
Wo Wolluſt oder Hohn auf allen Wangen glühen,
Wo man gezwungen oft aus vollem Halſe lacht,
Dem Ueberdrus zum Troz, den man einander macht, —
Wie viel iſt denen ſolch ein Kreis nicht vorzu-ziehen!

Ihr vom Geſchik verdammt, der bunten Gau-
keleiʼn
Des Irrthums ſtetes Spiel zu ſein,
Die Ihr ſo oft mit Neid auf unſre Gröſſe blikt,
Seht unſre Feſte hier in ihrer ganzen Blöſſe,
Die Feſte, die ſo oft die Köpfe Euch verrükt,
Dann blikt — mit Mitleid her auf unſre arme
Gröſſe!

So oft ich bittend meinen Blik
Zum Himmel hebe, ſeufzʼ ich: „Gütiges Geſchik,
„O, las mir mein Gefühl für wahre reine Freu-
den!
„Gieb, daß nie Stolz und Eitelkeit,
„Nie frecher Wünſche Zügelloſigkeit
„Mir meines Lebens Ruh verleiden!
„Und las mir, aus Barmherzigkeit,
„Las mir dies Herz, das ſich ſo gern der Freund-
ſchaft weiht!“

II.

An Pöllniz.

Mag wer da will den Reichthum doch ver-
ſchmähen,
Man ſchwaze wie man will von ſeiner Nichtigkeit,
Von ſeinem falſchen Glanz, Beſchwerde, Schäd-
lichkeit;
O, ſolcher Stoa iſt der Zwang leicht anzuſehen!
Und ſelten ſchämt ſich der, der oft am ärgſten
ſchreit,
Die gröſſte Niederträchtigkeit
Für eine Hand Dukaten zu begehen!
Wenn noch bis jezt das Gold nicht meine Lü-
ſternheit
Erwekt, noch nicht ſein Glanz mein Herz an
ſich gezogen,
So iſt das Gold nicht Schuld; die Welt hat mich
betrogen.

Wohin ich immer blikke, macht
Verſchwendung, Reichthum, Glanz und Pracht,
Und Ueppigkeit und ſchwelgriſches Gepränge
Den ſtärkſten Eindruk auf die Menge:

„Wer kann der Erſte in der Stadt als Ver-
res ſein?
„An Zinſen nimmt er zwanzigtauſend Thaler
ein;
„Er hat den beſten Koch, den Keller voller Wein,
„Von jedem Jahrgang, jeder Sorte;
„Er macht das gröſſte Haus: er iſt mit Einem
Worte
„In jeder Rükſicht ein verehrungswerther Mann,
„Den man genug nie lieben kann.“

Und dieſer Kröſus, den die philoſoph'ſche
Welt
Für eine eitle Laſt der Erde hält,
Und dieſer Kröſus iſt's, der aller Künſtler Hän-
den

Ohn' Unterlás zu ſchaffen giebt;
Denn ſeine Leidenſchaft iſt Summen zu ver-
ſchwenden,
Das iſt's, warum die Welt ihn liebt.
Der Goldſchmidt mus für ihn allein den Griffel
führen,
Der Architekt, der Maler nur ſtudieren,
Um ſeine Gallerie zu zieren;
Und Beide lachen in Geheim ihn aus:
Er láſſt die Summen zirkuliren,
Und einem Gaſthof gleicht ſein Haus.

Wenn Vadius mit ſüſſen Schmeichelei'n
Den dummen Bav erhebt, was kann ſein Ab-
ſehn ſein?
Was anders? — Bav ſoll ihm fünfhundert
Thaler leihn!
Der Eigennuz iſt jezt der König dieſer Welt;
Deſpotiſch herrſchet er in unſern Tagen:
Laſſt über ihn den Armen ſich beklagen;
Die dümmſte Rolle ſpielt man immer ohne Geld.

Gleichſt

Gleichſt Du dem Plato ſelbſt, dem König al-
ter Weiſen,
Und haſt kein Geld — Du wirſt verachtet und
verlacht,
Da alle jenen Gek für ſeine Thaler preiſen,
Und jeder ihm die tiefſten Kazenbukkel macht.

Dies glänzende Metall, ſo allgemein beliebt,
Iſt's, das dem, der's beſizt, Rang, Anſehn, Adel
giebt;
Das jedem Gek Verſtand, Wiz, Tugend, Wiſ-
ſenſchaft,
Das Freunde ohne Zahl, und Mädchen ihm ver-
ſchaft:
Denn keinem Reichen ward — Dank ſeiner Zau-
berkraft! —
Noch jemals etwas abgeſchlagen.

Als noch zu unſrer Väter Tagen
Gefühl und Sympathie die Herzen nur verband,
Da war man noch mit Falſchheit unbekannt.

Noch war der Sitten Lauterkeit
Nicht durch des Goldes Glanz entweiht:
Die Liebe herrſcht' allein mit ihren Reizen allen,
Wer damals auf die Kunſt zu lieben ſich ver-
ſtand,
Verſtand die Kunſt auch, zu gefallen.
Ein Blumenſtraus, den man in ſüſſer Unſchuld
wand,
War alles, was man ſich verehrte,
Und ſolch ein Straus, gepflükt von lieber Hand,
Galt mehr als alles Gold der Erde:
Ein ſanfter Kus, ein Druk der weichen Hand,
Ein ſchlauer Blik, den ſchnell das Herz verſtand,
Das war die höchſte Gunſt, die man ſich da ge-
währte.

Jezt legt ſich alles auf den Handel:
Die Frau von frommen Lebenswandel,
So wie die feine Buhlerin
Weis Vortheil aus ſich ſelbſt zu ziehn,
Und ihren lieben Mann zu krönen.

Am

Am Nachttiſch ſchlieſſet man den Kauf,
Vom Seufzer an, bis zu der höchſten Gunſt hin-
auf,
Hat alles ſeinen feſtgeſezten Preis:
Man weis die Taxe unſrer anerkannten Schönen
So gut, als man den Preis von einem Hauſe
weis.
Für hundert Louisd'or ſteht jene ſchöne Dame —
So ſagt man wenigſtens — in lichterloher Flam-
me;
Und giebt man noch zweimal ſo viel,
So wächſt ihr Feur zum leidenſchaftlichen Ge-
fühl.
Das Gold nur kann ihr Herz, wie böſe Zungen
ſagen,
In ſüſſe Liebesketten ſchlagen.

Korinne, ſonſt der feinſten Kenner Ziel,
Hat ſeit vier Monaten gewaltig abgeſchlagen;
Und Egle hat mit Eins um noch einmal ſo viel
Den Kurs erhöht.

Ihr kennt die alte Buhlerin,
Die immer mit dem Kopfe zittert,
Die man auf zwanzig Schritte wittert,
Mit ihrer ſchlaffen Bruſt, ſo håslich wie die
Sünde,
Die fingerdik auf ihrer Wangen braunen Rinde
Das Bleiweis und Zinnober ſtreicht:
Sie hat das Stufenjahr erreicht,
Und zahlt jezt den Verehrern ihrer Silberhaare
Das Gold, das ſie im Frühling ihrer Jahre
Mit ihrer Reize Macht gewann,
Und kaum noch bringt ſie den verlegnen Reſt
für baare
Geränderte Dukaten an den Mann.

Das ſchöne Land, die ſchöne Zeit, wo man
Für Gold ſich alles kaufen kann!
Wo Gold uns Achtung, Wiſſenſchaft,
Verſtand und Freund' und Mädchen ſchaft!
Wo zum Gefühl das Herz ein voller Beutel
bringt,

Wo ſelbſt der Adel, ohne rot zu werden,
Herab zum ſchändlichſten Gewerbe ſinkt,
Das den Geſchöpfen, deren Gunſt das Geld be-
dingt,
Die Wolluſt oft, noch öfter Mangel lehrten!

Was kann das Ende wohl von dieſem Han-
del ſein?
Die Herren laſſen ſich von falſchen, ungetreu'n
Buhldirnen, die für Geld Gefühl und Liebe lü-
gen,
So wie von Freunden voller Tükk' und Heuche-
lei'n,
Zu Hahnrei'n machen und betrügen.
Ein Schalk von Freund entführt ihr Mädchen: Kaum,
Kaum iſt ſie fort, erkalten ihre Triebe,
Und ihre eitle grillenhafte Liebe
Giebt höchſtens dem Verdrus von einem Stünd-
chen Raum.
Und jene Treu, die ihre Freunde ihnen ſchwören,

Hält aus, ſo lange als die vollen Schüſſeln wäh-
ren:
Kaum ſehn Fortunen ſie dem Herrn den Rükken
kehren,
So fliehen ſie, und ſehn in ſchadenfroher Ruh
Dem Falle ihrer Gönner zu.

Wenn denn des Reichthums Glanz, wie die
Erfahrung lehrt,
Nichts als vergängliches und falſches Glük gewährt,
So flieh, o Pöllniz, flieh die trügeriſchen Freuden!
Nur Kleinheit überziehn die falſchen Auſſenſeiten;
Das wahre Glük hat dauerhaftre Freuden:
Dein Alter hat's mit friſchen Blumen überſtreut,
Und das iſt mehr, als tauſenden von ſeinen Söhnen,
Troz Gold und Silber, es verleiht!
Du kannſt mit Deinem Loos zufrieden ſein:
In Deinem Stand kann man ſich treuer Freunde
freun,
Und oft ſogar getreuer Schönen!

III.

An Fouquet.

Preiſ't man noch immerfort die ält're Zeit ſo hoch?
Wie ofte ſchreit und wiederholt man noch:
„Die Menſchen werden täglich tükkiſcher und dümmer!
„Die Welt, je länger ſie beſteht, wird deſto ſchlimmer!“

Am Ende mag wohl gar bei dieſen alten Sprüchen
Ein wenig Spötterei zum Grunde liegen:
Man lobt vielleicht nur aus ſatyr'ſcher Bitterkeit
Das Alterthum ſo ſehr auf Koſten unſrer Zeit!

War Cincinnatus mehr als Sachſen's
Moriz wert,
Den mit Bewundrung noch die ſpät're Nachwelt
ehrt?
Wahr iſt's, er war von höherm Stand,
Er pflügte nicht mit eigner Hand:
Doch hat er Hollands Heer drum weniger ge-
ſchlagen?

Wie oft hör' ich gelehrte Krittler ſagen:
„Was die Skribenten jezt für arme Wichtchen
ſind!
„Franzöſiſch ſchreiben ſie? Die albernen Geſchö-
pfe!
„Die Griechen waren andre Köpfe!
„Sublim! Vollkommen! — Ach, wer das nicht
ſieht, iſt blind!"

Gemach, Ihr Herrn! Man mus nur billig
ſein!
Horaz und Maro ſchrieb Latein,

Die Griechen Griechiſch; wir, wir ſchreiben unſre
Sprache:
Wie man ſie ſchreibt? — Ja, das iſt der Auto-
ren Sache!
Wer lachte nicht, wenn Theologen wollten,
Daß wir Hebräiſch ſchreiben ſollten?

Und ſprich, o Freund, wer kann es tragen,
Wenn Antiquarier noch jezt in unſern Tagen,
Wo das Geſchik mit einem Dichter uns beglükt,
Der, feurig wie Apoll, durch Geiſt und Wiz ent-
zükt,
Wo ein **Voltaire** ſchrieb — o ſprich, wer kann
es tragen,
Wenn ſie ſo bitterlich Homer's Verluſt beklagen,
Des Schwäzers, der ſich ſelbſt ſo ofte wiederbringt,
Und ſeine Leſer ſtets zu Schlaf und Gähnen zwingt?

Sind wir denn ſchlechter, als vor zwei, drei-
tauſend Jahren
Die groben, gothiſchen und plumpen Alten waren?

Sind

Sind wir verfeint, verſtehn wir uns auf's Leben
mehr,
Sind wir wollüſt'ger, üppiger,
Herrſcht mehr Geſchmak und Kunſt in unſeren
Gebäuden,
Sind unſre Gaſterei'n und Feſte glänzender,
Gieſſt volle Ströme tauſendfält'ger Freuden
Ein mildrer Himmel auf uns her:
Ei deſto beſſer ja für uns! Wer kann es wagen,
Uns das als Sünde anzuſchlagen?

Die Armut iſt doch wol der Herrn, die dieſe
Weiſen
So ſehr auf unſre Koſten preiſen,
Vornemſtes, gröſſeſtes Verdienſt:
Und daß wir reicher ſind iſt unſre ganze Sünde!
Vortrefliche Verdammungsgründe!
So wert der Herrn, die feſt an Kleinigkeiten kleben,
Und manches tükſches Hirngeſpinſt,
Von Neid und Bosheit eingegeben,
Uns für wolmeinende bewährte Wahrheit geben!
Indes

Indes das hindert nicht, ſo lang die Erde ſteht,
Daß alles ſo wie ſonſt in ſeiner Ordnung geht;
Am Lächerlichen wird die Welt nie Mangel leiden:
Ein zweiter Proteus, weis die Thorheit ſich geſchikt
In tauſend neue Trachten zu verkleiden,
Wodurch ſie das Gehirn der Kritiker verrükt.

Gewis iſt's wenigſtens: nimmt man was jez'ger Zeiten
Die Menſchen, mit den Vorigen verglichen, ſind,
Daß weder ſich ihr Wert verringert noch gewinnt.

Die Herren dürfen traun! mich gar nicht lange bitten,
So zwing' ich ſie durch trift'ge Gründe, einzuſehn:
Daß nur die Künſt' allein die Rauheit unſrer Sitten
Und unſern Blutdurſt milderten.

In unſrer beſſern Zeit wird wenig Meuterei
Und ſelten Hochverrath durch Mordluſt angeſponnen;
Verdorbne Herzen ſind nie von Beſchämung frei:
Und heiſſt das nicht ſchon viel gewonnen?

Doch ſtatt in Barbara zu kämpfen, lieber ſtill!
Denn wer die Narren überzeugen,
Und Neid und Misgunſt biegen will,
Kann juſt ſo leicht auch Negern bleichen.
Laſſt ſie denn immerhin Geiſt und Talent verſchrein,
Laſſt ſie, zur Strafe ihrer Sünden,
Verblendet, nie zu beſſern ſein;
Der groſſen Männer Ruhm mag ſie zur Wut entzünden,
Sie mögen Gift und Galle ſpein:
Sie mögen ihre Luſt an ihren Todten finden,
Wir woll'n der Lebenden uns freun!
Denn wenn ſie gegen uns die Misgunſt übertreiben,
Nun, da verlieren ſie das Meiſte ſelbſt dabei!

Sie mögen einſt die ſcheelen Augen reiben,
Ihr Herz empfinde dann vielleicht zu ſpäte Reu,
Wenn ſie Verdienſte ſehn, die ſie in Staub zer-
traten,
Zu ihren Füſſen ſich in bangen Thränen baden.

Sie mögen ſich an ihren Lieblingen,
Den auserwählten Alten nur erquikken,
Der alten Phraſen mit gelehrten Noten ſpikken,
Und ſich mit ihren Federn ſchmükken:
Man weis ja wol, ſie thun's zum Troz der Leben-
den,
Daß ſie die Todten ſo erhöhn:
Sie loben ſie blos, weil ſie nicht mehr ſind!
Gefiel's dem Schikſal, aus den Hölen, wo ſie
modern,
Sie wiederum in's Leben aufzufodern,
Wie würden dieſe Herrn geſchwind
Kek auf ſie los mit Natterzungen ſtechen,
Die kleinſten Fehler, die unwichtigſten Gebrechen
Vergröſſern und ihren Nachruhm ſchwächen!

Und ihre Helden ſtürzten dann von ihrer Höhe,
Worauf ſie jezt bewundert ſtehn,
Und fluchten ſo wie wir der Niederträchtigen!

So murre immerhin, Du ränkevoller Neid,
Schmäh' immer unſre neuern Zeiten
So fruchtbar an verdienſtevollen Leuten;
Umſonſt, Du Natter, daß Dein Rachen Galle ſpeit,
Umſonſt läſſt Du das Gift von Deiner Zunge ſprin-
gen,
Es wird doch nie in's Mark der groſſen Männer
dringen!
Das wirkliche Verdienſt um ſeinen Ruhm zu brin-
gen,
Das, Natter, wird Dir nie gelingen!

Was konnt' es Ninive's Bewohnern dort
verſchlagen,
Daß einſt ein grämlicher, ein halbverrükter Kopf
Es wagte, ihnen tauſendfache Plagen
Und manche Noth vorherzuſagen?

Wich

Wich drum das Glük von ihren Tagen?
Nein! keine einz'ge kam von allen tauſend Plagen!
Der Unglüksvogel, den als einen gräm'ſchen Tropf
Nun jederman verachtete,
Entwich in's Dunkel eines abgelegnen Winkels,
Wo er, ein Opfer ſeines Neids und Eigendünkels,
Von Misgunſt aufgezehrt verſchmachtete.

Dies iſt des Neides Loos; ſo will es das Geſchik:
Des Neides Frechheit fällt ſtets auf ihn ſelbſt zurük;
Sein falſcher gift'ger Natterzahn,
Geſchäftig ſtets der Edlen Namen zu benagen,
Nagt, eh' er ſich's verſieht, das Herz ſich ſelber an.

Du kannſt ihn zu verſpotten wagen,
Vergeblich dräut er Deinen ſchönen Tagen;

Umſonſt fällt er mit giftgem Bis Dich an:
An Deinen Tugenden verſtumpft ſein ſchärfſter Zahn.

So lobt denn immerhin, Ihr ſtrengen Kritiker,
Lobt alle die, die groſſe Namen ſich erwerben,
Streut Blumen, wie Ihr wollt, auf ihre Gräber her,
Jedoch lobt die nicht, welche ſterben,
Auf Koſten der noch Lebenden zu ſehr!

Ja, lieber Fouquet, wir, wir ſterben endlich auch!
Nach zwei Jahrtauſenden iſt unſer Wert entſchieden!
Ihr guten Alten, ſeht, nach löblichem Gebrauch
Trift uns die Reihe dann: Sobald wir erſt in Frieden
Im Grabe ruhn, verlaſſen vom Gefühl,
Taub für das Lob, dann hat der Neid nichts mehr zu ſagen,
Das Publikum mag uns ſo viel es will
Vergöttern, und zu Sternen tragen.

IV. An

IV.

An die Gräfin von Camas.

O Freundin, die ſo über alles ich
Um Ihres Geiſt's und Herzens willen ſchäze,
O denke ja nicht, das ich Dich
Mit jenen Gänschen in Vergleichung ſeze,
Mit jenen ärmlichen Geſchöpfchen,
Im Herzen leer, doch leerer noch im Köpfchen,
Bei denen Jugend und ein reizendes Geſicht
Erſezen mus, was an Verſtand gebricht.

Das ſind nur Blumen, die auf kurze Zeit ſich
färben,
Und hurtig blühn: der kleinſte Nord verſcheucht
Die ganze Pracht, das ſchöne Roth verbleicht,
Und alle Reize, ach! des armen Röschens ſterben!

Und kein Vorübergehender
Bükt ſich dann nach dem guten Blümchen mehr!

Nur die vernünftig denken, ziehen
Verſtand und Geiſt der eitlen Schönheit vor.
Und Dir iſt beides in ſo vollem Maas verliehen!
Hoch über's Vorurtheil ſchwingt ſich Dein Geiſt empor,
Du biſt vertraut mit den erhabnen Freuden,
Die die geläuterte Vernunft dem Geiſt gewährt,
Du koſteteſt von allen Süſſigkeiten,
Die Menſchenlieb' und Offenheit begleiten;
Dein Geiſt ſchikt ſich in alle Zeiten:
Du biſt ein ſchön'res Glük, biſt echter Freunde wert!

Dein ehrenvolles graues Haar
Schmükt kein gemaltes Band und keine Feder zwar,
Dein Leib fühlt nie den Zwang von goldnen Fiſchbeinrökken;

Doch unter dem beſcheidnen Kopfpuz ſtekken
Ein männlicher Verſtand, ein Wiz, der ſtets
gefällt,
Der ſtets des Klügeren Bewunderung erhält.

Bei ſo viel echtem Reiz vergiſſt
Das Alter man; Und wenn man es bei Licht be-
ſiehet,
Was ſo viel reizendes an unſern Schönen iſt: —
Das Jugendfeuer, das auf ihren Wangen glü-
het,
Ein feines Lächeln, das dem kleinen Mund ent-
fliehet,
Ein ſchlauer Blik, der aller Augen auf ſich zie-
het —
Bei'm Zevs, viel mehr entdekt man nicht!
Und ſoll ich ganz die Wahrheit ſagen:
Genau dieſelbe Wirkung machen
Auch Bouchardon's Statüen zum mindſten
auf's Geſicht!

Wenn das Geſchik, Ihr Schönen, Eurer Ehre
Ein wenig günſt'ger nur geweſen wäre,
Der Sprache hätt' es Euch dann, oder die Euch lieben,
Die hätt' es des Gehörs beraubt:
Die Herren hätten dann verſtändig Euch geglaubt,
Und wären ewig in dem ſüſſen Wahn geblieben.
Doch ach! kaum fangt Ihr an zu reden,
Verderbt Ihr alles, was Ihr ſchweigend gut gemacht;
Und Eure Plappereien tödten
Das Fünkchen wieder, das Ihr in uns angefacht!
Ihr zeigt Euch — unſer Blut wallt plözlich ſiedend heis,
Ihr ſprecht — wir werden kalt wie Eis.
Denn Spiel und Ball, verläumdungsvolle Neuigkeiten,
Geſchraubter Wiz, verliebte Albernheiten,
Durchſpikt mit tauſend Unbeſonnenheiten,
Iſt's wovon Euer Mund zu ſchwazen weis.

Und fangt Ihr vollends die Vernünft'gen an
zu machen,
Wollt Ihr verſtändig, altklug ſein,
Dann möchte über Euch ich mich zu Tode
lachen!
Mir fallen dann all' die Originale ein,
Die, freilich eben nicht zu Eures Geiſtes Ehre,
Der ſchöpferiſche Moliere,
Der Mann, von deſſen Wiz ſo manche gute
Lehre
Die Narrheit aller Art erhält,
Mit Meiſterzügen dargeſtellt.

Ihr Dokken, zittert! ach, ſie fliehn, die Ju-
gendjahre!
Das Alter nähert ſich, das Eure braunen
Haare
Verſchneit, und Wang' und Stirn mit Furchen
überzieht;
Das Alter nähert ſich, wo Euer Reiz verblüht!

Geliebter Spiegel! Wenn dein Glas ſolch einer Schöne
Ihr abgeblühtes Angeſicht dann zeigt:
Die Wangen welk, die Augen matt und feucht,
Der Buſen ſchlaff, das dunkle Haar verbleicht,
Die Lippen blau, den Mund verzerrt und ohne Zähne,
Wenn dein getreues Glas ſolch ein Geſicht ihr zeigt,
Wie wird ſie dich, um ihren Hohn zu rächen,
Mit Eumenidenwut in tauſend Stükke brechen!

O Schmerz! des Alters gelbe Rinde überzieht
Die Stirne, die ſonſt mit dem Schnee an Weiſſe ſtritt;
Die Roſen und die Lilien ſind verblüht:
Ach, keine Thyrſis mehr, die ſeufzend vor dir knien;
Sieh, alte Schäferin, die jungen Schäfer fliehn!

Umſonſt

Umſonſt ſuchſt du durch Blumen, Spiz' und
Band
Verjährte Reize zu beleben;
Umſonſt ſucht deine dürre Hand
Die Runzeln und die Höhlen zuzukleben!
So günſtig ſtets der Nachttiſch jungen Schö-
nen war,
So ſehr ſchien er ſich gegen Alte zu verſchwören:
Er ſtellt, ſtatt ihnen neue Reize zu gewähren,
All' ihre Häslichkeit im hellſten Lichte dar.

Die Liebe, die noch jezt euch überall um-
ſchwebet,
In euren Augen glänzt, auf euren Lippen glüht,
Aus eurem Munde ſpricht, und jedes Wort be-
lebet,
Nemt euch in Acht! Die Falſche flieht!
Jezt ſeid ihr noch das Spiel der jungen Liebes-
götter;
In zwanzig Jahren, ach! — vielleicht das Spiel
der Spötter!

Wie ſehr beklag' ich eures Alters Misgeſchik!
Ein einzig Mittel bleibt euch noch von andern
allen:
Ihr macht dann allenfalls durch Unterhaltung
Glük. —
Doch ohne Geiſt und Wiz, wie kann man da
gefallen?
Denn Märchen, aus der Urgrosmuttertagen,
Die dienen warlich nicht, Verehrer anzuziehn!
Dann möcht' auch dann und wann euch ein Ge-
ruch entfliehn,
Geſchikt genug, die Herrn auf ewig zu verjagen:
Denn Fontenellgeruch, der iſt bei meiner Ehre
Gerade nicht die angenemſte Athmoſphäre.

Der Himmel weis, wie einſt die Stuzer
künft'ger Zeit
Die Spötter, die ſich über jede Albernheit
So unbarmherzig luſtig machen,
Der Himmel weis, mit welcher Ausgelaſſenheit
Sie über eure altehrwürd'gen Frazen lachen,

Wenn's euch beliebt, in euren alten Tagen
Die Liebenswürdigen noch immerfort zu machen,
Und euren Knochenberg gepuzt zur Schau zu tragen!
O laſſt euch ja nicht bange ſein!
Ihr habt dann Raum vollauf, wohin ihr immer gehet,
Kein Heer von Stuzern mehr, das euch im Wege ſtehet,
Und euch verfolgt — es wäre denn mit Spötterein.

Ich ſeh' im Geiſt, wie ihr alsdann die Sprödigkeit,
Wie ihr den Eigenſinn bereut,
Womit ihr jezt ſo manches Herz verſchmähet,
So manchen Jüngling kränkt, der ſeine Lieb' euch weiht!
Wie ihr alsdann im Herbſte eurer Reize,
Beſchämt, die erſten Schritte thut;
Wie ihr mit ökonom'ſchem Geize
Die Aehren leſ't, die euer Uebermut

In voller Aerndtezeit verſchmähte!
Umſonſt! Die Liebe heiſcht die friſche Jugend-
röthe,
Ihr ekelt vor Zinnoberroth!
Sie huldigt nie dem Roſt der Jahre;
Und einem Kopf voll grauer Haare,
Dem ſteht kein Herz mehr zu Gebot!

Doch dies iſt nur der leeren Weiber Loos;
Nur deren beſten Theil des Körpers Reize
machen:
Du aber, Freundin, kannſt in Deiner Tugend
Schoos
Ganz ſicher ruhn, und aller Stürme lachen.

Las immerhin des Alters Räuberhand
All' Deiner Schönheit Reiz verheeren!
Dir bleibt Dein ſchönrer Theil, Dein Geiſt und
Dein Verſtand,
Um derentwillen Dich die Klügeren verehren,
Und die kann keine Zeit zerſtören.

Dir

Dir darf nicht bangen, daß des Alters tük'ſche
Wut
Je Deinem heitern frohen Mut
Und Deiner hohen Seele ſchade!

Du lachſt der thörichten angſtvollen Steifigkeit
Der Gouvernante, die, gezogen wie im Drate,
Sich aufbläſ't, wie ein Froſch; und Deine Hei-
terkeit
Verſcheucht am Hofe ſelbſt oft die Langweilig-
keit:
Du biſt aus echter Frömmigkeit
Gut Hugenottiſch, und troz dem voll Menſchen-
liebe.
O ſprich, wo iſt der Neid, den dieſer einz'ge Zug
Auf einmal nicht darniederſchlug?
Wo iſt das Herz, das kalt und fühllos für Dich
bliebe?
Mit Thoren plapperſt Du, mit Klugen biſt Du
klug,
Du weiſſt in alle Menſchen Dich zu ſchikken:

Durch Wiz und Scherz weiſſt Du die Jugend
zu entzükken;
Das reifre Alter ſchäzt für Deine Weisheit
Dich;
Dein Ohr leiht unermüdet ſich
Mit williger Gefälligkeit
Des ſtumpfen Greiſes Plauderhaftigkeit.

So ſind durch Deines Geiſt's Vollkommen-
heiten
So viele echte Freunde Dein;
O glaube mir, die Schwelger üpp'ger Freuden,
Die ſich der Wolluſt Zauberein
So gierig, ſo unmäſſig weihn, —
Die werden einſt Dich noch darum beneiden:
Früh oder ſpät ſehn ſie der Fäden Schwäche ein,
Die ihre Herzen aneinander reihten.

Auf Achtung nur und gleiche Tugend gründet
Der Wert der echten Freundſchaft ſich;
Sei ſtolz darauf! Mit Dir verbindet

So

So gern das Herz des Tugendhaften ſich:
Die ſchwere Kunſt verſtehſt Du, jedem zu gefallen.

Ja, Freundin, ja, vor andern Allen
Will ich Dir meine Lieder weihn;
Dein Wert nur ſoll es ſein, dem meine Leyer tönet,
Du ſollſt die Pieris, Du ſollſt die Pallas ſein,
Die meiner Harfe Ton begeiſtert und verſchönet.

V.

An Jordan.

Pomonen händigt nun ihr Zepter Flora ein;
Ein rauher Nord bleicht ſchon auf Auen und Gefilde
Der Blümchen Glanz, und raubt dem armen Hain
Das ſchöne Kleid, worin des Lenzes Hand ihn hüllte:
Des Himmels Königin wirft mattre bleichre Stralen
Auf uns herab von ihrem Thron,
Aurorens Roſenfinger malen
Den Horizont viel ſpäter ſchon.

Es ſammlet unter'm Klang der lauten Freudenlieder
Des Feldes Früchte jezt der muntre Landmann ein,

Und

Und Echo ſchallt aus Thal und Hain,
Die frohen Lobgeſänge wieder:
Gefühl der Freiheit, Lieb' und Unabhängigkeit
Gewährt ihm echt'res Glük, und dauerhaft're
Freuden
Als Ueberflus, als ausſtudierte Ueppigkeiten,
Als Stolz und Eitelkeit dem Städter je verleiht.
Ob ſie auch recht verdaun? ob ihre Eingeweide
In Ordnung ſind? darum bekümmern ſie ſich nie;
Sie eſſen friſch drauf los, und Mäſſigkeit und
Freude
Und Arbeit hält bei ſtarkem Wohlſtand ſie.
Nie ſchwirrt ihr Kopf von ſchwindelnden Schi-
mären,
Ihr Geiſt verſteigt ſich nie zu weit;
Die Zukunft kann ſo wenig ihre Ruhe ſtören
Als die vergangne Zeit:
Zufriedenheit, die Tochter unverdorbner Sitten,
Scherz, Lieb' und Unſchuld wohnt in ihren nie-
dern Hütten.

Sie kannten nie des Eigennuzes Tyrannei,
Vom Joch der Eitelkeit blieb ſtets ihr Nakken frei,
Zufrieden im Beſiz, erlitten
Sie fehlgeſchlagner Hofnung Kränkung nie,
Denn nie beſtürmten trozig ſie
Die Gottheit mit zu ſtolzen Bitten.

Sie ſind vergnügt mit dem, was ſie vom Schikſal haben;
Indes Dich, mitten im Geräuſch der groſſen Welt
In Griech'ſchen und Latein'ſchen Staub vergraben,
Dein Fleis an's Pult gefeſſelt hält,
Bei Weiſen Rath ſich hohlt, die einſt die finſt're Welt
Durch ihrer Fakkeln Schein beleuchtet und erhellt.

Aus Deinem Tiefſinn Dich zu ziehn,
Hab' ich und meine Muſe hin
Die Reiſe zu Dir angetreten.

Du weiſſt ja, Freund, wie hurtig wir Poeten
Auf Reiſen ſind, wie ſchnell wir Gegenden durch-
fliehn:
Wir waren alſo augenbliklich zu Berlin.

So wie wir uns da Deiner Wohnung nahten,
Und leiſe in die Thüre traten,
Fiel auf den erſten Blik ein dikker Auguſtin
Uns auf, der ſich auf eine Schwarte lehnte,
Die ein gelehrtes Schaaf vom Vater Benedikt
Geweihter Schäferei zuſammen einſt geflikt.
Den gröſſern Theil von Deinem Bücherſchrank
verſchönte
Der Herrn in us pedantſcher Schwarm,
Die vor dem Zahn der Zeit hier Schuz und
Schirm gefunden,
An Ruhme reich, an Aufzug arm
In ſchmuzig Pergament gebunden.

Durch dies Veſtibulum ſchlich ich der Zelle zu,
Wo wie ein Kapuziner Du,

Einſiedler in der That, dem Namen nach ein
Städter,
Dem Lerm der Welt entfliehſt:

Hier ſtand in ſtolzer Ruh
In Folio der Mann *), der mit geſpizter Feder
Der Narrheit Lob einſt ſang. Der heil'gen Kir-
chenväter
Voluminöſen Schwall durchkroch mit Schaudern ich,
Und fand am End' an Deinem Pulte Dich,
Wo Dich die Alten, Deine Weisheit zu ver-
mehren,
In fremden Sprachen Wunderdinge lehren,
Wornach Dein Geiſt von Wisbegierde brennt.
Des Aboeſitus **) Werk fiel dort mir in's Ge-
ſichte,

Des

*) Erasmus von Rotterdam.

) Ein Genfer Profeſſor, den **Jordan als einen groſſen Autor citirt, den aber niemand die Ehre hat zu kennen.
Anm. des Verf.

Sein eigentlicher Name iſt Abauzit, und er ein gelehrter Mann und Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Anm. des Ueb.

Des hochberühmten Mann's, den keine Seele
kennt,
Und eine Sammlung neuerer Gedichte
Aus Rouſſeau's Feder, ſeit der Zeit
Da er der Hypokriten Orden ſich geweiht.

Noch ſah ich eine Reih von dikken Bänden
ſtehn,
Worin ein Hugenot der Jeſuiten Heerde
Mit wohl gewähleten Injurien beehrte;
Dann einen Band Betrachtungen,
Worin ein Prieſter *) wagt, auf ſeines Eifers
Flügeln
Raſch mit dem Thier auf ſieben Hügeln
Und gegen Babylon den Zweikampf zu beſtehn,
Und alle die, die nicht aus ſeinen Augen ſehn,
Aus Menſchenlieb' in jenen Pfuhl verdammet,
Wo krummgehörnte Teufelchen
Mit Zangen kneipen, und wo Pech und Schwe-
fel flammet:
Für Papagoyen wie erbaulich und wie ſchön!

*) Preſtolet.

Noch ſah ich Reaumur's Buch von den Inſekten,
Und endlich noch den Quell von allen Sekten *).

Bei Dir errichtete Apollo ſeinen Thron;
Sein Kabinet hatt' er, und ſelbſt den Helikon
Rein ausgeplündert, Dein Lyceum auszuzieren. —

Auf einmal ſah ich einen Schatten ihn citiren:
Es war Horaz, an dem der menſchliche Verſtand
Und die Vernunft den treuſten Freund ſtets fand.
Ihn trieb des hohen Geiſtes Feuer,
Und er ergrif die reingeſtimmte Leier:

„Erkieſe, ſang er, ſtets den allerbeſten Wein,
„Nur das las Deine erſte Sorge ſein;
„Wer wollte ſich mit andern Sorgen plagen?
„Der Faden iſt ſo ſchwach von unſern Lebenstagen!"

Der Plaz nächſt ihm war Deſpreaux geweiht,
Dem Freund von Wiz und von Genauigkeit,

Der

*) Die Bibel.

Der dann und wann zu rauh, und oft auch wohl
zu viel
Satyriſirt, und doch auf dem Parnas gefiel.

Ihm folgte Lucian, der Spötter,
Der immer klug und immer ſorglos lacht,
Und ſich auf Koſten aller Götter
Vor's Himmels Thron ſo weidlich luſtig macht.

Zunächſt ſtand Freund Ovid, der einſt ſo
zärtlich ſtöhnte,
Und nach Geſellſchaft ſich an Pontus Ufern ſehnte;
Der ſeine ſüſſen Elegien
Oft mit zu ſchimmerreichem Kolorit verſchönte;
Und doch las man nicht minder gierig ihn.

Noch weiter hin erſchien der groſſe Skeptiker*),
Der, wohl mit ſeiner Dialektik ausgerüſtet,
Zu Felde zog mit der Doktoren ſtolzem Heer,
Auf's äuſſerſte den Fanatismus trieb,
Der Theologen Stolz, ſo ſehr er ſich gebrüſtet,
Mit

*) Bayle.

Mit ſeinem Wiz zu Paaren hieb,
Und dann des Irrthums Reich mit Siegerhand
verwüſtet.

Dort ward ich auch den guten Mann Homer gewahr,
Der, weil von Arouet er übertroffen war,
Beſchämt ſich hinter ſeine Ilias verſtekte,
Und ſich den Rükken mit Komentatoren dekte.
Ein wenig weiter unten ſtand
Gebunden in den ſchönſten Band
Der Maler, den einſt ſeines Pinſels Meiſterzüge
Selbſt die Natur mit eigner Hand gelehrt,
Der ſeine Nation mehr aufgeklärt,
Als ihr, troz aller ihrer Siege,
Die Cäſars Ruhm und Macht gewährt *).

Hier iſt es, wo Dein Geiſt in die geheimſten Schliche
Der Schöpferin Natur mit Forſcherblikken dringt,
Und ſich dann kühn hinauf in ſtolze Höhen ſchwingt.

Ich

*) Virgil.

Ich ſchäze Deine Müh' und Fleis,
Ich gönne herzlich Dir der ſauren Arbeit Preis;
Doch ſprich, o Freund, wenn Du nunmehr
Die Lorbeerzweige all' erbeutet,
Die Kränze all' um die ſo ſehr
Man ſich auf Pindus Höhn beneidet,
Sprich', lieber Jordan, biſt Du darum glük-
licher?

Las uns doch einmal ſehn, was die Vor-
theile ſind,
Die Du erlangſt; las uns ſie alle aufſummiren;
Sieh, immer wird Dein Geiſt an Freiheit mehr
verlieren,
Als er an Wiſſenſchaft gewinnt!
Du wirſt dann ſehn, wie Du Dich ſelbſt ver-
blendeſt;
Dein Stolz haſcht nur nach leerem Rauch und
Dunſt,
Wodurch Du ſelber Dir ein wahres Glük ent-
wendeſt,

Das

Das Du, verſtündeſt Du des Umgangs leichte
Kunſt,
In unſerm Zirkel finden könnteſt!

Erholt nicht ſelbſt die gute Mutter Erde,
Wenn ſie im Herbſt Pomonen ihren Zoll ent-
richt't,
Im Winter ſich, und ruht von Arbeit und Be-
ſchwerde?
Warum befolgeſt Du dies gute Beiſpiel nicht?
Verlas Dein Pult, und komm in unſre frohen
Reihn,
Hier ſammle Dir der Freundſchaft Früchte ein!
Komm, lieber Jordan, las Dir raten!
Du haſt nun Deines Geiſtes Feld genug beſtellt;
Zu viele Anſtrengung kann leicht dem Körper
ſchaden:
Der ſtärkſte Geiſt erliegt, dem die Erholung fehlt.
Selbſt die Natur legt dann und wann das Zep-
ter nieder;
Den ämſ'gen Sommer folgt der träge Winter
nach:

Und

Und doch erſezt der Lenz mit vollem Wucher wieder
Die dürre Zeit, worin die Erde ſchlummernd lag.

Dies Leben hat ſo viel der ſüſſen Frölichkeiten,
Es ſteht ſo voll, das groſſe Feld der Freuden!
Wär' nur dem Menſchen mehr Haushaltungsgeiſt verliehn!
Wüſſt' er mehr Vortheil nur für ſich daraus zu ziehn!

Chaſſot liebt Schwarm, Geräuſch und Jagd;
Jordan gefällt ſich, wenn er ganze Nächte wacht,
Beſtäubte Bücher durchzuſtören;
Cäſarion Bouteillen auszuleeren;
Der Höfling liebt des Hofes Glanz und Pracht;
Und der Verliebte ſucht den Mondſchein und die Nacht,
Um in der Einſamkeit zu girren und zu klagen;
Der Eitle, leeren Dünſten nachzujagen,
Die oft der kleinſte Wind zerſtört;
Auguſt bezahlt den Nachtiſch theuer;

Und ich — ein jeder hat ja hier ſein Stekkenpferd —
Ich klimpre friſch auf meiner Leier.

Die Tage unſers Lebens fliehn
Gleich Schatten leicht und ſchnell dahin:
Wer wollte ſich nicht hier, ſo gut er kann, ergezen?
Wer ſeinen Neigungen angſtvolle Schranken ſezen;
Und ſie zu unterdrükken ſich bemühn? —
Vielleicht, weil ſie oft widerſprechend ſcheinen?
Wie gern verdoppelt' ich, wenn ich's nur könnte, ihre
Zahl!
Der kluge Mann weis allemal
Sie alle in ſich zu vereinen!

So denkeſt Du: Dein aufgeklärter Geiſt iſt frei
Von übermüt'gem Stolz, von murr'ſcher Träumerei.
Oft ſah ich ſchon Dein Haupt, das man auf Pin-
dus Höhn
Schon jezt verehrt, in freudenvollen Stunden
Mit Mirthenzweigen und mit Rebenlaub umwun-
den:
Als Venus ſchien Urania zur Seite Dir zu
ſtehn,

Ich glaubte die Vernunft als Huldgöttin zu ſehn,
Wie ſie aus Grundſaz, wie mir's ſchien, die Wolluſt liebte,
Und mit Enthaltſamkeit aus ihrem Becher nippte.

So komm jezt, unter einen andern Himmelsſtrich,
Des Lebens ſchnelle Freuden zu genieſſen;
Komm uns die kurzen Tage zu verſüſſen,
Denn ach! für uns iſt nirgends Freude ohne Dich!

Wir wollen hin zu den ehrwürd'gen Buchen ſchleichen,
In deren Nacht von dikbelaubten Zweigen
Wohl ſeit Jahrhunderten kein Stral der Sonne drang,
Und deren Häupter ſich mit Wolken zu vereinen,
Und kühn den Himmel zu berühren ſcheinen;
Die mehr der Wolluſt, als für uns ein Säulengang
Als prächtige Portäler haben,
Einſt unſern guten Vätern gaben.

Hier ſeh' ich ruhig meines Lebens Tage ſchwinden,
Ohn' Ehrgeiz, ohne Vorurtheil;
Bemüh' in Weisheit mich, das wahre Glük zu finden,
Begnüge mich am mir beſchiednen Theil.
Begeiſtert von des Dichtergottes Feuer
Entwerf' ich leichte Schilderein,
Sing' in die Töne meiner Leier,
Und Echo hallt aus Thal und Hain
Sie alle treu zurük die Namen meiner Freunde,
Die Tugend und Gefühl mit mir vereinte.
Hier lache ich des Neids, ich lache meiner Feinde;
Mit einem Herzen, voll von Lieb' und Mitgefühl,
Bereit, der Menſchheit und der Freundſchaft ſüſſe Pflichten
Stets ohne Anſtand zu entrichten,
Nah' ich mich ohne Furcht ſo meines Laufes Ziel.

An-

A n h a n g.

I.

Ueber die

Satyriker

und

II.

Ueber die

Pasquille.

Abhandlungen.

I.

Ueber die Satyriker.

Iſt es denn nie den Menſchen vergönnt, ſtets die wahre Mittelſtraße zu halten, und mehr auf die Stimme der Tugend zu hören, als auf den Taumel ihrer Leidenſchaften? Ihre Neigungen ſpornen ſie an, alles zu übertreiben; ſie kennen nichts denn Ausſchweifungen. Eine feurige Einbildungskraft reißt einen erhitzten Kopf ſtets über das Ziel hinaus, das er ſeinen Unternehmungen ſetzte. Der Wege ſich zu verirren giebt es unzählige. Man träumte wie Plato, wenn man die Menſchen vollkommen verlangte, ſie, deren Weſen nur ein Gemiſch von Schwachheiten und Armſeligkeiten iſt. Inzwiſchen giebt es ge-

I.
Ueber die Satyriker.

Wird es denn nie den Menſchen vergönnet ſeyn, die wahre Mittelſtraſſe zu halten, und mehr auf die Stimme der Tugend zu hören, als auf den Taumel ihrer Leidenſchaften? Ihre Neigungen ſpornen ſie an, alles zu übertreiben; ſie kennen nichts denn Ausſchweifungen. Eine feurige Einbildungskraft reiſſt einen erhizten Kopf ſtets über das Ziel hinaus, das er ſeinen Unternemungen ſezte. Der Wege ſich zu verirren giebt es unzählige. Man träumte wie Plato, wenn man die Menſchen vollkommen verlangte, ſie, deren Weſen nur ein Gemiſch von Schwachheiten und Armſeeligkeiten iſt. Inzwiſchen giebt es ge-

wiſſe Handlungsarten, die man ohne Unwillen nicht wahrnemen kann, und wogegen ſich alle Menſchen auflehnen ſollten. Ich meine zwei Laſter, die, da ſie Extreme ſind, einander vollkommen entgegenſtehen. Das Eine iſt jene Niederträchtigkeit, wovon die Schmeichler bei den Groſſen Gebrauch machen, jene übertriebne oder unverdienten Lobſprüche, die den Geber eben ſo ſehr entehren, als den Empfänger. Das andre iſt die ſtolze und cyniſche Bosheit der Satyrenſchreiber, welche die Sitten der Groſſen verunſtalten, und deren wildes wüſtes Geſchrei nicht einmal des Thrones ſchont. Jene vergiften mit lieblichen Getränken die Seelen; dieſe bohren Dolche in die Herzen, und zerfleiſchen ſie.

Den Laſtern den Anſtrich der Tugenden leihen, die Launen der Menſchen vergöttern, unwürdige Thaten rechtfertigen, heiſſt wirkliches Uebel ſtiften, indem man die aufmuntert, in ihrer unſeeligen Verblendung zu beharren, die ein leidiger Hang ohnedem fortreiſſt. Lügen und Verläumdung verſchwenden, die Tugend verdächtig, das Verdienſt zweifelhaft machen, den Ruf von Männern ſchwärzen, weil ſie in erhabnen Poſten ſtehn, heiſſt ſchreiende Ungerechtigkeit ver-

üben,

üben, und das Maas der Bosheit füllen. Dieſe allgemeinen Landplagen ſind nur darinn von einander verſchieden, daß der Schmeichler kriechenden Eigennuz, und der Satyriker einen unerſchöpflichen Vorrath von Neid beſizt. Sie ſind eine Art Roſtes, der ſich nur an die Günſtlinge des Glüks oder an hervorragende Talente ſezt.

Mag Virgil und Horaz immerhin ſo niedrig gedacht haben, einem eben ſo feigen als grauſamen Tyrannen zu ſchmeicheln. Wer nur irgend etwas ſeinen Ruf liebt, mus durch ihr Beiſpiel abgehalten werden, ihnen nachzuahmen. Mag doch Juvenal immerhin alle Bitterkeit ſeines beiſſenden Styls aufbieten, Miniſter, wie Sejan; Ungeheuer, wie Nero und Kaligula in üblen Ruf zu bringen. Durch ihr ſchändliches Betragen, durch ihre ausſchweifende Grauſamkeit hatten ſie dieſe Beſchimpfung verdient. Wo aber giebt's zu unſern Zeiten Ungeheuer, die ihnen gleichen? In den vergangnen Jahrhunderten zählen wir nur einen Ludwig den Erſten, einen Karl den Neunten, beides Könige von Frankreich, einen Philipp den Zweiten, König von Spanien, und einen Pabſt Alexander den Sechsten, die des allgemeinen Haſſes würdig

waren. Auch hat die Geſchichte, die der Wahrheit aufrichtig huldigen und alle Thatſachen ſorgfältig verzeichnen mus, ihrer nicht geſchont; ſie ſind mit möglichſter Strenge von denjenigen behandelt worden, die uns ihre Regierungen überliefert haben.

In unſerm Jahrhunderte genieſſen Männer in Aemtern, Miniſter, Günſtlinge, Monarchen ſogar, eine faſt gleiche Erziehung. Die Sitten ſind milder geworden, der Geiſt der Philoſophie hat Wurzel gefaſſt, und ſchlägt ſie täglich tiefer; Wiſſenſchaften und Künſte verbreiten einen Firnis von Politeſſe und Anſtand, wodurch die Gemüter biegſamer und behandelbarer werden; bei guterzognen Männern in Europa iſt das Aeuſſere beinahe einerlei. Zwar haben wir eine weit kleinere Anzahl von jenen auſſerordentlichen und erhabnen Genieen, die mit kühnem Fluge ſich über ihres Gleichen hinausſchwingen, wie deren das Alterthum beſas; dafür aber haben wir wenigſtens den Vortheil, in den erſten Poſten des Staats nicht jene Ungeheuer von Grauſamkeit zu erblikken, welche die ganze Welt verabſcheuen mus; zwar thun die Groſſen nicht ſo viel Gutes als ſie könnten, zwar beſizen die Höflinge

linge Leidenſchaften und die Könige Schwachheiten, aber ſie wären nicht Menſchen, wenn ſie vollkommen wären.

Wie unſinnig iſt es ſonach, in Juvenal's Fusſtapfen zu treten, da die Gegenſtände fehlen, die er hatte, um das armſeelige Talent der Satyre zu üben? Giebt es wohl ein erbärmlichers Metje als das: guten Ruf anzuſchwärzen, plumpe Betrügereien zu erſinnen, in's Gelag hinein zu verläumden, zu läſtern und Lügen auszuſtreuen, um ſeine Bosheit zu befriedigen. Wenn man dieſe ſtolze Schreier hört, kömmt man auf den Wahn, dem ganzen Erdkreiſe drohe Gefahr; und prüft man es näher, ſo ſind es nur Hunde, die gegen den Mond bellen.

Dieſer Schlag von Deklamatoren, die mit ungezähmter Frechheit Männer in Aemtern angreifen, ſind meiſtentheils armſeelige Geſchöpfe, die in ihrer Dunkelheit ganz unbekannt ſind. Es ſind entweder die beſoldeten Werkzeuge irgend eines groſſen Neidharts, eines Mitbewerbers, oder ſie überlaſſen ſich der Schändlichkeit ihres Herzens und dem leidigen Hange, wie raſende Doggen den anzufallen, den das Ungefähr ihnen in den Weg

wirft.

wirſt. Wenn man ſie lieſet, ſollte man glauben, ſie hätten an den Höfen beſoldete Spione, die ihnen von den mindeſten Vorfallenheiten an denſelben Nachricht gäben; allein ihre Einbildungskraft erſezt den Abgang ihrer Kenntniſſe in dem Punkte, und ſie kennen ſo wenig diejenigen, die ihre Feder ſo mishandelt, als die Tugend, die ſie ſo auſſerordentlich beſchimpfen.

Von wem läſſt ſich wohl leichter ſprechen, als von den Groſſen? Man darf ihre Fehler nur verſtärken, ihre Schwachheiten übertreiben, die Verläumdungen ihrer Feinde nur mit Zuſäzen ſchmükken; und gebricht es an all' dieſen herrlichen Hülfsmitteln, ſo giebt es ja Sammlungen alter Schmähſchriften, die man nur kopiren und Zeiten und Perſonen anpaſſen darf. Die Deklamationen gegen die Mächtigen der Erde ſind Gemeinpläze geworden; für jeden Stand iſt ein eignes unabänderliches Formular da, und Läſterungen, die ihm erb- und eigenthümlich ſind. Man iſt überzeugt, wenn man eine Schrift gegen einen Generalkontrolleur des Finanzweſens lieſt, darinn zu finden, daß er hartherzig, unerbittlich, ein öffentlicher Räuber iſt, der ſich mit dem Marke der Völker mäſte, deren Nakken er ohne Erbarmen belaſte,

und

und ſeine Operationen ſind Thaten eines ſchwachſinnigen Kopfs.

Gilt es einem Kriegsminiſter, ſo heiſſt das alte Lied: Die Feſtungen geraten in Verfall, das Militär wird vernachläſſigt, nur Günſtlinge oder ungeſtüme Pocher erhalten von ihm Beförderungen, andern werden ſie verweigert. Man iſt völlig überzeugt, daß ein Staatsſekretär ſeine Arbeiten auf die Schultern der unter ihm Stehenden wälzt, daß dieſe für ihn denken, arbeiten, dirigiren, daß er von ſeinem Fache gar nichts weis. Gegen alles, was er thut, macht man Einwendungen; im Kriege gegen ſeinen Ehrgeiz, im Frieden gegen ſeine Schwäche; er ſoll für alle Eräugniſſe haften. Was die Monarchen anlangt, ſo lohnen ſie nie die Verdienſte, hauptſächlich die Verdienſte derjenigen nicht, die deren in Menge zu beſizen feſt überzeugt ſind; ſie gelten oft für geizig, wenn ſie die Gierigkeit derer nicht befriedigen, die gern Verſchwender ſein möchten. Ihre Schwachheiten ſind Verbrechen und ihre Fehltritte (und wer beginge die nicht?) unerhörte Handlungen.

Dies iſt, einige kleine Schattirungen ausgenommen, das völlige Gemälde dieſer Schmähſchriften, die nur der Wiederhall eben ſo ungerech-

ter

ter ehmaliger Beſchuldigungen ſind. Nichts aber iſt betaurenswerter als das Schikſal dieſer vortrefli- chen Werke; ſie werden geleſen, ſo lange ſie neu ſind, um ſodann auf immer in ewige Vergeſſenheit zu ſinken.

Sollte ich dieſen ſchönen Geiſtern, die ſich ſolchergeſtalt zu Tadlern ehrwürdiger Perſonen auf- werfen, einen Rat geben, ſo würde es der ſein: neue Wendungen zu nemen. Denn, ſeit Salo- mo iſt alles geſagt, alles erſchöpft worden, was nur an Schmähungen oder Lobſprüchen ſich her- vorbringen läſſt. Sie ſollten verſuchen, ſich ſelbſt in ihren Schriften zu ſchildern, die Verzweiflung auszudrükken, welche die Wohlfahrt der Groſſen in ihnen verurſacht, den Abſcheu, den ſie gegen Talente und Verdienſte fühlen, deren Glanz ſie in's Nichts zurükſtürzt; ſie ſollten der Welt groſſe Begriffe von ihren Kenntniſſen in der Regierungskunſt beibrin- gen. Es giebt ja noch Wahlkönigreiche; vielleicht machten ſie da ihr Glük; vielleicht glaubte man ihnen auf ihr Wort. Wenigſtens würde dieſe neue Freimütigkeit den Leſern den Verdrus über ander- weitige Abſcheulichkeiten und Ungereimtheiten er- ſparen.

Wäre

Wäre der gröſſere Haufe der Menſchen vernünftig, ſo könnte man über Schmähſchriften lachen, wie ſie auch beſchaffen ſein möchten. Allein dieſe unwürdigen Schriften ſtiften wirkliches Uebel, weil die wenig unterrichtete Welt, die geneigter iſt, das Böſe als das Gute zu glauben, üble Eindrükke begierig annimmt, und weil es nachher Mühe koſtet, dieſelben auszurotten. Daraus erwachſen ſodann Vorurtheile, die oft ſelbſt den Monarchen nachtheilig ſind.

Keine Nation hat je die Satyre weiter getrieben, als die Brittiſche und Franzöſiſche. In beiden Monarchieen hat es keinen berühmten Mann gegeben, auf den man nicht im Vorbeigehen einige Kotflekke geſprüzt hätte. Was für Abſcheulichkeiten hat man nicht von dem Regenten, dem Düc d'Orleans ausgeſtreut? Wie weit iſt man nicht in ſeiner Zügelloſigkeit ſogar gegen Ludwig den Vierzehnten gegangen?

Ludwig der Vierzehnte verdiente indes weder die übertriebnen Lobſprüche noch die bittern Schmähungen, womit er iſt überhäuft worden. Man hatte ihn in dikker Unwiſſenheit erzogen. Die Beſchäftigungen ſeiner erſten Jugend beſtanden darinn, dem Kardinal Mazarin bei der Meſ-

ſe

ſe aufzuwarten. Er beſas geſunden natürlichen Verſtand, war fühlbar gegen die Ehre, und mehr eitel als ehrgeizig. Dieſer Fürſt, den man des Strebens nach der Univerſalmonarchie beſchuldigte, fand ſich durch die Unterwerfung des Doge von Genua mehr geſchmeichelt, als durch die Triumphe ſeiner Generale über die Feinde. Er hatte ſeine Schwachheiten. Die ganze Welt weis ſeine ſtarke Anhänglichkeit für einige Damen ſeines Hofes, weis, daß die Frau von Maintenon den Vorzug vor allen hatte, und daß er Leztere, um ſein Gewiſſen mit ſeiner Liebe auszuſöhnen, heimlich heuratete. Das nun erregte jenes Geſchrei und jenes laute Murren. Indes daß ſo viele Schmähſchriften ihn und ſeine Mätreſſe wund geiſſelten, hatte Alles, von ſeinen Hofleuten an bis zu dem kleinſten Commis in Paris, ja ſelbſt diejenigen, die ſo unziemlich gegen ihn ſchrieben, alles ſage ich, hatte ſeine Mätreſſe; und man verdammte in dem Betragen des Königs das als ein Verbrechen, was man bei dem geringſten ſeiner Unterthanen nicht misbilligte. Durch ſolche Merkmale verrät ſich die Leidenſchaft des Autors, und er ſchildert, ohne es wahrzunemen, den Has und die Erbitterung, die ſein Herz zernagen.

Wegen ſeiner Galanterieen verdient Ludwig der Vierzehnte keinen Tadel, wohl aber deshalb, (wenn ihn ja welcher treffen ſoll) weil er in der Pfalz unerhörte Grauſamkeiten verüben lies, und weil er den Melac bevollmächtigt hatte, als Barbar und Mordbrenner, in dieſem Lande Krieg zu führen. Eben ſo wenig iſt er wegen des Edikts von Nantes zu rechtfertigen. Er will die Gewiſſen zwingen, übt die äuſſerſte Strenge, und raubt ſeinem Reiche eine groſſe Menge betriebſamer Hände, die ihre Talente und ihren Has gegen ihre Verfolger in ihre Freiſtädte und Schirmörter überpflanzten. Neme ich dieſe zwei Makeln aus, die den ſchönen Glanz ſeiner langen Regierung verdunkelten, ſo ſehe ich nicht ab, was man dieſem Könige für Vorwürfe machen kann, die ſo bittere Satyren verdienten, als die ſind, die man gegen ihn verfertigt hat.

Ziemt es wohl Leuten, die ſich im äuſſerſten Elende befinden, die kein andres Talent haben, als eine unſeelige Schreibfertigkeit; ziemt es denen wohl, den Thron der Monarchen anzutaſten? Gift und Geifer über das Betragen der Groſſen zu ſprüzen? Deren Schwachheiten auf's hizigſte zu verfolgen? Die Ausſpähung von deren Gebrechen

ſich zum gefliſſentlichſten Geſchäft zu machen? Gebührt es wohl namenloſen dunkeln Geſchöpfen, die von allen Welthändeln entfernt ſind, die nur das Ganze der Begebenheiten ſehen, ohne deren Triebräder zu wiſſen, die die Handlungen kennen, deren Beweggründe aber nicht durchſchauen, die den ganzen Kurſus ihrer Politik in Zeitungen gemacht haben, kömmt es ſolchen Leutchen wol zu, über die Herrſcher der Welt zu urtheilen, und kann ſelbſt ihre Unwiſſenheit zur Entſchuldigung ihrer Frechheit dienen? Jedoch die Bosheit läſſt ihnen keine Raſt, falſcher Ehrgeiz ſpornet ſie; ſie wollen ſich einen Namen machen, und um bekannt zu werden, ahmen ſie dem Heroſtrat nach.

Es iſt nicht zu läugnen, daß es eine Zeit gab, wo die Satyre ſehr im Gange war, allein dieſe gute Zeit iſt nicht mehr. Man muſte unter der Regierung Karl des Fünften und Franz des Erſten geboren werden; damals hatte Aretin Fürſten zu Zinsmännern; ſein Stillſchweigen ward erkauft, jeder Einfall, den er unterdrükte, gut bezahlt, und glaubte ein Fürſt nur im mindeſten, er habe eine Sotiſe begangen, ſo ſandte er dieſem Manne Geſchenke. Damals konnte man auf eine ſolche Art Reichthümer erlangen; allein

jezt

jezt iſt alles geändert. Unſer Jahrhundert hat üble Laune, die neuern Aretine erhalten, ſtatt Belohnungen, Logis auf Koſten der Monarchen, die ſie beleidigen, und die Anwendung ihrer Talente und die Darlegung ihrer Verdienſte wird ihnen zumal unterſagt.

Doch einige Beiſpiele der Art machen diejenigen nicht ſchüchtern, die mit ſolchem Ruhmdurſte erfüllet ſind. Mit minderer Aufmunterung als Aretin gehn ſie ihren Gang fort, und ihr Enthuſiasmus iſt ſo gros, daß ſie ſogar dem Märtirerthume trozen. Um ſich aufzumuntern, und um ihre ſchwarze Bosheit ſich ſelbſt zu verbergen, überreden ſie ſich: ſie arbeiteten für das öffentliche Wohl, beſſerten die Sitten und hielten die Groſſen durch die Furcht vor ihrer ſchreklichen Rüge im Zügel. Sie ſchmeicheln ſich, daß ihre Wanzenſtiche gefühlt werden. Man mus ſie auf La Fontaine's ſinnreiche Fabel vom Ochſen und der Milbe verweiſen. Die Mächtigen hören entweder in ihrem ſtolzen und weichlichen Ueberfluſſe das Sumſen dieſer Inſekten des Parnaſſes nicht, oder geſchieht es ja, ſo ahnden ſie es.

Weder Afterreden, noch Satyren, noch Verläumdungen beſſern die Menſchen; ſie reizen, ſie erbittern nur die Gemüter. Luſt ſich zu rächen, aber nicht zu beſſern, können ſie ihnen wohl einflöſſen. Ungerechte Vorwürfe beweiſen die Unſchuld, und nähren die Eigenliebe ſtatt ſie zu erſtikken. Die Groſſen bleiben, wie ſie ſind. Der Höfling, wenn gleich in einer unanſtändigen Schrift angegriffen, verhöhnt, ſtrebt, ringt nichts deſto weniger nach der Gunſt ſeines Herrn. Die Intriken, die an einem Orte unvermeidlich ſind, wo es viele Leute und wo es Wettkampf des Ehrgeizes giebt, werden demungeachtet an den Höfen fortgeſezt; und die Miniſter betreiben troz alle dem die Angelegenheiten des Staats nach dem Eindruk, welchen die Sachen nach dem Geſichtspunkt auf ſie machen, aus dem ſie dieſelben gefaſſt haben.

Diejenigen, auf deren Nakken die gröſſte Bürde von Macht und Gewalt ruht, ſind mehr zu beklagen als zu beneiden. Die Groſſen, welche die Erde beherrſchen, werden oft durch ein mühſames Werk mutlos gemacht, das gar kein Ende erreicht. Sie ſind unaufhörlich genötigt, in der Zukunft zu leben, weil ſie immer nachden-

denken, alles zuvorſehn, allem zuvorkommen müſſen; ſie müſſen vor Eräugniſſen ſtehn, welche der Zufall, der mit der menſchlichen Vorſicht ſein Spiel treibt, zur Zernichtung ihrer Maasregeln herbeiführt. Niedergedrükt von Arbeiten, werden die Ermüdungen eine Art Schlaftrunks für ſie, der in der Länge die Empfindungen des Ruhms in Schlummer verſenkt, und ſie antreibt, ſich nach der philoſophiſchen Ruhe des Privatlebens zu ſehnen. Es iſt notwendiger, dieſe Empfindungen des Ruhms in ihnen zu erwekken, als an deren Erſtikkung zu arbeiten. Aufmuntern mus man die Menſchen ſtatt ſie zurükzuſchrekken; jenes aber werden nie Schmähſchriften bewirken.

Vielleicht wird jemand ſich vorſtellen, man dürfe nur mächtig und unumſchränkt ſein, um ſich allem Wahnſinn ſeiner Launen frei zu überlaſſen, und ſeine Willensmeinungen als Geſeze aufzuzwingen. Denn ſobald man unverlezlich ſei, könne man ja alle Vorſchriften übertreten, um ſo eher, da niemand es wagen werde, ſeine Stimme zu erheben, und dergleichen unerträgliche Misbräuche der Obergewalt zu verdammen. Ich unterſtehe mich denen, die dieſe Einwürfe ma-

chen, zu antworten, daß ich darinn völlig ihrer Meinung bin, daß diejenigen, die ihr Leben hindurch mittelſt der oberſten Gewalt über die Geſeze hinaus geweſen ſind, wirklich eines Zügels bedürfen, der ſie abhält, ihre Macht zur Unterdrükkung der Schwachen oder zur Begehung von Ungerechtigkeiten zu misbrauchen; allein unwiſſende und im Dunklen lebende Skribler ſind völlig auſſer Stande, Lehrer von Königen zu ſein. Es giebt andre Lehrer, welche jene ihre Pflichten durch Thatſachen lehren, welche ihr Urtheil über ſie fällen, und ihnen ohne Hehl ſagen, was das Volk von ihnen denkt und denken mus.

Dieſe Lehrer ſind die Geſchichtsſchreiber. Sie ſchonen nicht im mindeſten jener furchtbaren Männer, welche die Erde zittern machten; ſie richten ſie, und indem ſie die guten Handlungen billigen und die böſen tadeln, unterweiſen ſie die Fürſten in dem, was in ihrem Betragen wird gelobt oder getadelt werden. Der Ausſpruch über die Todten lehrt die Lebendigen, was ſie werden zu erwarten haben, und auf welche Art ihr Name zur Nachwelt gelangen wird. Vor dem Richterſtuhle müſſen alle Groſſen nach ihrem Tode erſcheinen, und von ihm wird ihr Ruf auf immer beſtimmt. Die Hiſtoriker

ſtoriker ſtellen die Gewohnheit der Aegypter wieder her, vermöge welcher alle Bürger nach ihrem Tode dem Urtheile eines Gerichts unterworfen waren, das über ihre Werke ſeinen Ausſpruch that, und die Beerdigung derjenigen unterſagte, deren Handlungen es ſtrafbar fand. Die Nachwelt iſt unparteiiſch, iſt weder durch Neid noch Schmeichelei angeſtekt, läſſt ſich weder durch Lobreden noch durch Satyren blenden, und weis das reine Gold von dem falſchen Zuſaz zu ſcheiden. Die Zeit, welche die allergeheimſten Dinge offenbart, entſchleiert ihr die Handlungen der Menſchen und deren Beweggründe. Sie zeigt ihr nicht einen Miniſter in den Weihrauchwolken, die ſeine Schmeichler um ihn her gezogen haben, nicht einen König in dem dichtgedrängten Kreiſe ſeiner Höflinge, ſondern den Menſchen, aller fremden Hüllen, alles Flitterſtaats beraubt.

Wer da weis, daß er dieſem Gericht unmöglich entgehn kann, mus darauf bedacht ſein, makellos vor ihm zu erſcheinen. Nachruhm iſt das Einzige, was uns nach unſerm Tode übrig bleibt; dagegen fühlbar zu ſein, verrät keinen Hochmut. Vielmehr wird jeder eifrigſt darnach ſtreben, deſſen Seele bei der Geburt Adel und Hoheit zu Theile

 ward.

ward. Die wahre Ruhmbegierde iſt der Urquell aller heldenmütigen Handlungen und all' der heilſamen Thaten, die in der Welt ſind verrichtet worden. Weshalb läſſt ſich ein Menſch im Dienſte des Vaterlandes tödten? Nicht etwa deshalb, um den Beifall derer zu erhalten, die ihn überleben? Wozu arbeiten Schriftſteller und Künſtler? Doch wohl, um Beifall einzuärnten, ſich einen Namen zu machen und zur Unſterblichkeit einzugehn? Dies iſt ſo wahr, daß Cicero, den eben dieſer Ruhmdurſt beſeelte, die Bemerkung macht, daß nicht allein die ſchönſten Genieen des Alterthums, ſondern auch die Philoſophen aus den ſtrengſten Sekten ihren Namen an die Spize der Werke ſezten, die von der Eitelkeit der menſchlichen Strebungen handelten.

Dieſe Begierde, ſich zu verunſterblichen, iſt das Triebrad all' unſer Arbeiten und unſrer ſchönſten Handlungen. Die Tugend hat freilich Reize, die vermögend ſind, daß ſchöne Seelen ſie um ihrer ſelbſt willen lieben; inzwiſchen mus uns das nicht verleiten, alles das Gute zu verdammen, deſſen Triebfeder die Ruhmliebe geweſen iſt. Die Grundurſachen mögen geweſen ſein, welche ſie wollen; genug das Beſte der

Menſch-

Menſchheit heiſcht, daß man alle Mittel anwendet, welche dienlich ſind, das menſchliche Geſchlecht beſſer zu machen, und das wildeſte aller Thiere, das man Menſch nennt, zu zähmen. Man mus die Empfindungen der Ruhmliebe erwekken, ſie aufſuchen, die Welt unaufhörlich dazu ermuntern. Wehe den Groſſen, die gegen dieſen Stachel nicht fühlbar ſind, und wehe denen, auf welche die Sarkaſmen der Satyre zu tiefen Eindruk machen!

II.

Ueber die Pasquille.

Zum Fortkommen in der Welt giebt es unendliche Mittel und Wege, und Betriebſamkeit und Erfindungsgeiſt entdekken deren täglich neue. Ohne die gewöhnlichen Gewerbe zu rechnen, ſo hat blos das Schriftſtellertalent die Gelehrten durch die Früchte ihrer Nachtwachen belohnt. Die Autoren der zweiten Ordnung leben durch ihre Verleger; einige durch Versmachen, andre durch Korrekturen, verſchiedne durch Abſchreiben. Auſſer dieſen giebt es endlich noch eine Klaſſe, die das edle Geſchäft übernimmt, an den Günſtlingen des Glüks und an Männern in hohen Poſten Gebrechen aufzuſpähen. Gar ſinnreich arbeiten ſie ihnen unbekannte Karaktere aus; ſie malen nach der Phantaſie, und da ihr Pinſel ſchwärzer iſt, als der des Spaniers, ſo ſind ihre Gemälde mit Schatten angefüllt. Sie verſtehn die Kunſt, ihren Helden gehäſſig zu machen;

und

und man mus geſtehn, daß dieſes herrliche Talent für ſie nicht uneinträglich iſt. Dieſe gefährliche Kühnheit breitet ſich in unſern Tagen ſehr aus. Dies ſollte den Herren, die ſich dieſem Metje ergeben, die Beſorgnis einflöſſen, daß ihre Anzahl ihre Honorare vermindern und ſie endlich an den Bettelſtab bringen möchte. Sollte man es wohl glauben, daß ſie ſich der Gerechtſame der alten Cenſoren in Rom anmaaſſen wollen?

Ich finde zwiſchen beiden nur einen kleinen Unterſchied. Rom wählte ſeine Cenſoren, und dieſe Herren ſezen ſich ſelbſt dazu ein. Sie können, wie die Könige, ſich ſchreiben: Durch Gottes Gnaden, nicht durch Menſchengunſt. Viel Mühe machen ihnen ihre Werke warlich! nicht. Sie ſind meiſtentheils nur ſchmähungsvolle Deklamationen oder Früchte einer düſtern Einbildungskraft und widriger Eindrükke. Sie treiben mit dieſen Schmähungen einen Handel, und theilen ſie nach dem Gefallen der Beſchüzer aus, die ihre Dienſte zu erkennen wiſſen. Man erſtaunt unabläſſig über ihre kühne Verwägenheit; allein ihr Schleichen im Finſtern ſchirmt ſie. Nur die Verachtung rettet ſie, womit ſtolze und vermögende Leute auf ihre Schandſchriften herabblik-

abblikken. Das miſsklingende Getöſe, das ſie durch ihr Geſchrei erregen, verliert ſich in den Lüften, und ſie kommen mir wie Mükken vor, die ſich Mühe geben, einen Elephanten zu ſtechen.

Als ich vor einiger Zeit in Holland reiſte, muſſt' ich mich in dem Wirthshauſe einer Stadt verweilen, durch die ich ging. Ein ganz wohlgekleideter Mann trat herein. Seine Mine war ſtolz, ſein ganzes Weſen imponirend. Mit ſtolzverächtlichem Auge blikte er auf die, ſo ihn umgaben, und es ſchien, als betrachte er das Menſchengeſchlecht mit Erbarmen. Ich nam ihn für einen von denen Herren, die wöchentlich zwei, dreimal Könige auf dem Theater vorſtellen, und die durch das viele Repräſentiren endlich es zu ſein glauben.

Das ſonderbare Betragen dieſes Mannes machte mich begierig, zu wiſſen, wer er ſei. Es iſt ein Mann von weit mehrerm Belange, als Sie wohl glauben, ſagte der Wirt zu mir, der ihn kannte. Er hat die Macht, einem guten Ruf zu geben und zu nemen; allein nach dem Beiſpiele der Eroberer, iſt ihm zerſtören lieber als aufbauen. Die Feder iſt ſein Wagen

und

und Pflug. Hausgeräte, Kleidung, Eſſen und Trinken, alles ſchaft er ſich auf Koſten der groſſen Herren an, die er ihren Mitbewerbern aufopfert. Er macht's ſchier ſo, wie der verſtorbene Kardinal von Polignac, der, wie's heiſſt, für jede Antike, die er nach Paris ſenden durfte, dem Pabſte einen janſeniſtiſchen Biſchof aufopferte, und ihn aus dem Lande jagte. So iſt's auch mit dem Herrn da. Er hat nicht Ein Stük Hausrat, wozu er nicht einen zu nennen weis, dem deſſen Erwerbung ſeinen guten Namen gekoſtet hat. Jezt geht er mit einem groſſen Projekte ſchwanger. Gelingt's ihm, ſo glaubt er ſein Glük weder mit Taxera noch Schwarzau vertauſchen zu dürfen. Könnte man dies wunderbare Projekt nicht erfahren? ſagte ich. Die Rede iſt von einer tüchtigen Satyre gegen einen Fürſten, verſezte der Wirt. Macht er ſie ſo ſtark und boshaft, als man ſie von ihm verlangt, ſo wird man ihn mit allen möglichen Ehrenbezeigungen überſchütten.

Dieſer Bericht vermehrte die Begierde in mir, dies Original näher kennen zu lernen, und machte mir Luſt, mich in eine Unterredung mit dieſem deſpotiſchen Manne einzulaſſen, der es wagte, die

Groſ-

Groſſen, noch bei ihrem Leben, ſo zu richten, wie die Aegypter ſie nach ihrem Tode richteten. Ich glaubte in ihm den Geiſt jener Päbſte wiederzuerkennen, die Monarchen exkommunicirten und Königreiche in den Bann thaten. Hierauf näherte ich mich dieſem furchtbaren Cenſor. Er empfing mich mit jenem hohen oder vielmehr unverſchämten Weſen, womit die Miniſter, die auf ihre Günſtlingſchaft am aufgeblähteſten ſind, diejenigen aufnemen, die um Gnadenbezeigungen anſuchen. Sein mich demütigender Stolz benam mir einige Augenblikke die Sprache; ich faſſte mich inzwiſchen wieder, und machte ihm ein ziemlich klägliches Kompliment über das Vergnügen, das ich empfände, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Nach einigen unbedeutenden Reden fragte ich ihn, ob er mit ſeinem Metje zufrieden wäre.

Recht ſehr, verſezte er; ich führe mit mehr als Einem Hofe geheimen Briefwechſel, habe mit einer Menge groſſer Herren zu thun, die mich fürchten und doch eifrigſt ſuchen. Durch meine Arbeitſamkeit hab' ich mir ein Reich gegründet. Ohne Staaten zu haben, herrſch' ich, und ohne Macht regier' ich deſpotiſch. Iſt aber Ihr Reich wohl dauerhaft, fiel ich ein? Und haben Sie nicht

ein-

einmal deſſen Umſturz zu beſorgen? Wer hoch ſteht, fällt gar leicht, wie Sie wiſſen. Was hab' ich zu befürchten? entgegnete er mir. Vom Thron kann man mich nicht ſtürzen. Ich beherrſche die Gemüter, und ſolang' es Tint und Feder in der Welt giebt, verfolg' ich meine Bahn. Aus dem Innerſten meines Kabinets ordn' ich das Schikſal derer, welche die Welt unterdrükken. In meiner Hand ſteht der gute Namen all' der Groſſen, vor denen Völker auf die Kniee fallen. Wenn mir's gefällig iſt, laſſ' ich ſie ſich ſchwindſüchtig ärgern, treibe Verzweiflung in ihr Herz, und entreiſſe ihnen die Frucht all' der Gunſtbezeigungen, womit das Glük ſie überſchüttet.

Ach! rief ich, was für ein unmenſchliches Vergnügen können Sie daran finden, Unglükliche zu machen, wenn Sie deren wirklich ſo viele machen? Iſt Ihnen denn die Neigung jener übelthätigen Genieen angeboren, die, wie man ſagt, in der Verfolgung des menſchlichen Geſchlechts eine grauſame Freude fühlen? Ach! mein Herr, haben Sie die Güte ....

Wie? unterbrach er mich, halten Sie mich für eins jener breiweichen Geſchöpfe? Dergleichen

kleine

kleine Bedenklichkeiten und Gewiſſensſkrupel über⸗ laſſ' ich blöden Tröpfen. Was mich anlangt, ſo find' ich Behagen daran, die Eitelkeit und den Uebermut derjenigen zu demütigen, die nichts zu befürchten haben, jene hartherzige Geſchöpfe mis⸗mutig und troſtlos zu machen, die über das all⸗gemeine Elend nie Erbarmen haben, und dieje⸗nigen einiges Ungemach empfinden zu laſſen, die deſſen täglich bereiten.

Ach! mein Herr, ich bitte um Verzeihung, ſagte ich. Glauben Sie nicht, daß das menſch⸗liche Geſchlecht ſo verderbt iſt, als Sie es ſich vorſtellen. Freilich bedekt Laſter die Erde, doch hat es ſeine Wurzeln noch nicht überall verbrei⸗tet. Glauben Sie nicht, daß Wohlſtand und Tugend nicht beiſammen beſtehn können; machen Sie wenigſtens einen Unterſchied zwiſchen. . . .

Ich mache keinen, verſezte er; alle Menſchen taugen nichts; folglich kann ich ſie mit gutem Gewiſſen angreifen. Allzu zart iſt es eben nicht, wie es ſcheint, entgegnete ich. „Woher ſollt' „ich denn meinen Unterhalt nemen, Herr? Wo⸗„von leben, wenn mich hungert? In unſern „Tagen, ſehn Sie wol, mus man Aufſehn machen

„oder

„oder man wird verachtet. Mein Stillſchwei„gen bezahlt mir Niemand, aber meine Werke „bezahlt man mir theuer; und ich arbeite nur „für das menſchliche Herz.“ O! wie iſt der ſo deſpotiſche Regent, der ſo gefürchtete Cenſor, der oberſte Richter aller Groſſen der Erden mit Einem Male von ſeiner Höhe geſtürzt! Wie, Kröſus, heiſcht mitten unter ſeinen Schäzen Almoſen?

Keine Schäkereien! fiel er mir ein. Meine Königswürde nährt mich nur, wenn ich deren Obliegenheiten erfülle. Ich bin in der That weit unumſchränkter als die Könige; ſie ſind Sklaven der Geſeze, können nur ſtrafen, oder belohnen, je nachdem dieſe es ihnen verſtatten. Was Leumund anlangt, ſo können ſie für denſelben nichts thun; können ihn weder geben noch nemen; ich hingegen mache mich zum Schiedsrichter der Meinungen des Publikums, und wegen der Obergewalt, die ich mir über daſſelbige erworben habe, macht es ſich von den Leuten einen Begrif nach den Schilderungen, die ich von ihnen verfertige. So gut, wie die Könige, erhalt' ich Subſidien; die Bosheit einiger zahlt mir ſie aus, um die Schändlichkeit andrer aufzudekken. Deshalb ſchreib' ich groſſen Herren

und Fürſten Taxen vor; ſie ſind meine Sklaven. Ich verkaufe ihren Leumund wohlfeiler oder theurer, je nachdem ich Schwierigkeiten vorfinde, ihre Verdienſte herabzuſezen. Ich brandſchaze den Has und den Neid, ſchränke mich nicht blos auf Privatperſonen ein, ſondern der Thron ſelbſt ſchrekt mich nicht zurük. Ich, wie Sie mich hier ſehn, ohne Schäze und ohne Truppen, erkläre Königen den Krieg, und greife ſie an, ſo mächtig ſie auch immer ſein mögen.

Sie laufen nicht geringes Riſiko, ſagte ich; der Krieg hat ſeine Wagniſſe. Das Blatt könnte einmal ſich wenden, wie dies ſchon den gröſſten Feldherren begegnet iſt, die endlich auf's Haupt ſind geſchlagen worden. Scherz bei Seite! gab er zur Antwort. Mit meinen Waffen wiſſen die guten Fürſten und Monarchen nicht umzugehn. Zur höchſten Not können ſie ihren Namen unterſchreiben. Wenn ſie ſich mit mir auf die Feder ſchlagen wollten, ſollten Sie ein artiges Spiel ſehn. Ihre Schriften würde man wegwerfen, und den meinigen, wie immer, Glauben beimeſſen. Daß ich Lehrer des Publikums bin, das, das macht mich ſo furchtbar. Ich ſchreibe ihm ſtets vor, wie und was es denken ſoll.

„Allein

„Allein die Fürſten und Herren hätten es nun „grade nicht nötig, ſich der Feder zu bedienen.“ . . . . Nur gemach! verſezte er. Ich glaube, Sie wollen in mein Gehege, Herr?

Dafür behüte mich der Himmel, entgegnete ich. Es müſſte Ihnen denn etwa, wie den Körpern der Heiligen, eine Kraft entfloſſen ſein, die auf mich wirkte. Doch, um wieder auf unſre Materie zu kommen, ſein Sie ſo gütig, und belehren Sie mich, wie Sie es machen, die in üblen Ruf zu bringen, an welchen die Läſterung ihren Zahn nicht wezen kann. Hab' ich nicht Einbildungskraft? verſezte mein Held. Iſt es etwa ſchwerer, eine Satyre, als einen Roman zu machen? Was für Mühe koſtet es denn, geheime Anekdoten zu verfertigen, Geſchichten zu ſchmieden, die Wahrſcheinlichkeit haben? Denn je höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit man denen Erzälungen zu geben weis, die man bekannt macht, deſto glaubwürdiger werden ſie. Und überdies hält es wohl ſchwer, den Menſchen Lächerlichkeiten zu geben?

Er ſtand auf dem Punkt, alle ſeine Geheimniſſe zu offenbaren, als ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu ſagen: ich ſchäzte mich ſehr glük-

lich, daß das Schikſal mich nicht zu einem Range emporgehoben hätte, worinn ich in Gefahr geweſen wäre, in ſeine Hände zu fallen. Ich dankte dem Himmel für meinen Stand der Mittelmäſſigkeit, weil mich der ihm nicht wichtig genug machte, um vor die Augen des ganzen Publikums hervorgezogen zu werden. Ich kann Ihnen nicht bergen, ſezte ich hinzu, daß ich, wenn ich in Ihrer Stelle wäre, mich vor jenen mächtigen Leuten fürchten würde, die ſo lange Hände haben, daß ſie überall hinreichen können; und das um ſo mehr, da Sie meines Bedünkens durch Ihr Streben nach einer tyranniſchen Regierung ſich auch das Schikſal der Tyrannen bereiten.

Jezt geriet mein Gegner in einen edeln und heroiſchen Enthuſiasmus, und gab mir zu erkennen, daß nichts rühmlicher wäre, nichts mehrern Mut verkündigte, als gefährliche Unternemungen zu wagen; daß man die Leute nicht bezahlte, die auf den Straſſen gingen, wohl aber die, welche auf dem Seile tanzten; und daß man nur durch Entwerfung ſchwieriger und wagnisvoller Projekte ſeinen Namen bis zur Unſterblichkeit trüge. Sodann prunkte er mir ſeine Feſtmütigkeit und Unerſchrokkenheit vor. Gern, ſezte er hinzu,

wollt'

wollt' ich mich den grauſamſten Martern ausſezen, um meine Unabhängigkeit, meine Denkfreiheit, meine Gerechtſame und die innere Zufriedenheit zu behaupten, die ich empfinde, über die ganze Welt zu gloſſiren.

Sehr Schade, ſagte ich, daß Sie nicht in den erſten Jahrhunderten der Kirche ſind geboren worden. Ihr Name würde unter den Verfolgungen berühmt geworden ſein. Jezt ſtrahlte er aus einer Legende hervor, und man feierte unſtreitig Ihr Feſt. Ich beſorge aber, daß Ihnen ganz etwas anders begegnen wird, als Sie vermuten, und daß Sie, wenn Sie eine Zeitlang zum Werkzeuge der heimlichen Rache erlauchter Neider gedient haben, ein tragiſches Ende nemen, ohne die Berühmtheit erreicht zu haben, wonach Sie ſtreben.

Er war im Begrif, mir zu antworten, als jemand, der die lezten Worte unſerer Unterredung gehört hatte, ſich uns näherte, und ſich einfallen lies, ihm ganz trokken und ziemlich unbedachtſam die berühmte Geſchichte vom eiſernen Kefig zu erzälen, worinn Ludwig der Vierzehnte, wie man ſagt, einen Deklamator von der Art einſperren

 lies,

lies, der gegen dieſen Fürſten ſein Talent geübt hatte. Hierauf erwiederte unſer Held: obgleich alle Jahre im Frühlinge bösartige Fieber wüteten, ſo ſtürben doch nicht alle Menſchen daran. Die Groſſen verſtünden den Wert wiziger Einfälle nicht. Dies Jahrhundert wäre ſehr wunderlich; man könnte gar nicht gut mit ihm zurechte kommen, und es würde täglich ärger damit. Man mache ſich aus Talenten und Verdienſten zu wenig.

Ich hatte aber bemerkt, daß ſeit der Kefiggeſchichte ſich ſein Geſicht merklich verwandelt hatte; er ward wirklich tiefſinnig und ſtill. Wie ich ihn ſo düſter ſahe, überlies ich ihn ſeinen traurigen Betrachtungen. Kann man aus alle dem nicht ſchlieſſen, daß die Bosheit, wenn ſie auch ſogar die Gewiſſensbiſſe erſtikt, dennoch nie ohne grauſame Beſorgniſſe ſein kann, und daß nur lediglich das tugendhafte Leben das ruhige iſt.

Prüfung

des

Verſuchs

über die

Vorurtheile.

Bekannt gemacht 1770 zu London beim Buchhändler Nourse.

So eben hab' ich ein Buch geleſen, das den Titel führt: Eſſai ſur les Préjugés. Mein Befremden war nicht gering, als ich bei näherer Unterſuchung fand, daß es ſelbſt mit Vorurtheilen angefüllt war. Es iſt ein Gemiſch von Wahrheiten und falſchen Räſonnements, von bitteren Kritiken und ſchimäriſchen Projekten, die ein enthuſiaſtiſcher und fanatiſcher Philoſoph vorträgt. Um Ihnen davon genaue Rechenſchaft abzulegen, bin ich genötigt, mich in einiges Detalje einzulaſſen; da ich aber gleichwol keine Zeit zu verlieren habe, will ich mich nur auf einige Bemerkungen über die wichtigſten Gegenſtände in dieſem Werkchen einſchränken.

Ich erwartete in der Schrift eines Mannes, der auf jeder Seite ſich als Philoſoph ankündigt, Weisheit und ſehr richtiges Räſonnement zu finden; bildete mir ein, nichts denn Licht und

Evidenz darinn anzutreffen; o! wie ungemein habe ich mich geirrt. Der Verfaſſer ſtellt ſich die Welt beinahe ſo vor, wie Plato ſich ſeine Republik imaginirte, fähig der Tugend, des Glüks und aller Vollkommenheiten. Ich wage es, ihn zu verſichern, daß die Welt, die ich bewohne, nicht ſo beſchaffen iſt; daß daſelbſt überall das Böſe mit dem Guten gemiſcht iſt; daß ſie wie im Phyſiſchen ſo im Moraliſchen ſtarke Unvollkommenheiten hat, die ſie karakteriſiren.

Er behauptet im Magiſtertone, daß die Wahrheit für die Menſchen gemacht ſei und daß er ſie bei allen Gelegenheiten ſagen müſſe. Dies verdient Prüfung. Ich werde mich auf Erfahrung und Analogie ſtüzen, um ihm zu beweiſen, daß Spekulationswahrheiten, weit entfernt für den Menſchen gemacht zu ſcheinen, ſich unaufhörlich ſeinen mühſamſten Nachforſchungen entziehen. Ein demütigendes Geſtändnis für die Eigenliebe, allein die ſtärkere Wahrheit preſſt es mir ab. Die Wahrheit liegt in der Tiefe eines Schachts; die Philoſophen beſtreben ſich, ſie an den Tag zu fördern; alle Gelehrte beſchweren ſich über die mühſame Arbeit, die es ihnen macht, ſie zu entdekken. Wäre Wahrheit für den Men-

ſchen

ſchen gemacht, ſo würde ſie ſich ihm von ſelbſt darſtellen; er würde ſich ihrer bemächtigen ohne Strebungen, ohne langes Nachſinnen, ohne ſich dabei zu verſehn; und ihre den Irrthum beſiegende Evidenz würde unfehlbar Ueberzeugung nach ſich ziehn. Man würde ſie an zuverläſſigen Merkmalen von dem Irrthum unterſcheiden, der uns öfterer täuſcht, indem er ſich unter dieſer erborgten Geſtalt zeigt; es würde keine Meinungen mehr geben; nichts denn Gewisheiten würden vorhanden ſein.

Allein die Erfahrung lehrt mich grade das Gegentheil; ſie zeigt mir, daß kein Menſch ohne Irrthum iſt; daß die gröſſten Narrheiten, welche die ausſchweifendſte Einbildungskraft in allen Jahrhunderten erzeugt hat, aus dem Gehirn der Philoſophen entſprungen ſind; daß es wenig philoſophiſche Syſteme giebt, die ohne Vorurtheile und falſche Räſonnements wären. Sie erinnert mich an die Wirbel, die Karteſius erfand, an den Kommentar, den Neuton, der groſſe Neuton, über die Apokalypſe ſchrieb, an die vorherbeſtimmte Harmonie, die Leibniz, ein mit jenen groſſen Männern verbrüdertes Genie, erfunden hatte. Von der Schwäche des menſch-

lichen

lichen Verſtandes überzeugt, und von den Irr-thümern dieſer berühmten Philoſophen betroffen, rief ich aus: O Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitel-keit des philoſophiſchen Geiſtes!

Die Erfahrung zeigt mir bei ihrem weitern Nachforſchen den Menſchen, in allen Jahrhun-derten, in der beſtändigen Knechtſchaft des Irr-thums, und den Gottesdienſt der Völker auf un-gereimte Fabeln gegründet, von poſſirlichen Ge-bräuchen, lächerlichen Feſten und mancherlei Aber-glauben begleitet, woran ſie die Dauer ihres Reichs hefteten, und in Geſellſchaft von Vorur-theilen, welche die Welt von einem Ende zum andern beherrſchen.

Wenn man den Urſachen dieſer Irrthümer nachdenkt, ſo findet man, daß der Menſch ſelbſt deren Veranlaſſung iſt. Vorurtheile ſind die Vernunft des Volks: es hat einen unwiderſteh-lichen Hang zum Wunderbaren; dazu kömmt noch, daß der zahlreichſte Theil des menſchlichen Geſchlechts, der nur durch Tagelohn ſein Leben erhält, im Schlamm unüberwindlicher Unwiſſen-heit verſenkt iſt; daß er weder Zeit zu denken noch zu überlegen hat. Da ſein Geiſt nicht an Rä-

ſonne-

ſonnement gewöhnt, noch ſeine Urtheilskraft geübt iſt, ſo fällt es ihm unmöglich nach den Regeln einer geſunden Kritik die Dinge zu prüfen, worüber dieſelbe ſich Licht verſchaffen will, noch einer Kette von Schlüſſen zu folgen, wodurch man ihn von ſeinen Irrthümern zurükbringen könnte. Daher ſeine Anhänglichkeit für den Gottesdienſt, welchen eine lange Gewohnheit ihm heilig gemacht hat, und wovon ihn nichts abbringen kann denn Gewalt. Auch richteten nur durch Macht neue Religionsmeinungen die alten zu Grunde; Henker bekehrten die Heiden, und Karl der Groſſe verkündigte den Sachſen das Chriſtenthum, indem er mit Feuer und Schwert ſeine Lehre behauptete. Sonach müſſte unſer Philoſoph um die Nationen zu erleuchten, den Mordſtahl in der Hand, ihnen predigen; da aber die Philoſophie ihre Jünger ſanft und duldſam macht, ſchmeichle ich mir, daß er das erwägen wird, bevor er ſich in völlige Rüſtung ſezt, und die Tracht eines kriegriſchen Bekehrers anlegt.

Die zweite Urſache des Aberglaubens, der in den Menſchen liegt, iſt jener Hang, jener ſtarke Trieb, den ſie nach allem fühlen, das ihnen wunderbar ſcheint. Dieſer Trieb iſt ganz allgemein.

gemein. Man kann ſich nicht enthalten, — das empfindet die ganze Welt — den übernatürlichen Dingen Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die uns erzählt werden. Es ſcheint, daß das Wunderbare die Seele emporhebt, daß es unſer Weſen veredelt, indem es ein unermeslisches Feld öfnet, das die Sphäre unſrer Vorſtellungen erweitert, und eine freie Laufbahn unſrer Einbildung giebt, die ſich mit vielem Behagen in unbekannten Gegenden verirrt. Der Menſch liebt alles, was gros iſt, alles, was Erſtaunen oder Bewunderung einflößt. Ein majeſtätiſcher Pomp, eine Aufſehn machende Ceremonie bewirkt tiefen Eindruk bei ihm; geheimnisreiche gottesdienſtliche Verrichtungen verdoppeln ſeine Aufmerkſamkeit. Wenn man ihm damit die unſichtbare Gegenwart einer Gottheit verkündigt, ſo bemächtigt ſich ein anſtekkender Aberglaube ſeines Geiſtes, verſtärkt ſich darinn, und wächſt ſo weit, daß er Fanatiker wird.

Dieſe ſonderbare Wirkungen ſind die Folgen der Macht, die ſeine Sinne über ihn haben, denn er iſt mehr ſinnlich als vernünftig. Mithin ſind die meiſten menſchlichen Meinungen auf Vorurtheile, Fabeln, Irrthümer und Betrügereien gegründet. Was kann ich hieraus anders ſchlieſſen,

als

als daß der Menſch für den Irrthum geſchaffen, daß der ganze Erdboden deſſen Herrſchaft unterworfen iſt, und daß wir nicht im mindeſten heller ſehn, als die Maulwürfe. Der Verfaſſer mus ſonach, der Erfahrung aller Jahrhunderte gemäs, bekennen, daß, da die Welt, wie wir geſehn haben, mit Vorurtheilen des Aberglaubens überſchwemmt iſt, die Wahrheit nicht für den Menſchen gemacht iſt. Allein was wird aus ſeinem Syſtem werden? Ich bin gewärtig, daß unſer Philoſoph mich hier zurükhalten wird, um mir zu ſagen, daß ich nicht ſpekulatifiſche Wahrheiten mit Erfahrungswahrheiten vermengen möchte.

Ich habe die Ehre, ihm hierauf zu antworten: daß in Betref von Meinungen und Aberglauben die Rede von ſpekulatifen Wahrheiten iſt; und von jenen wurde ja gehandelt. Erfahrungswahrheiten ſind ſolche, die auf das bürgerliche Leben Einflus haben, und ich bin überzeugt, daß ein groſſer Philoſoph, wie unſer Autor, ſich nicht einbilden wird, die Menſchen zu erleuchten, wenn er ſie lehret, daß man im Feuer verbrennt, im Waſſer erſäuft, daß man Nahrungsmittel nemen mus, um ſein Leben zu erhalten, daß die Geſellſchaft ohne Tugend nicht beſtehen könne, und andre eben ſo gemeine

meine als bekannte Dinge. Doch wir wollen weiter gehen.

Der Verfaſſer ſagt im Anfange ſeines Werks, daß man die Wahrheit kühn und ohne Rükhalt jederman ſagen müſſe, weil ſie allen Menſchen nüzlich ſei; und im achten Kapitel, wenn ich mich nicht irre (denn ich citire aus dem Gedächtnis) erklärt er ſich in einem andern Tone, und behauptet, daß Notlügen erlaubt und nüzlich ſind. Er geruhe ſonach mit ſich erſt eins zu werden, was von Beiden die Oberhand behalten ſoll, die Wahrheit oder die Lüge, damit wir wiſſen, woran wir uns zu halten haben. Wenn ich meine Gedanken nach denen eines ſo groſſen Philoſophen herauswagen dürfte, ſo würde ich die Meinung äuſſern, daß der verſtändige Mann nie mit etwas Misbrauch treiben darf, ſelbſt mit der Wahrheit nicht. An Beiſpielen, dieſe Meinung zu unterſtüzen, würde es mir nicht fehlen.

Nemen wir an, daß eine ſchüchterne und furchtſame Frau ſich in Lebensgefahr befände. Wenn man ihr die Gefahr, worinn ſie ſchwebt, nun unbedachtſam entdekte, ſo würde ihr Geiſt durch die Todesangſt erſchüttert und aus aller

Faſſung

Faſſung geſezt, dem Blute eine zu ungeſtüme Bewegung mittheilen und vielleicht den Augenblik ihres Todes beſchleunigen; dahingegen, wenn man ihr Hofnung zur Geneſung blikken lieſſe, ihre Geiſtesruhe den Arzeneimitteln vielleicht helfen könnte, ihre Wiederherſtellung zu bewirken. Was würde man dabei gewinnen, den Irrthum einem Menſchen zu entreiſſen, den Täuſchungen glüklich machen? Nichts, als was jener Arzt gewann, der einen Narren geheilt hatte. Als er von dieſem ſeine Belohnung foderte, gab ihm der zur Antwort: er würde ihm nichts geben; denn während des Verluſts ſeiner geſunden Vernunft hätte er ſich im Paradieſe geglaubt; und nach deren Wiederlangung befände er ſich in der Hölle.

Wenn die Patricier, als der Senat Varro's Verluſt der Schlacht bei Cannä erfuhr, auf dem Forum geſchrieen hätten: Römer, wir ſind überwunden, Hannibal hat unſre Heere völlig geſchlagen; ſo würden dieſe unbedachtſamen Worte den Schrek des Volks dermaaſſen vermehrt haben, daß es, wie nach dem Verluſt der Schlacht bei Allia Rom verlaſſen hätte, und es wäre um die Republik geſchehn geweſen. Der weiſere Senat verhehlte dieſen Unglüksfall, befeuerte das

Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes, ergänzte das Heer, ſezte den Krieg fort, und nach deſſen Endigung triumphirten die Römer über die Karthager. Mithin ſcheint es ausgemacht, daß man die Wahrheit mit Beſcheidenheit, nie zur Unzeit ſagen, und zumahl die Zeit wählen mus, die dazu die ſchiklichſte iſt.

Wenn ich den Autor überall widerlegen wollte, wo ich Unrichtigkeiten bei ihm wahrzunemen glaube, ſo könnte ich ihn wegen der Definition angreifen, die er vom Worte Paradoxie giebt. Er behauptet: dies Wort bezeichne jede Meinung, die noch nicht angenommen iſt, die aber angenommen werden kann; ſtatt, daß der gewöhnliche, mit dieſem Worte verbundene Begrif, der iſt von einer Meinung, die irgend einer Erfahrungswahrheit entgegen ſtreitet. Bei dieſer Kleinigkeit halte ich mich nicht weiter auf; doch ich kann nicht umhin, diejenigen, die den Namen Philoſophen annemen, zu erinnern, paſſende Definitionen zu machen, und ſich der Worte in ihrer gewöhnlichen Bedeutung zu bedienen.

Jezt komme ich auf den Endzwek des Autors. Er verhehlt ihn nicht, ſondern er giebt deutlich zu ver-

verſtehn, daß er gegen den religiöſen Aberglauben ſeines Landes einen Groll hat, daß er ſich vorſezt, deſſen Gottesdienſt abzuſchaffen, um auf deſſen Trümmern die natürliche Religion zu errichten, indem er eine Moral gut heiſſt, die von allen unzuſammenhängenden Zubehörden frei iſt. Seine Geſinnungen ſcheinen rein. Er will nicht, daß das Volk durch Fabeln getäuſcht werde, daß die Betrüger, die ſolche vortragen, davon allen Nuzen ziehn, wie die Marktſchreier von den Arzeneien, die ſie verkaufen; er will nicht, daß dieſe Betrüger den ſchwachköpfigen gemeinen Mann beherrſchen; daß ſie die Macht fortgenieſſen, die ſie gegen den Fürſten und gegen den Staat misbrauchen. Er will mit Einem Worte, den eingeführten Gottesdienſt abſchaffen, die Augen der Menge öfnen, und ihr helfen, das Joch des Aberglaubens abzuſchütteln. Ein groſſes Projekt! Nur bleibt noch zu unterſuchen übrig, ob es ausführbar iſt, und ob der Verfaſſer ſich ſo gut dabei genommen hat, daß es gelingen kann.

Dieſe Unternemung wird denen unausführbar ſcheinen, welche die Welt ſehr ſtudiert und das menſchliche Herz wohl durchforſcht haben. Alles ſezt ſich ihr entgegen; die Hartnäkkigkeit,

 womit

womit die Menſchen an ihren angewöhnten Meinungen hängen, ihre Unwiſſenheit, ihre Unfähigkeit zu räſonniren, ihr Geſchmak am Wunderbaren, die Macht der Kleriſei, und die Mittel, welche dieſelbe hat, ſich aufrecht zu erhalten. Sonach mus man in einem Lande, das, wie Frankreich, mit ſechzehn Millionen Seelen bevölkert iſt, ſogleich auf die Bekehrung von funfzehn Millionen achtmalhunderttauſend Seelen Verzicht thun, die unüberwindliche Hinderniſſe an ihre Meinungen heften; mithin bleiben für die Philoſophie zweimalhunderttauſend übrig. Immer noch viel; und ich würde es nie unternemen, einer ſo groſſen Menge, die durch ihre Faſſungskraft, Geiſt, Beurtheilung, Sehart, ſo von einander verſchieden iſt, als durch die Züge ihres Geſichts, einerlei Gedankenſchwung zu geben.

Laſſet uns auch noch annemen, daß die zweimalhunderttauſend Proſelyten einerlei Unterricht erhalten haben, ſo wird dennoch nichts deſto weniger jeder von ihnen ſeine eigne Gedanken, ſeine abgeſonderten Meinungen haben; und vielleicht finden ſich nicht zwei unter dem Haufen, die übereinſtimmend denken.

Ich

Ich gehe weiter, und wage beinahe die Verſicherung, daß in einem Staate, worinn alle Vorurtheile vernichtet wären, nicht dreiſſig Jahre vergehen können, ohne daß deren neue auflebten, und daß endlich die Irrthümer ſich mit Schnelligkeit verbreiten und alles überſchwemmen würden. Wer ſich mit der Einbildungskraft der Menſchen einläſſt, wird ſtets über den die Oberhand behalten, der mit ihrem Verſtande ſpricht. Kurz, ich habe bewieſen, daß ſtets Irrthümer die Welt beherrſcht haben; und da eine ſo unwandelbare Sache als ein allgemeines Geſez der Natur kann betrachtet werden, ſo ſchlieſſe ich daraus, daß das, was immer geweſen iſt, ſtets ſo ſein wird.

Inzwiſchen mus ich dem Autor Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wenn ſie ihm gebühret. Nicht durch Gewalt will er der Wahrheit Proſelyten erwerben. Er giebt zu verſtehn, daß er es dabei will bewenden laſſen, den Geiſtlichen die Erziehung der Jugend abzunemen, die jezt in ihren Händen iſt, und dieſelbe den Philoſophen zu übertragen. Dadurch würde die Jugend gegen jene religiöſe Vorurtheile bewahrt werden, womit bisher die Schulen ſie ſeit ihrer

Geburt angeſtekt hatten. Allein ich wage ihm vorzuſtellen, daß, wenn er auch ſelbſt die Macht hätte, ſein Vorhaben auszuführen, ſeine Erwartung würde getäuſcht werden. Ich darf ihm nur ein Beiſpiel anführen, das ſich in Frankreich, beinahe unter ſeinen Augen, zuträgt. Die Kalviniſten daſelbſt ſind gezwungen, ihre Kinder in die katholiſchen Schulen zu ſchikken. Er ſehe nun, wie dieſe Väter ihre Kinder, wenn ſie zurükkommen, ermahnen, wie ſie dieſelben Kalvin's Katechismus wiederholen laſſen, und wie ſie ihnen den ſtärkſten Abſcheu gegen das Pabſtthum einflößen. Dies Faktum iſt nicht nur bekannt, ſondern es iſt noch überdies evident, daß ohne die Beharrlichkeit dieſer Familienhäupter es ſchon längſt keine Hugenotten mehr in Frankreich geben würde.

Ein Philoſoph kann ſich gegen eine ſolche Unterdrükkung der Proteſtanten wohl auflehnen, aber ein ſolches Beiſpiel befolgen mus er nicht. Denn es iſt Gewaltthätigkeit, den Vätern die Freiheit zu rauben, die Kinder nach ihrer Willkühr zu erziehn; es iſt Gewaltthätigkeit, dieſe Kinder in die Schule der natürlichen Religion zu ſenden, wenn die Väter verlangen, daß

ſie

ſie katholiſch ſein ſollen, wie ſie. Der verfolgende Philoſoph würde in den Augen des Weiſen ein Ungeheuer ſein; Mäſſigkeit, Menſchlichkeit, Gerechtigkeit, Duldſamkeit müſſen ihn karakteriſiren. Seine Grundſäze müſſen unwandelbar ſein; die Worte, Projekte und Handlungen von ihm müſſen jenen folglich entſprechen.

Wir wollen dem Verfaſſer ſeinen Enthuſiasmus für die Wahrheit verzeihen, und die Geſchiklichkeit bewundern, mit der er ſeinen Endzwek zu erreichen ſucht. Wir haben geſehn, daß er einen mächtigen Gegner, die herrſchende Religion, angreift, die Prieſterſchaft, welche dieſelbe vertheidigt, und das abergläubiſche Volk, das ſich unter deren Fahnen geſtellt hat. Doch als wenn ein ſolcher furchtbarer Feind für ſeinen Mut nicht hinlänglich wäre, wekt er, um ſeinen Triumph anſehnlicher und ſeinen Sieg glänzender zu machen, noch einen andern Feind gegen ſich auf. Er thut einen mächtigen Ausfall auf die Regierung, beleidigt ſie höchlich mit eben ſo vieler Plumpheit als Unanſtändigkeit; die Verachtung, die er gegen dieſelbe äuſſert, empört verſtändige Leſer. Vielleicht würde die neutrale Regierung ein friedlicher Zuſchauer der

Schlachten und Treffen geweſen ſein, die dieſer Held der Wahrheit den Apoſteln der Lügen würde geliefert haben; jezt aber zwingt er ſelbſt die Regierung, die Sache der Kirche völlig als die ihrige zu übernemen, um ſich dem gemeinſchaftlichen Feinde zu widerſezen. Hätten wir vor jenem groſſen Philoſophen nicht zu viel Reſpekt, ſo würden wir dieſen Zug für den mutwilligen Einfall eines unbeſonnenen Schülers halten, der dafür ernſtliche Beſtrafung von ſeinen Lehrern verdiente.

Kann man denn aber nicht ſeinem Vaterlande Gutes thun, ohne die einmal eingeführte Ordnung niederzuſtürzen, ganz zu Boden zu treten? Und giebt es nicht gelindere Mittel, die man vorzüglich vor andern wählen und brauchen ſollte, wenn man jenem mit Nuzen dienen will? Unſer Philoſoph kömmt mir wie jene Aerzte vor, die keine andre Arzeneien kennen, als Brechtränke, und wie jene Wundärzte, die ſich auf nichts verſtehn, als auf Amputationen.

Ein Weiſer, der über die Uebel nachgedacht hätte, welche die Kirche ſeinem Vaterlande zufügt, würde unſtreitig all' ſeine Kräfte anſtrengen,

gen, es davon zu befreien; allein er würde behutſam zu Werke gehn. Statt ein altes Gothiſches Gebäude niederzureiſſen, würde es ſein ernſteſtes Beſtreben ſein, ihm die Fehler zu nemen, die es verunſtalten; er würde jene abgeſchmakte Fabeln in Miskredit bringen, die dem allgemeinen Schwachſinn zur Nahrung dienen; er würde ſich gegen jene Abſolutionen und Indulgenzen auflehnen, die nichts denn Ermunterungen zum Laſter ſind, weil es den Beichtkindern auf die Art leicht gemacht wird, ihre gröbſten Vergehungen abzubüſſen, und zugleich ihre Gewiſſensbiſſe zu ſtillen.

Er würde gegen jene Kompenſationen deklamiren, welche die Kirche eingeführt hat, der gröſſten Miſſethaten frei und ledig zu werden, gegen jene äuſſere gute Werke, welche durch kindiſche Mummereien die Stelle weſentlicher Tugenden vertreten; er würde gegen jene Sammlungsörter von Müſſiggängern eifern, welche ſich auf Koſten des arbeitſamen Theils der Nation nähren, gegen jene Menge von Cönobiten, die den Inſtinkt der Natur erſtikken, und, ſo viel an ihnen iſt, zur Abname des menſchlichen Geſchlechts beitragen; er würde den Regenten auf-

muntern, jene ungeheure Gewalt und Macht zu beſchränken, wovon der Klerus einen ſträflichen Gebrauch gegen ſein Volk und gegen ihn ſelbſt macht, demſelben allen Einflus in die Regierungsgeſchäfte benemen, und ihn eben den Richterſtühlen unterwerfen, welche über die Laien erkennen. Durch dies Mittel würde die Religion eine Materie für die Spekulation werden, gleichgültig für die Sitten und für die Regierung; der Aberglaube würde abnemen, und die Duldſamkeit von Tag zu Tage mehr um ſich greifen.

Jezt wollen wir zu dem Abſchnitt gehn, wo der Verfaſſer von Politik ſpricht. So vieler Umwege er ſich auch bedient, um das Anſehn zu erhalten, als wenn er dieſe Materie nur im Allgemeinen betrachtete, ſo nimmt man gleichwohl wahr, daß er ſtets Frankreich vor Augen hat, und nicht aus den Grenzen dieſes Königreichs kommt. All' ſeine Deklamationen, all' ſeine Kritiken nemen darauf Bezug. Nur in Frankreich werden Juſtizbedienungen verkauft; kein Staat hat ſo viele Schulden als dies Königreich; an keinem Orte ſchreit man ſo viel über Auflagen, wie man aus den Vorſtellungen der Parlemente gegen gewiſſe Edits bourſaux

und

und einer Menge fliegender Blätter über eben dieſe Sache erſehen kann. Der Grund der Beſchwerden, die er gegen die Regierung führt, kann auf kein Land in Europa angewandt werden, als auf Frankreich; nur lediglich in dieſem Staate werden die Einkünfte durch Pächter erhoben. Die Engliſchen Philoſophen beklagen ſich über ihre Geiſtlichkeit nicht. Bis hieher habe ich weder den Spaniſchen noch den Portugieſiſchen oder den Oeſtreichiſchen Philoſophen ſprechen hören; ſonach iſt es nur in Frankreich, wo die Philoſophen ſich gegen die Prieſter beſchweren; kurz, alles bezeichnet ſein Vaterland, und es würde ihm eben ſo ſchwer als unmöglich fallen, zu leugnen, daß ſeine Satyren grade auf dies Land gerichtet ſind.

Inzwiſchen hat er Augenblikke, wo ſein Zorn ſich legt, und wo ſein ruhig gewordner Geiſt ihm erlaubt, weiſer zu urtheilen. Wenn er behauptet: des Fürſten Pflicht ſei, das Glük ſeiner Unterthanen zu machen, ſo iſt jedweder mit ihm wegen dieſer alten Wahrheit einverſtanden. Wenn er verſichert, daß die Unwiſſenheit oder Trägheit der Regenten ihren Völkern nachtheilig iſt, ſo giebt man ihm die Verſicherung, daß jeder⸗

derman davon überzeugt iſt. Wenn er hinzuſezt, daß das Intereſſe der Monarchen mit dem ihrer Unterthanen unzertrennlich verbunden iſt, und daß ihr Ruhm darinn beſteht, über eine glükliche Nation zu herrſchen: ſo wird niemand ihm dieſe evidenten Säze ſtreitig machen. Wenn er aber mit der heftigſten Erbitterung und mit den Zügeu der ſchärfſten Satyre ſeinen König und die Regierungsverfaſſung ſeines Landes verläumdet, ſo nimmt man ihn für einen Wahnſinnigen, der ſeinen Ketten entſprungen iſt, und in den heftigſten Anfällen ſeiner Wut umhertobt.

Wie, mein Herr Philoſoph, Beſchüzer der Sitten und der Tugend, iſt Ihnen unbekannt, daß ein guter Bürger die Regierungsverfaſſung in Ehren halten mus, unter der er lebt? Iſt Ihnen unbekannt, daß es einem Privatmanne nicht ziemt, hohe Mächte zu beleidigen, zu verhöhnen, daß man weder ſeine Mitbrüder, noch ſeine Regenten, noch irgend einen Menſchen verläumden mus, und daß ein Schriftſteller, der mit ſeiner Feder ſolche Exzeſſe verübt, weder verſtändiger Mann noch Philoſoph iſt?

Nichts heftet mich perſönlich an den Allerchriſtlichſten König; vielleicht hätte ich ſo viel Urſach,

ſach, mich über ihn zu beklagen, als ein andrer; allein der Unwille über die Abſcheulichkeiten, die dieſer Schriftſteller gegen ihn gegeifert hat, und zumal die Liebe zur Warheit, die ſtärker iſt, als jede andre Rükſicht, bewegen mich, Anklagen zu widerlegen, die eben ſo falſch als empörend ſind.

Hier ſind die Hauptpunkte der Beſchuldigungen. Der Verfaſſer beſchwert ſich, daß nur allein die erſten Häuſer Frankreichs im Beſiz der erſten Würden ſind; daß man die Verdienſte nicht unterſcheidet; daß man die Geiſtlichkeit ehrt, und daß man die Philoſophen verachtet; daß der Ehrgeiz des Monarchen unaufhörlich neue verderbliche Kriege anfache; daß lohngedungne Henkersknechte (mit ſo ſchönen, zierlichen Namen belegt er die Krieger) nur allein Belohnungen und Auszeichnungen genieſſen; daß die Juſtizbedienungen feil ſind, die Geſeze ſchlecht, die Auflagen unmäſſig, die Bedrükkungen unleidlich und die Erziehungsart der Regenten eben ſo übelverſtanden als tadelnswürdig. Hier iſt meine Antwort:

Der Vortheil des Staats heiſcht, daß der Fürſt ſich für die wichtigen Dienſte erkenntlich bezeigt, die der Regierung geleiſtet werden; und

wenn

wenn ſeine Belohnungen ſich bis zu den Abkömmlingen derjenigen erſtrekken, die ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben, ſo iſt dies die gröſſte Aufmunterung, die er den Talenten und der Tugend geben kann. Familien aufzeigen, die durch die ſchönen Thaten ihrer Ahnen blühend geworden ſind, heiſſt das nicht das Publikum anſpornen, dem Staate wohl zu dienen, damit die Nachkommenſchaft von jenem mit ähnlichen Wohlthaten überhäuft werde?

Bei den Römern ging die Klaſſe der Patricier über die der Plebejer und Ritter; nur in der Türkei ſind die Stände untereinander gemengt, und es ſteht daſelbſt demungeachtet nicht beſſer. In allen Europäiſchen Staaten genieſſt der Adel einerlei Vorrechte. Bisweilen bahnt ſich der Bürgerſtand, wenn Genie, Talente und Dienſte ihn adeln, den Weg zu ausgezeichneten Poſten. Ueberdem iſt dies Vorurtheil (wenn Sie es ſo nennen wollen) dies Vorurtheil, ſage ich, iſt ſo allgemein angenommen, daß es ſogar den König von Frankreich hindern würde, einen Bürgerlichen an gewiſſe auswärtige Höfe zu ſchikken. Der Geburt das nicht leiſten, was ihr gebührt, iſt gar nicht die Wirkung philoſophi-

ſcher

ſcher Freiheit, ſondern lächerlicher bürgerlicher Eitelkeit.

Eine andre Beſchwerde des Autors beruht darauf, daß man in Frankreich das perſönliche Verdienſt nicht unterſcheide. Ich komme auf den Argwohn, daß der Miniſter allem Anſehn nach ſich gegen ihn vergangen und ſo ſtrafbar gehandelt hat, ihm irgend ein Jahrgehalt abzuſchlagen oder auf ſeinem Dachſtübchen dieſen weiſen Lehrer der Menſchheit nicht ausfindig zu machen, der ſo würdig iſt, ihm in ſeinen politiſchen Arbeiten beizuſtehn: ei was ſage ich? ihn darinn zu leiten.

Sie verſichern, mein Herr Philoſoph, daß die Könige ſich öfters in der Wahl der Perſonen irren, die ſie zu ihren Geſchäften brauchen. Nichts wahrers denn das; und der Grund hiervon läſſt ſich gar leicht angeben: ſie ſind Menſchen, ſo gut, wie das ganze Geſchlecht, Irrthümern unterworfen. Diejenigen, die nach groſſen Aemtern ſtreben, zeigen ſich ihnen nie anders als unter der Larve.

So können denn freilich Könige überliſtet werden; die Kunſtgriffe, die Ränke, die Kabalen der

Hof-

Hofleute können bei gewiſſen Gelegenheiten die Obergewalt erhalten; wenn aber die Wahl der erſtern nicht ſtets glüklich iſt, ſo mus man nicht ihnen allein die Schuld geben. Wahres Verdienſt und Leute von hervorragenden Talenten ſind in allen Ländern weit ſeltner als ein ſpekulatifer Träumer es ſich einbildet, der von einer Welt, die ihm nie bekannt geworden iſt, nur theoretiſche Vorſtellungen hat. Das Verdienſt wird nicht belohnt, das iſt die Klage in allen Ländern. Ein jeder Einbildling kann ſagen: ich habe Genie und Talente, die Regierung zieht mich nicht hervor, folglich fehlt's ihr an Klugheit, Unterſcheidungskraft und Gerechtigkeitsliebe.

Unſer Philoſoph wird ſodann unter ſeinem Harniſche warm, indem er eine Materie abhandelt, die ihn noch näher angeht. Er ſcheint darüber auſſerordentlich aufgebracht, daß man in ſeinem Vaterlande die Apoſtel der Lügen denen der Wahrheit vorzieht. Man erſucht ihn einige kleine Betrachtungen anzuſtellen, die ſeines Kraftgenies vielleicht unwert, aber immer vermögend ſind, ſeinen Zorn zu ſtillen. Er erinnere ſich, daß die Geiſtlichkeit eine der beträchtlichſten Geſellſchaften im Staate ausmacht, und daß die Philo-

ſophen

ſophen iſolirte Privatperſonen ſind. Er beſinne ſich auf das, was er ſelbſt geſagt hat, daß dieſer mächtige Klerus, durch die Obergewalt, die er über das Volk zu erlangen gewuſſt hat, dem Monarchen furchtbar geworden iſt, und daß ihm wegen dieſer ſeiner Macht mit Schonung begegnet werden mus. Der Natur der Dinge gemäs mus ſonach dieſer Klerus ausgezeichneterer Vorrechte und vorzüglicherer Achtung genieſſen, als man gemeiniglich denen zu gewähren pflegt, die mittelſt ihres Standes allem Ehrgeize entſagt haben, die, über die menſchlichen Eitelkeiten erhaben, das verachten, was der gemeine Mann mit ſolcher Inbrunſt wünſcht.

Iſt unſerm Philoſophen denn unbekannt, daß der abergläubiſche Pöbel der iſt, welcher ſogar dem Monarchen auf dem Throne Ketten anlegt? Der Pöbel zwingt ihn, jener widerſpännigen und aufruhrſüchtigen Prieſter zu ſchonen, jenes Klerus, der ſtatum in ſtatu errichten will, und der noch jezt fähig iſt, Auftritte zu bewirken, eben ſo tragiſch, wie die waren, welche die Tage Heinrich's des Dritten und des guten Königs Heinrich's des Vierten endeten. Nur mit äuſſerſter Geſchiklichkeit und mit zarteſter Schonung darf der

Fürſt den eingeführten Gottesdienſt antaſten. Wenn er das Gebäude des Aberglaubens geſtürzt wiſſen will, ſo mus er es allmälig untergraben; denn er würde zu groſſe Gefahr laufen, wenn er es offenbar niederzureiſſen ſich unterfinge.

Trägt es ſich ja von ungefähr zu, daß Philoſophen ohne Kenntnis und ohne Behutſamkeit über die Regierung ſchreiben, ſo haben die Staatskundigen Mitleid mit ihnen, und verweiſen ſie auf die erſten Anfangsgründe ihrer Wiſſenſchaft. Man mus theoretiſchen Spekulationen nie trauen; in der Erfahrung ſind ſie nie probehaltig. Die Regierungswiſſenſchaft iſt eine beſondere Wiſſenſchaft, die man lange ſtudiert haben mus, wenn man davon, der Sache angemeſſen, reden will. Man verirrt ſich entweder, oder man ſchlägt Mittel vor, die ärger ſind als das Uebel, worüber man ſich beſchwert; und es kann ſich ereignen, daß man bei vielem Geiſte nichts denn Albernheiten ſagt.

Hier iſt eine andere Deklamation gegen den Ehrgeiz der Fürſten. Unſer Verfaſſer iſt ganz auſſer ſich, beobachtet keine Schonung in ſeinen Ausdrükken mehr. Er beſchuldigt die Regenten, die Mezger ihrer Völker zu ſein, und ſie zur Schlachtbank des Krieges zu ſenden, um ihrer Mislaune

einen

einen Zeitvertreib zu geben. Unſtreitig ſind viele ungerechte Kriege geführt, iſt eine Menge Bluts vergoſſen worden, das man hätte ſparen ſollen und können. Dies hindert nicht, daß es nicht viele Fälle gäbe, wo Kriege notwendig, unvermeidlich und gerecht ſind. Ein Fürſt mus ſeine Bundesgenoſſen vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden. Seine eigne Erhaltung verpflichtet ihn, durch die Waffen das Gleichgewicht der Macht unter den Europäiſchen Potentaten aufrecht zu erhalten. Es iſt ſeine Pflicht, ſeine Unterthanen gegen feindliche Einbrüche zu vertheidigen; er iſt höchſt befugt, ſeine Gerechtſame zu unterſtüzen, oder Erbfolgen oder andere ähnliche Sachen, die man ihm ſtreitig macht, indem er die Ungerechtigkeit, die man gegen ihn ausübt, mit Gewalt zurüktreibt.

Was für einen Schiedsrichter haben Monarchen? Wer kann den Ausſpruch unter ihnen thun? Da ſie ihre Sache vor kein Tribunal bringen können, das mächtig genug wäre, ein Urtheil über ſie zu fällen, und es vollziehn zu laſſen, ſo treten ſie in die Gerechtſame des Naturſtandes zurük, und es bleibt der Stärke anheim geſtellt, darüber zu entſcheiden. Gegen ſolche Kriege eifern, die Regenten ſchmähen, die ſie führen, heiſſt mehr Has

gegen die Könige äuſſern, als Mitleid und Menſchlichkeit gegen die Völker, die nur mittelbar darunter leiden. Würde es unſer Philoſoph billigen, wenn ein Monarch aus Kleinmütigkeit ſich ſeiner Staaten berauben lieſſe, die Ehre, das Intereſſe und den Ruhm ſeiner Nation den Launen ſeiner Nachbaren aufopferte, und durch unnüze Beſtrebungen, den Frieden zu erhalten, ſich, ſeinen Staat und ſeine Völker zu Grunde richtete? Mark-Aurel, Trajan, Julian führten beſtändig Kriege, gleichwohl loben ſie die Philoſophen; weshalb tadeln ſie denn die neuern Regenten wenn ſie hierinn deren Beiſpiele folgen?

Nicht zufrieden, alle gekrönte Häupter Europens zu ſchmähen, findet unſer Autor Vergnügen daran, im Vorbeigehn, die Werke des Hugo Grotius lächerlich zu machen. Ich wage es zu glauben, daß man ſeinen Worten nicht trauen, und daß das *Jus belli & pacis* zu einer ſpätern Nachwelt gelangen wird, als der *Eſſai ſur les préjugés.*

Wiſſet, Feind der Könige, wiſſet neurer Brutus, daß nicht blos Könige Krieg führen, daß auch Freiſtaaten deren zu allen Zeiten geführt haben. Iſt Ihnen denn unbekannt, daß der

Grie-

Griechiſche Freiſtaat, in beſtändigen Uneinigkeiten ſchwebte, und unaufhörlich ein Raub bürgerlicher Kriege war? Seine Jahrbücher enthalten eine beſtändige Reihe von Schlachten gegen die Macedonier, Perſer, Karthager und Römer, bis zu der Zeit, da der Bund der Aetolier deſſen gänzlichen Untergang beſchleunigte? Sollte Ihnen unbekannt ſein, daß keine Monarchie kriegriſcher geweſen iſt, als der Römiſche Freiſtaat? Um Ihnen all' deſſen kriegriſche Operationen zu rekapituliren, würde ich genötigt ſein, deſſen Geſchichte von Anfang an bis zu Ende für Sie abzuſchreiben. Wir wollen nun zu den neuern Republiken übergehn.

Der Freiſtaat von Venedig hat gegen den von Genua, gegen die Türken, gegen den Pabſt, gegen die Kaiſer und gegen Ihren Ludwig XII. gekämpft. Die Schweizer haben gegen das Haus Oeſtreich und gegen Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, Krieg geführt, und, um Ihrer edeln Ausdrükke mich zu bedienen, mehr Mezger als Könige, verkaufen ſie ihre Mitbürger nicht in den Dienſt von Fürſten, die ſich ſchlagen? Von England, einem andern Freiſtaate, ſage ich Ihnen nichts; Sie wiſſen aus Erfahrung, ob dieſe Macht Krieg führt, und wie ſie ihn führt.

Die Holländer haben, ſeit Stiftung ihres Frei-
ſtaats in alle Kriegshändel Europens ſich gemiſcht.
Schweden hat, da es noch Republik war, viel mehr
Kriege geführt, als nachher, da es Monarchie ward.
Was Pohlen anlangt, ſo frage ich Sie, was gegen-
wärtig ſich daſelbſt zuträgt, was in dieſem Jahr-
hunderte ſich daſelbſt zugetragen hat, und ob Sie
glauben, daß es eines beſtändigen Friedens genoſ-
ſen? Alle Regierungsverfaſſungen Europens und
des ganzen Erdbodens (ich neme die Quaker hier-
von aus) ſind folglich Ihren Grundſäzen gemäs
tyranniſch und barbariſch; weshalb beſchuldigen
Sie denn blos die Monarchieen deſſen, was ſie
mit den Republiken gemein haben?

Sie deklamiren gegen den Krieg: an und für
ſich ſelbſt iſt er ſchädlich; allein er iſt ein Uebel,
wie jene andern Geiſſeln des Himmels, die man
in der Einrichtung dieſes Weltalls für notwendig
annemen mus, weil ſie ſich periodiſch ereignen,
und weil bis jezt noch kein Jahrhundert ſich rüh-
men kann, davon befreit geweſen zu ſein. Wenn
Sie einen ewigen Frieden einführen wollen, ſo
müſſen Sie Sich in eine idealiſche Welt begeben,
wo das Dein und das Mein unbekannt iſt, wo
die Prinzen, ihre Miniſter und ihre Unterthanen
insgeſamt ohne Leidenſchaften ſind, und wo der

Stim-

Stimme der Vernunft allgemein gefolgt wird; oder aber treten Sie den Projekten des verſtorbnen Abee de St. Pierre bei; oder, wenn Ihnen dies zuwider iſt, weil er Prieſter war, ſo laſſen Sie die Sachen ihren Gang gehen; denn in dieſer Welt hier müſſen Sie gewärtig ſein, daß es Kriege giebt, ſo wie es deren ſtets gegeben hat, ſeit dem die Handlungen der Menſchen uns ſind überliefert und bekannt gemacht worden.

Jezt wollen wir ſehen, ob Ihre vagen Uebertreibungen gegen die Franzöſiſche Regierungsverfaſſung einigen Grund haben. Sie beſchuldigen Ludwig XV., den Sie deutlich bezeichnen, doch ohne ihn zu nennen, daß er nur ungerechte Kriege unternommen habe. Glauben Sie ja nicht, daß es hinlänglich ſei, ſolche Dinge mit eben ſo vieler Kekheit als Unverſchämtheit vorzubringen; man verlangt davon Beweiſe, ſonſt hält man Sie, ſo ſehr Philoſoph Sie auch ſcheinen wollen, für einen ausgezeichneten Verläumder. Wir wollen ſonach die Stükke des Prozeſſes unterſuchen, und urtheilen, ob die Gründe, welche Ludwig den Funfzehnten zu den unternommenen Kriegen bewogen haben, ſchlecht oder gültig geweſen ſind.

Der erſte Krieg, der ſich uns darſtellt, iſt von 1733. Sein Schwiegervater iſt erwählter König von Pohlen. Der Kaiſer Karl VI., mit Rusland verbündet, widerſezt ſich dieſer Wahl. Der König von Frankreich, der auf Rusland nicht losgehn kann, greift Karl VI. an, um die Gerechtſame ſeines Schwiegervaters zu unterſtüzen, der zweimal auf denſelben Thron iſt erhoben worden; und da er in Pohlen nicht die Oberhand erhalten konnte, verſchafte er dem Könige Stanislaus zur Schadloshaltung Lothringen. Wird man einen Schwiegerſohn verdammen, der ſeinem Schwiegervater beiſteht, einen König, der die Gerechtſame einer wahlfreien Nation unterſtüzt, einen Fürſten, der andere Mächte verhindert, ſich das Recht anzumaaſſen, Königreiche wegzugeben? Wofern man nicht von Erbitterung und von unverſöhnlichem Has hingeriſſen iſt, fällt es unmöglich, bis hieher das Benemen dieſes Fürſten zu tadeln.

Der zweite Krieg begann 1741; er ward wegen der Erbfolge des Oeſtreichſchen Hauſes geführt, deſſen lezter männlicher Zweig, Kaiſer Karl VI, eben geſtorben war. Es iſt ausgemacht, daß jene berühmte pragmatiſche Sanktion, worauf Karl VI. ſeine Hofnungen gründete,

dete, den Gerechtſamen der Häuſer Baiern und Sachſen auf die Erbfolge nicht den mindeſten Abbruch thun, noch den Anſprüchen zum Nachtheil gereichen konnte, welche das Haus Brandenburg auf einige Schleſiſche Herzogthümer machte. Beim Anfange dieſes Krieges war es ſehr wahrſcheinlich, daß eine Franzöſiſche Armee, damals nach Teutſchland geſandt, Ludwig XV. zum Schiedsrichter der Fürſten, die in Streitigkeiten befangen waren, machen, und ſie nötigen würde, nach ſeiner Willkühr, ſich wegen dieſer Erbfolge gütlich zu vergleichen.

Es iſt ſicher, daß nach der Rolle, die Frankreich bei dem Weſtphäliſchen Frieden geſpielt hatte, es weder eine ſchönere noch gröſſere ſpielen konnte. Mus man aber, da Unglük und ſo mancherlei Eräugniſſe zur Zerrüttung dieſer Plane beitrugen, Ludwig XV. verdammen, weil ein Theil dieſes Krieges unglüklich war? Mus ein Philoſoph ein Projekt nach dem Ausgange beurtheilen? Doch es iſt leichter, in's Gelag hinein Schmähungen zu ſagen, als das, was man ſagen will, zu prüfen und darüber nachzudenken. Wie, dieſer Mann, der ſich im Anfange ſeines Werks für einen Eifrer um die Wahrheit ausgiebt, iſt nur ein elender Uebertreiber, der Lügen mit

ſeiner Bosheit vereint, um gekrönte Häupter gröblich anzugreifen.

Ich komme nun auf den Krieg von 1756. Der Verfaſſer der Vorurtheile mus ſelbſt ſehr viel Vorurtheile und viel Bitterkeit gegen ſein Vaterland haben, wenn er nicht ganz offenherzig eingeſteht, daß England damals Schuld war, daß Frankreich die Waffen ergrif. Werde ich jenen blutdürſtenden und barbariſchen Tyrannen, den Sie uns mit ſo düſtern Farben malen, werde ich den in dem friedfertigen Ludwig XV. erkennen, der eine ſo engliſche Geduld und Mäſſigung bewies, bevor er ſich gegen England erklärte? Was kann man ihm vorwerfen? Verlangt man, daß er ſich nicht hätte vertheidigen ſollen? Mein Freund, Du biſt entweder ein unwiſſendes Geſchöpf, oder haſt ein verbranntes Gehirn, oder biſt ein ausgezeichneter Verläumder; wähle unter dieſen dreien, denn Philoſoph biſt Du warlich nicht!

Soviel von den gekrönten Häuptern! *) — — Man bilde ſich nicht ein, daß unſer Autor gegen die

*) Dieſer Abſchnitt und die folgenden bis zu S. 479. ſchreiben ſich von einem Kriegsmann her, den das Stillſchweigen verdros, das ſeine Kameraden beobachteten. Damit nun die Philoſophen dies Stillſein nicht für ein ſtillſchweigendes

die übrigen Stände mehr Schonung hat; ein jeder iſt dis Ziel ſeiner Sarkaſmen. Allein mit welcher höhnenden Verachtung, mit welcher Schnödigkeit behandelt er die Kriegsleute! Wer ihn hört, ſollte ſie für die elendeſten Auswürfe der Geſellſchaft halten. Doch vergebens ſucht ſein philoſophiſcher Stolz ihre Verdienſte herabzuſezen; die Notwendigkeit ſich zu vertheidigen, wird deren Werth ſtets fühlbar machen. Wollen wir aber dulden, daß ein verbranntes Gehirn das edelſte Geſchäft des Lebens, das, ſeine Mitbürger zu vertheidigen, daß er dies verhöhne? O Scipio, der Du Rom aus Hannibal's Händen retteteſt, und Karthago bändigteſt! Guſtav, groſſer Guſtav, Du Beſchüzer der Teutſchen Freiheit! Turenne, Du Schild und Schuzwehr Deines Vaterlandes! Marlborough, Du deſſen Arm Europa in Gleichgewicht erhielt! Eugen, Du Stüze, Hort und Stolz des Oeſtreichiſchen Hauſes! Moriz, Du lezter von den Helden Frankreichs! Brechet aus den Kerkern des Todes, aus den Banden des Grabes hervor, groſſe edle Schatten! Mit welchem

Erſtau-

des Eingeſtändnis der Albernheiten nemen möchten, die ſie ihnen ſeit einer gewiſſen Zeit zu ſagen Behagen finden, ſo hat er ſeine Herzensmeinung darüber eröfnen wollen.

Erſtaunen werdet Ihr nicht hören, wie man in dieſem Jahrhunderte der Paradoxen Eure Arbeiten verhöhnte und jene Thaten, die Euch die Unſterblichkeit mit ſo vielem Fug und Recht eintrugen. Würdet ihr wohl an der feinen Benennung: lohngedungene Henker, wie die Sophiſten ſie bezeichnen, Eure Nachfolger erkennen? Was würdet Ihr ſagen, wenn Ihr einen Cyniker, unverſchämter als Diogenes, aus dem Innern ſeiner Tonne gegen Euern hellſtrahlenden Ruf anbellen hörtet, deſſen Glanz ſeine Augen blendet? Doch was vermag ſein ohnmächtiges Klaffen gegen Euren ruhmumſtralten Namen, und gegen den ſo billigen frohen Zuruf aller Jahrhunderte, deren Zoll Ihr noch einärntet? Ihr, die Ihr in die Fusſtapfen dieſer echten Helden tretet, fahret fort, ihre Tugenden nachzuahmen, und verachtet das eitle Geſchrei eines wahnſinnigen Sophiſten, der ſich für einen Apoſtel der Wahrheit ausgiebt, und doch nichts denn Lügen, Verläumdungen und Schmähungen vorbringt.

Unwürdiger Deklamator, mus man Dich lehren, daß Künſte im Frieden nur unter dem Schuze der Waffen angebauet werden? Haſt Du nicht während der zu Deiner Zeit vorgefallenen Kriege geſehen, daß indes der unerſchrokne Krieger auf

den

den Grenzen wacht, der Feldarbeiter in ruhiger Erwartung lebt, die Früchte ſeiner Arbeiten durch reiche Aernten einzuſammlen? Iſt Dir unbekannt, daß, während der Krieger ſich dem Tode ausſezt, den er entweder giebt oder empfängt, der Handelsmann, unzerſtreut in ſeinen Beſchäftigungen, fortfährt, ſeinen Handel blühend zu machen? Biſt Du ſtumpfſinnig genug, nicht bemerkt zu haben, daß, während jene Heerführer und hohe Kriegsbedienten, welche Deine Feder ſo unwürdig behandelt, der Strenge der Jahreszeiten trozten und ſich den härtſten Ungemächlichkeiten ausſezten, Du ruhig in Deinem jämmerlichen Dachwinkel auf die Rhapſodieen, Albernheiten, Ungezogenheiten und Frazen dachteſt, die Du uns vorlegſt? Wie, ſoll man Dir nachſagen, daß Du alle Ideen verwirreſt? Und biſt Du geſonnen, durch plumpe Sophiſmen die klugen Maasregeln zweideutig zu machen, deren ſich weiſe und vorſichtige Regierungen bedienen? Mus man in unſerm Jahrhunderte beweiſen, daß die Königreiche, ohne die tapfern Soldaten, die ſie vertheidigen, ein Raub des Erſten ſein würde, der ſich ihrer anmaaſſte?

Ja, mein angeblicher Herr Philoſoph, Frankreich unterhält groſſe Heere. Auch ſchwebt es nicht mehr in jenen verwirrten, unruhvollen Zeiten,

ten, wo es ſeine Eingeweide durch Bürgerkriege zerfleiſchte, die verderblicher und grauſamer ſind als auswärtige Kriege. Es ſcheint, daß Sie jene Zeiten bedauren, wo mächtige, mit einander verbündete Vaſallen, dem Oberherrn widerſtehn konnten, der nicht Kräfte genug hatte, ſich ihnen entgegen zu ſezen.

Nein, Sie ſind nicht der Verfaſſer des *Eſſai ſur les préjugés*; dies Buch kann nur von irgend einem Haupt der Partie der wiederaufgelebten Ligue herrühren, das noch Aufruhrsgeiſt athmend, das Volk zur Meuterei gegen die rechtmäſſige Obergewalt des Regenten anfriſchen will. Was würden Sie aber nicht geſagt haben, wenn die Engländer während des lezten Krieges bis zu den Thoren von Paris gedrungen wären? Mit welchem Ungeſtüm würden Sie nicht gegen die Regierung losgebrochen ſein, welche ſo ſchlecht für die Sicherheit des Reichs und der Hauptſtadt geſorgt hätte? und Sie würden Recht haben. Weshalb ſuchſt Du denn, inconſequentes und von Deinen Träumereien berauſchtes Geſchöpf, jene wahren Säulen des Staats, jenes Militär zu brandmarken und herabzuwürdigen, das in den Augen eines Volks, das ihm die gröſſte Erkenntlichkeit ſchuldig iſt, in hohem Anſehn ſteht?

Wie, jene unerſchrokne Vertheidiger, die ſich aufopfern, jene Schlachtopfer des Vaterlandes, denen beneideſt Du die Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen, deren ſie mit ſo groſſem Fuge genieſſen! Sie haben ſie mit ihrem Blute bezahlt, haben ſie mit Wagung ihrer Ruhe, ihrer Geſundheit und ihres Lebens erhalten. O unwürdiger Sterblicher, der das Verdienſt herabſezen, ihm die gebührenden Belohnungen, den ihn begleitenden Ruhm entreiſſen, und die Geſinnungen der Erkenntlichkeit erſtikken will, die ihm das Publikum ſchuldig iſt.

Man denke nicht etwa, daß blos das Militär ſich über unſern Autor zu beſchweren habe. Es befindet ſich im ganzen Königreiche kein Stand, der von ſeinen Pfeilen verſchont bliebe. Er berichtet uns, daß die Juſtizbedienungen in Frankreich feil ſind. Dies weis man bereits längſt. Um die Quelle dieſes Misbrauchs kennen zu lernen, mus man, wenn ich mich nicht irre, zu den Zeiten hinaufſteigen, wo König Johann Gefangner der Engländer war, oder um mehrer Sicherheit willen, bis zur Gefangennemung Franciſkus I. Frankreich fand ſich ehrenhalber verpflichtet, ſeinen König aus den Händen Karl's V. zu be-

befreien, der ihm nur bedingweiſe ſeine Freiheit wiedergeben wollte.

Da der Schaz erſchöpft war, und ſich keine ſo beträchtliche Summe vorfand, als man für das Löſegeld des Königs foderte, ſo nam man zu dem traurigen Ausweg ſeine Zuflucht, die Juſtiz-ämter zu verkaufen, um dadurch die Freiheit dieſes Fürſten zu bewirken. Beinahe beſtändig fortdauernde Kriege, die auf die Befreiung Franz I. folgten, innerliche Unruhen und bürgerliche Kriege, die ſich unter ſeinen Abkömmlingen entzündeten, verhinderten die Monarchen, ſich dieſer Schuld zu entledigen, wovon noch jezt Abgaben entrichtet werden müſſen.

Frankreich's Unglük hat gewollt, daß Ludwig XV. ſich noch bis in unſern Tagen in keinern günſtigern Lage befunden hat, als ſeine Ahnen; dies hat ihn verhindert, den Eigenthümern die beträchtlichen Vorſchüſſe zu erſezen, die ſie in dieſen drangvollen Zeiten gethan hatten. Mus man ſich ſonach an Ludwig XV. halten, wenn dieſer alte Misbrauch noch nicht abgeſchaft iſt? Unſtreitig müſſte das Recht, über das Glük von Privatleuten zu entſcheiden, nicht durch Geld erworben werden; allein man klage die Urheber hier-

hiervon an, die allein ſtrafbar ſind, und nicht einen König, der daran unſchuldig iſt. Wiewohl dieſe Misbräuche vorhanden ſind, ſo iſt dennoch der Verfaſſer nichts deſtoweniger genötigt einzugeſtehn, daß man mit Wahrheit das Pariſer Parlement keiner pflichtwidrigen Handlungen beſchuldigen kann, und daß das Feilſein der Aemter auf ſeine Billigkeit keinen Einflus gehabt hat. Immerhin mag ſich unſer Autor über die Menge von verworrenen Geſezen beklagen, die von Provinz zu Provinz abwechſeln, da ſie doch in einem Staate wie Frankreich einfach und gleichſtimmig ſein ſollten. Ludwig XIV. wollte eine Verbeſſerung der Geſeze vornemen; doch allerlei Hinderniſſe verwehrten es ihm, ſein Werk zu Stande zu bringen.

Unſer Autor wiſſe denn, wenn es ihm unbekannt iſt, und begreife, wenn er kann, daß diejenigen, die Gebräuche aufheben wollen, welche das Herkommen geheiligt hat, unendliche Mühe und immer neue Hinderniſſe vorfinden. Man mus ſich in unendliche Detaljes einlaſſen, um Licht über den innern Zuſammenhang verſchiedner Dinge zu erhalten, welche die Folge der Zeiten gebildet hat, und die man nicht antaſten kann, ohne in Inkonvenienzen zu geraten, die noch weit ſchlim-

mer ſind, als das Uebel, das man heilen will; in dem Fall kann man ſagen, daß das Kritiſiren leicht, die Kunſt aber ſchwer ſei.

Jezt nähern Sie Sich, mein Herr Generalfinanzkontrolleur und Sie, meine Herren Finanziers, die Reihe kömmt nun an Sie. Der Verfaſſer bricht in ſeiner übeln Laune gegen die Abgaben los, gegen die Eintreibungen der öffentlichen Gelder, gegen die Läſten, welche das Volk trägt, und die es nach ſeiner Behauptung ganz zu Boden drükken, gegen die Pächter, gegen diejenigen, die dieſe Einkünfte verwalten, die er durchgängig des Unterſchleifs, der härteſten Bedrükkungen und Räubereien beſchuldigt. Sobald er dies beweiſet, hat er ganz recht gehandelt. Da ich aber bei Leſung ſeines Werks gegen ſeine beſtändigen Uebertreibungen auf der Hut geblieben bin, ſo hab' ich auf ihn den Verdacht, daß er, in der Abſicht, die Regierung verhaſſt zu machen, die Sachen unendlich übertreibt. Jener Ausdruk vom barbariſchen Tyrannen, dieſer in ſeiner Seele mit der Königswürde unzertrennliche Begrif, eine Benennung, die er, wenn er nur kann, ſeinen Monarchen mittelbar beilegt, machen mir ſeine Deklamationen als unredlich verdächtig.

Jezt wollen wir ſehn, ob er die Sachen kennt, wovon er ſpricht, und ob er ſich die Mühe genommen hat, den Status quæſtionis zu unterſuchen. Woher ſind jene unermesliche Schulden gekommen, womit Frankreich belaſtet iſt? Was für Urſachen haben ſie erzeugt? Es iſt bekannt, daß ein groſſer Theil ſich noch von der Regierung Ludwig XIV. herſchreibt, und während des Erbfolgekriegs gemacht wurde, des gerechteſten von allen Kriegen, die dieſer Monarch unternommen hat. Seitdem ſchmeichelte ſich der Dûc d'Orleans, Regent dieſes Reichs, ſie mittelſt des Syſtems zu tilgen, das Law ihm vorſchlug; da er aber dies Syſtem übertrieb, brachte er das ganze Land in die äuſſerſte Unordnung in ſeinen Vermögensumſtänden, und die Schulden wurden nur zum Theil bezahlt, nicht völlig getilgt.

Nach dem Tode des Regenten und unter der weiſen Staatsverwaltung des Kardinals Fleuri, heilte die Zeit einige alte Wunden dieſes Königreichs zu, allein die nachher ausbrechenden Kriege nötigten Ludwig XV. neue Schulden zu machen. Die Redlichkeit, die Stüze des öffentlichen Kredits, verlangt, daß dieſe Schulden abgetragen werden, oder daß wenigſtens die Regierung deren Dividend genau bezahle. Da die gewöhnlichen Einkünfte

des Staats ſich auf der Liſte der gangbaren Ausgaben befinden, woher ſoll der König die erforderlichen Summen nemen, den Dividend zu bezahlen, und jene Schulden zu tilgen, wenn er nicht von ſeinen Völkern dieſe Summen erhielte? Und da ein altes Herkommen in dieſem Lande eingeführet hat, daß die Einnamen von gewiſſen Pachtungen und neuen Auflagen, durch die Hände der Pächter gehn, ſo findet ſich der König einigermaaſſen genotdrungen, ſich ihrer Beihülfe zu bedienen.

Man iſt gar nicht in Abrede, daß jene Menge von Commis und Unterbedienten im Finanzfache, die vielleicht zu überhäuft iſt, ſchwere Bedrükkungen, und Räubereien verübe, und daß das Volk bisweilen Recht habe, ſich über deren harte Geldereintreibungen zu beſchweren; wie ſoll aber dies in einem ſo weitläufigen Königreiche, wie Frankreich, verhindert werden? Je gröſſer eine Monarchie iſt, je mehrere Misbräuche werden darinn herrſchen. Wenn man auch ſogar die Anzahl der Aufſeher der der Steuer- und Zolleinnemer gleich machen wollte, ſo würde es dennoch jenen Commis durch neue Liſten und neue Kunſtſtükke gelingen, die aufmerkſamen Augen derjenigen zu täuſchen, die auf ſie Obacht haben ſollen.

XX.

An Voltaire.

Berlin den 11ten Januar 1750.

Ich habe den Roman Nanine,
So gut dialogirt, geſehn.
Ein Ungefähr, glaub' ich, trieb ihn auf jene Bühne,
Durch liebenswerten Scherz ſo ſchön,
Wo der noch nie erreichte Molier'
So glänzte, wie kaum Einer mehr.

War ſeine Muſ' auf Frankreichs Bühne
Die erſte, die dem Scherz die muntre Grazie lieh,
So ſei der Himmel vor, daß ſie
Nicht auch die lezte ſei!

Er ſtürzte eure Markis,
Die ſtolzen Spröden, die Aftergenies,
Die Frömmlinge mit gedritter Tonſur,
Die wohlgebornen Edelleute
Mit Adelsbriefen von geſtern und heute,
Und ſeine Lehrerin war einzig die Natur.
Ihr ſtets getreu, verfolgt er ihre Spur,
Von ihr nur lies er ſich den Meiſterpinſel leihen
Zu ſeinen kühnen Schildereien.

Der neuere Geſchmak, buntſchäkkig kolorirt,
Den der Mitbuhler Heer, von ſeinen kühnen Zügen

Ermüdet, ſeit ihm eingeführt,
Statt unſre Fehler zu bekriegen,
Durch muntern Tadel unſer Herz
Und unſre Sitten zu verbeſſern,
Weis jezt Thaliens feinen Spott und Scherz
Und ihrer Lehren Kraft gar meiſterlich zu wäſſern;
Und was das ſchlimmſte iſt, man ſchleppet Melpomenen
Vermummt auf unſre kom'ſchen Scenen:
Wenn ſie dann ihre Heldenthränen
Um nichts und wieder nichts vergieſſt
Und unter einem Schwarm von düſtern Bürgersleuten
Von ekelhaften Süſſigkeiten
Und wäſſrigen Sentenzen überflieſſt,
Nichts als verliebten Unſinn ſpricht,
Ach! wer beklagt die groſſe Muſe nicht?

Und wahrhaftig, dieſe neue Kezerei hat den eigenthümlichen Ton des Luſtſpiels ſo ſehr verdrängt, daß man ſelbſt unter den Zügen der Apoſtaſie die Religion zu finden glaubt!

Da es Ihnen nicht gelungen iſt, mich zu der Sekte des la Chauſſee zu bekehren, ſo wird das wohl niemanden gelingen. Indeſſen geſtehe ich Ihnen, daß Sie aus der Nanine alles gemacht haben, was man verlangen kann. Dieſe Gattung hat mir nie gefallen. Ich begreife gar

Inhalt.

Seite

Aufſäze vermiſchten Inhalts.

1) Briefe an das Publikum. 3 - 36.

2) Mandat des Biſchofs von Aix. 37 - 50.

3) Briefe über die Vaterlands-liebe. 51 - 128.

4) Ueber die Teutſche Littera-tur. 129 - 200.

Briefe. 201 - 332.

Epiſteln. 333 - 402.

Anhang. 403 - 490.

Berichtigungen.

S. 104. Z. 4 von unten ſtatt Schlüſſe lies Schüſſe.
S. 136. Z. 1. ſt. alles Angeneme l. alle Anmut.
S. 209. Z. 5. ſt. las ja l. Unglüklicher las ja ꝛc.
S. 226. Z. 3 von unten ſt. gelehrter Mann l. galanter Mann.
S. 241. Z. 6 von unten ſt. Tiſiphon l. Tiſiphone.
S. 309. Z. 2 von unten ſt. was von mir l. was man von mir.
Im vorigen Bande beliebe man noch gütigſt S. 499. Z. 1. Unreinigkeit in Urreinigkeit zu verwandeln.

Wären die Abſichten unſers Autors rein geweſen, hätte er die Urſache der dem Staate verderblichen Ausgaben recht gekannt, ſo würde er den beſcheidnen Wink ertheilet haben, die Ausgaben für Kriegsbedürfniſſe wirtlicher einzurichten; jene Unternemer abzuſchaffen, die ſich durch unerlaubte Gewinſte bereichern, indes daß der Staat arm wird; ein Auge darauf zu haben, daß die Lieferungen nicht doppelt ſo hoch angeſezt werden als der eigentliche Betrag iſt, wie dies wohl geſchieht; endlich ſo hätte er noch können einflieſſen laſſen, daß die Einſchränkung aller überflüſſigen Ausgaben und Penſionen des Hofes ein Mittel ſei, die Bürde der Auflagen zu erleichtern, das der Aufmerkſamkeit eines guten Fürſten wert iſt.

Hätte er einen beſcheidnen Ton angenommen, ſo würden ſeine Erinnerungen, ſeine Winke Eindruk gemacht haben; allein Schmähungen erbittern, und überzeugen Niemanden. Er ſchlage ſonach Mittel vor, wenn er deren weis, die Schulden zu tilgen, ohne die öffentliche Treue zu verlezen, und ohne die Unterthanen zu Boden zu drükken; und ich ſtehe ihm dafür, daß er ſogleich zum Generalfinanzkontrolleur ſoll ernannt werden.

Ein wahrer Philoſoph würde unparteiiſch unterſucht haben, ob jene zahlreiche Armeen, die

während des Friedens unterhalten werden, ob jene ſo koſtbaren Kriege, wie ſie es heutiges Tages ſind, mehr oder mindern Vortheil bringen, als jener alte Gebrauch, in Haſt die Bauern zu bewafnen, wenn ein Nachbar fürchterlich ſchien; dieſe Miliz durch Raub und Plünderung zu unterhalten, ohne ihr eine regelmäſſige Löhnung anzuweiſen, und ſie im Frieden zu verabſchieden. Der einzige Vortheil, den die Alten hatten, beſtand darinn, daß ihnen das Militär in Friedenszeit nichts koſtete; allein wenn die Sturmglokke läutete, ward jeder Bürger Soldat; anſtatt daß jezt, da die Stände von einander abgeſondert ſind, der Feldarbeiter, der Handwerker ununterbrochen ihre Arbeiten fortſezen, während daß der Theil der Bürger, der zur Vertheidigung der Uebrigen beſtimmt iſt, ſeine Beſtimmung erfüllt. Wenn unſre groſſen Heere, in ihren Expeditionen auf Koſten des Staats unterhalten, koſtbar ſind, ſo entſpringt daraus wenigſtens der Vortheil, daß die Kriege nicht länger als acht oder höchſtens zehn Jahre dauern können, und daß ſodann die Erſchöpfung der Hülfsquellen die Regenten nötigt, ſich bei gewiſſen Gelegenheiten friedfertiger zu bezeigen, als ſie es aus Neigung ſein würden. Das Reſultat unſrer neuern Gebräuche iſt ſonach, daß unſre Kriege kürzer ſind als die der

Alten,

Alten, minder verderblich für die Provinzen, die ihnen zum Schauplaz dienen, und daß wir den groſſen Koſten, die ſie nach ſich ziehn, die vorübergehenden Friedenszeiten verdanken, deren wir genieſſen und welche vermutlich durch die Erſchöpfung der Mächte bald von längerer Dauer ſein werden.

Ich gehe weiter. Unſer Königsfeind verſichert, daß die Regenten nicht durch göttliche Autorität ihre Gewalt erhalten haben. Wir wollen ihn über dieſen Punkt nicht ſchikaniren; es geſchieht ſo ſelten, daß er Recht hat, daß es nur Uebellaune verraten würde, wenn man ihm da widerſpräche, wo die Probabilitäten für ihn ſind. In der That uſurpirten die Kapetinger das Reich, bemächtigten ſich ſeiner die Karolinger durch Geſchiklichkeit und Kunſtgriffe, erhielten die Valois und Bourbons die Krone durch Erbfolgerecht. Wir opfern ihm noch die Titel: Ebenbilder der Gottheit, Repräſentanten der Gottheit auf, die man ihnen ſo uneigentlich beilegt. Die Könige ſind Menſchen, wie andere, genieſſen kein ausſchlieſſendes Privilegium, in einer Welt vollkommen zu ſein, wo nichts es iſt. Sie bringen ihre Schüchternheit oder Entſchloſſenheit, ihre Thätigkeit oder Trägheit, ihre Laſter oder ihre Tugenden auf den Thron mit, worauf das Un-

gefähr ihrer Geburt ſie ſezt; und in einem Erbkö- nigreiche müſſen notwendig Fürſten von allerlei Karaktern ſich folgen. Es wäre Ungerechtigkeit, zu verlangen, daß Fürſten ohne Fehler ſein ſollen, da man es ſelbſt nicht iſt. Was für Kunſt liegt darin, zu ſagen: der und der iſt Müſſiggänger, Geizhals, Verſchwender, oder Wollüſtling. Keine mehr, als wenn man beim Promeniren durch die Stadt die Schilder der Häuſer lieſt.

Ein Philoſoph, der da weis, daß die Natur der Dinge ſich nie ändert, wird ſich nicht dabei ver- weilen, der Eiche vorzuwerfen, daß ſie keine Aepfel trägt, dem Eſel, daß er nicht Adlersfittiche hat, dem Stör, daß er nicht die Hörner eines Stiers führt; er wird weſentliche, aber ſchwer abzuhelfen- de Uebel nicht übertreiben; er wird nicht ausru- fen: Alles iſt ſchlecht, ohne zu ſagen, wie alles gut ſein könnte; ſeine Stimme wird nicht zur Poſau- ne des Aufruhrs, zum Looſungszeichen der Misver- gnügten, der Rebellion zum Vorwande dienen; er wird die eingeführten und durch die Nation ge- billigten Gebräuche, die Regierung und diejenigen in Ehren halten, die zu ſelbiger gehören oder von ihr abhängen. So dachte der friedfertige dü Mar- ſais, den man eine Schmähſchrift verfertigen lies, nachdem er bereits zwei Jahre todt und begra-

ben

ben war; allein der wahre Verfaſſer kann nur ein Schüler ſein, der eben ſo unbeſonnen als Neuling in der Welt iſt. Doch was bleibt mir wohl noch zu ſagen übrig? Wie, in einem Lande, wo der Verfaſſer des Telemach's den Thronfolger erzog, ſchreit man gegen die Erziehung der Prinzen! Wenn der Schüler antwortet, daß es keine Fenelons in Frankreich mehr giebt, ſo mus er ſich an die Unfruchtbarkeit des Jahrhunderts halten und nicht an diejenigen, welche die Erziehung der Prinzen leiten.

Das wären kurz zuſammengedrängt meine allgemeinen Bemerkungen über den *Eſſai des Préjugés.* Sein Styl iſt mir ennüyant vorgekommen, weil es eine beſtändige monotoniſche Deklamation iſt, und weil einerlei Ideen allzuoft unter einerlei Geſtalt hervortreten. Unter dieſem Chaos habe ich gleichwol einige vorzügliche Sachen gefunden. Uebrigens müſſte man, um dies Buch zu einem nüzlichen Werke umzuſchaffen, die Wiederholungen, die Concettis, die falſchen Räſonnements, die Unwiſſenheiten, und die Schmähungen daraus wegſtreichen; dadurch würde es auf den vierten Theil ſeines Umfangs herabgeſezt werden.

Was habe ich denn aus dieſer Lektüre gelernt? Was für eine Wahrheit hat mich der Verfaſſer gelehrt?

lehrt? Daß alle Geiſtlichen Ungeheuer ſind, die geſteinigt zu werden verdienen, daß der König von Frankreich ein barbariſcher Tyrann iſt; ſeine Miniſter Erzſchurken; ſeine Hofleute niedrige Gauner, die um die Füſſe des Throns herumkriechen; die Groſſen des Reichs unwiſſende Geſchöpfe vom höchſten Uebermut aufgeſchwellt; (Ach! er neme wenigſtens den Dûc de Nivernois davon aus!) daß die Franzöſiſchen Märſchälle und Officiere lohngedungne Henkersknechte ſind, die Richter ehrloſe Pflichtvergeſſene, die Finanziers Cartouche und Mandarins, die Geſchichtſchreiber Verführer der Prinzen, die Dichter öffentliche Vergifter; und daß es nichts Weiſes, Lobenswürdiges und Achtungswertes im ganzen Königreiche giebt, als den Verfaſſer und ſeine Freunde, die ſich mit dem Titel: Philoſophen bekleidet haben.

Ich betaure die Zeit, die ich mit Durchleſung dieſes Werks verloren habe, und die, die ich abermals dadurch verliere, daß ich Ihnen deſſen Recenſion liefere.

London den 2ten April 1770.

Staatliche Bibliothek Bamberg

EM,

Friedrich

Des Philosophen von Sanssouci sämtliche Werke

Bd.: Dritter Band

1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2816(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828152-4